Die Bekehrung Chlodwigs.

Gemählde

aus der

Welt- und Menschen-Geschichte

zur

Veredlung des Herzens.

Rx

Gesammelt

von

einem katholischen Geistlichen.

Mit 1 Kupfer.

München, 1819.
Bey Jakob Giel.

228 b.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

1.

Großmuth.

Ein Dorfbewohner in Schwaben sah sich durch die ausserordentliche Theurung und Hungersnoth im Jahre 1771. in die drückendste Armuth versetzt. Seine Familie hatte einige Tage von einem kleinen Vorrathe gemahlenen Habers, worunter klarer Häckerling geschnitten war, gelebt. Als dieser zu Ende war, sahen sie sich neuerdings dem bittersten Mangel Preis gegeben. Ein Bäcker, dem der Hausvater fünf Thaler (9 Gulden) schuldig war, weigerte sich mit unerbittlicher Härte, sie eher wieder mit Brode zu versehen, bis diese Summe bezahlt wäre. Das Geschrey seiner leidenden Kinder, die beynahe vor Hunger starben, und die Thränen eines liebevollen Weibes erfüllten das Herz des Armen mit unaussprechlicher Angst. „Ach! lieber Mann," sagte das Weib vor Jammer ganz ausser sich — „sollen wir die armen Kleinen elen„derweise umkommen lassen? Haben wir ihnen da„rum das Leben gegeben, um sie vor Hunger hinster„ben zu sehen? sieh diese armen Schlachtopfer, die „schon todt blaß da liegen. Und ich, ich sterbe mit „ihnen vor Kummer und Noth! Könnte ich doch ihr „Leben durch das meinige retten! Mache dich auf! — „lauf spornstreichs zur nächsten Stadt, laß dich nicht „durch falsche Schaam abhalten, und entdecke dort

„unsere große Noth! Säumest du, mit jedem Augen„blick, den du verlierest, wird unser Elend größer.
„Der Gott, welcher verheissen hat, aller Verlassenen
„Vater zu seyn, ach! eröffnet vielleicht auch deinen
„Klagen Herzen, die sich unser erbarmen.“

Der unglückliche Vater, mit Lumpen umhüllt, und mehr einem ausgemergelten Gerippe, als einem Menschen ähnlich, eilte zur Stadt. Er bat, er flehte, er beschrieb seine klägliche Lage mit der rührendsten Beredsamkeit, welche die bitterste Armuth einzuflößen vermag. Umsonst! Niemand will ihn hören und ihm helfen.

Durch diese unerwartete Grausamkeit zur Verzweiflung gebracht, gieng er in einen Wald, entschlossen, den ersten Reisenden, der ihm begegnen würde, anzufallen. Dringende Noth schien ihm jetzt Gesetz, und er wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit. Nicht lange, so kam ein Krämer mit einer Kiste auf dem Rücken. Er setzte ihm ein Messer auf die Brust, und foderte ihm sein Geld ab. Der Kramer widersetzte sich gar nicht, sondern gab gutwillig seinen Beutel her, der zwanzig Thaler (36 Gulden) enthielt. Mit zitternder Hand nahm er das Geld, und eilte davon.

Ehe er es noch zu sich gesteckt hatte, überfiel ihn eine fürchterliche Bangigkeit; das Geld wurde zentnerschwer in seiner Hand, und der Boden wankte unter seinen Füssen. „O Gott! was habe ich begangen!“ — rief er aus. Er wandte sich um, ob ihn der Krämer nicht verfolge. Da er ihn aber ruhig seinen Weg gehen sah, so eilte er ihm nach, und bot ihm mit ausgestrekter Hand den Beutel hin. „Da nehmet, um Gotteswillen, nehmet euer Geld wieder, welches ich euch abgepreßt habe! Ich glaubte es behalten, und

durch den Gebrauch desselben meine Kinder vor dem Hungerstode schützen zu können, aber ich kann es nicht. Ach, wie schwer ist es, ein Räuber zu seyn! — Wollt ihr aber wissen, was mich dazu bewegen konnte, so thut die Barmherzigkeit an mir, und begleitet mich in meine Hütte!“ — „Das will ich thun,“ antwortete der gute Mann, und gieng stillschweigend mit ihm.

Aber, wie wurde ihm, als er in die armselige Wohnung trat! Die vier Kinder, fast nakt, lagen auf dem Strohe, hinsterbend vor Kummer, und die Mutter, das Bild des tiefsten Jammers, saß neben ihnen. Der Bauer erzählte seiner Frau, was vorgefallen war. — „Du weist,“ — sagte er, — „mit welcher Eile ich in die Stadt gieng, in Hoffnung, einige Beyhilfe zu finden. Aber ich traf nur harte Herzen an. Von allen abgewiesen — verzweiflungsvoll — wüthend — gieng ich in einen benachbarten Wald, und wurde ein Räuber. Darf ich es sagen? Ich wagte es, an diesen guten Mann gewaltsame Hand zu legen. —

„Erbarmt euch wenigstens meiner armen Kleinen!“ schrie das Weib halb ausser sich, und umfaßte des Krämers Kniee. — Innigst gerührt durch diesen Anblick, hob dieser Biedermann sie vom Boden auf, und weinte heisse Thränen mit diesen armen Leuten. — „Ich bin euer Freund,“ — sagte er, — „da nehmt diese zwanzig Thaler! — Ach, daß mein Vermögen nicht meinen guten Wünschen für Euch gleich ist! Wie leid thut es mir, daß ich euch kein glücklicheres Loos für die Zukunft verschaffen kann!“ — „Nein“, — sagte der Bauer, — „mein Verbrechen macht mich dieser Güte unwerth. Nein, wenn ich auch vor Hunger sterben sollte, ich nehme das Geld nicht.“ Der Krämer bestand unab-

änderlich darauf, und überredete ihn, daß er es endlich annahm. Die ganze Familie küßte die Hand des Wohlthäters, der sie so vom Tode gerettet hatte. Ihren Dank konnten sie blos mit Thränen ausdrücken. Der Krämer kehrte mit dem süßen Bewußtseyn, welches solche Handlungen gewähren, wieder zurück.

2.

Edelsinn.

Der Fürst von Caserta wurde einst auf einer Reise, die er in Italien machte, durch eine schnelle und fürchterliche Ueberschwemmung aufgehalten, und ward hiebey Augenzeuge von dem Unglücke, welches eben dadurch viele Menschen erlitten.

Am meisten aber gieng ihm das Schicksal einer Familie zu Herzen, die ihrem Untergange nahe war. Entschlossen, die Rettung dieser Unglücklichen, wenn es nur immer möglich wäre, zu bewirken, bot er einem Müller, den er glücklicherweise traf, 200 Dukaten an, wenn er es wagen würde, jene Familie der Gefahr des Todes zu entreißen. Nach einigem Bedenken und auf die wiederholte Aufforderung des Fürsten, welcher die angebotene Summe noch um 100 Dukaten erhöhte, eilt der Müller den Unglücklichen entgegen, deren Jammergeschrey und Händeringen die Größe ihrer Gefahr verkündete. Glücklich arbeitet er sich durch das empörte Element, und es gelingt ihm, nach und nach Alle in Sicherheit zu bringen. Als er

mit der Rettung des lezten beschäftiget war, sagt er: „endlich seyd ihr, Gott sey Dank! alle gerettet.“ Der Fürst, ganz ausser sich vor Freude, eilt dem edlen Retter entgegen: „Nimm hier diese 300 Dukaten; und da keine gute Handlung genug belohnt werden kann, so verspreche ich dir noch dreyhundert.“ — „Gnädiger Herr! (antwortete der Müller, welcher das Geschenk nicht annahm) — „erlauben Sie, daß ich mich gegen Sie erkläre!“ — „Rede Freund, . . . bist du vielleicht nicht zufrieden?“ — „Ihre Hoheit denken schlecht von mir!“ - sagte hierauf der Müller, — „Sie haben mir ein Vergnügen verschafft, für das ich Ihnen nicht genug danken kann; ich schätze mich in diesem Augenblicke für den glücklichsten der Sterblichen! Mir gelang es, diesen Leuten das Leben zu erhalten! Ich fühlte es anfänglich nicht, wie willkommen mir derjenige wäre, der mich retten würde, wenn ich in einer solchen Lage mich befände. Ich habe aber nachgedacht, und . . . ich genoß ein unbeschreibliches Vergnügen! nun hätte ich Sie um ein neues Vergnügen zu bitten.“ —

„Rede, ich will dir Alles herzlich gerne bewilligen, wenn es anders von mir abhängt:“ antwortete der Fürst. — „O ja, gnädigster Herr,“ erwiederte der Müller, — „Sie können es. Obschon ich arm bin, däuchts mich doch, daß diese Unglücklichen noch ärmer seyen; ich bitte daher Ihre Hoheit, die Summe, die Sie so gnädig waren, mir anzubieten, ihnen zukommen zu lassen!“ — Der Fürst, welchen sein Gefühl ganz hinriß, vergoß jene kostbaren Thränen, welche nur aus einer reinen Empfindung fließen, stürzte sich in die Arme des Müllers, und ließ sein Herz ausrufen: „Freund, du bist größer, als

ich!" Er giebt dem Verlangen des edelmüthigen Wohlthäters nach, und vertheilt die 300 Dukaten unter die Familie, welche aus Dankbarkeit bald des Fürsten, bald des Müllers Kniee umfaßte. Der Fürst wandte sich dann an den Retter mit folgenden Worten: „würdiger Mann kommt mit mir; Ihr sollt die Vorzüge genießen, die ihr verdient: ich will euer Schicksal verbessern." Der Müller sagte ihm, daß er Kinder habe. „Nun ich will sie sehen." Der Fürst besucht hierauf die arme Hütte des rechtschaffenen Müllers, umarmt dessen Kinder, die sich vor ihm auf die Kniee warfen, und hebt sie auf; ihre Mutter war nicht lange zuvor gestorben; er führt den Vater nebst seinen Kindern nun mit sich in sein Schloß, und überhäuft sie mit den größten Wohlthaten.

Bey den meisten glänzenden Gastmahlen machte dieser Fürst sich eine Freude daraus, den Müller an seiner Tafel zu haben, und ließ ihn jedesmal an seiner Seite sitzen. Verschiedene Vornehme wunderten sich, und bezeugten ihm öfters ihr Mißfallen über die allzu genaue Verbindung mit diesem Manne, welche sie als eine Entehrung seiner Geburt ansahen. „Lieben Freunde!" sagte ihnen der Fürst, der dieser Vorwürfe endlich müde wurde; — „wir sind unsere Größe unsern Vätern, und ohne Zweifel einem gewissen Vertrage schuldig; diesen Mann aber hat die Natur durch sein Herz groß gemacht; wir wollen daher stolz darauf seyn, wenn er uns nur für seines gleichen ansehen will."

3.

Treue im Bekenntniß der christlichen Religion.

Abdallah und Sabat, zwey Muhamedaner, die in Arabien, ihrem Vaterlande, sehr angesehen waren, bekehrten sich zu Anfang dieses Jahrhunderts zum christlichen Glauben. Beyde durch das innigste Freundschaftsband verbunden, stammten von vornehmen arabischen Familien her, und beschloßen miteinander zu reisen, um fremde Länder zu besuchen. Beyde waren eifrige Muhamedaner. Sabat war ein Sohn Ibrahim Sabat's, von Beni-Sabats Familie, deren Stammbaum bis zu Muhamed hinauf reichte. Sie verrichteten ihre Andacht an Muhameds Grabe zu Mekka, verließen hierauf Arabien, durchreisten Persien, und kamen endlich nach Cabul (in Ost-Persien.) Abdallah wurde durch ein bürgerliches Amt hier fest gehalten, das ihm Zemann Schah, König von Cabul, übertrug; Sabat aber setzte seinen Weg durch die Tartarey fort. Abdallah fand bey einem Christen aus Armenien eine arabische Bibel, las dieselbe, hörte öfters das göttliche Wort verkünden, und bekehrte sich zum christlichen Glauben. In den türkischen Staaten droht jedem vornehmen Muhamedaner, der zur christlichen Religion übergeht, die Todesstrafe. Abdallah suchte vorerst seine Bekehrung geheim zu halten, fühlte jedoch bald, daß seine Mühe vergebens sey, und beschloß, in der Nähe des kaspischen Meeres eine christliche Kirche aufzusuchen.

Verkleidet wich er aus Cabul, und hatte schon die große Stadt Bochara in der Tatarey glücklich

erreicht, als er auf der Straße seinem Freunde Sabat begegnete, und plötzlich erkannt wurde. Dieser hatte von seiner Bekehrung und Flucht reden hören, und deßwegen den heftigsten Abscheu gegen ihn gefaßt.

Abdallah, die ihm drohende Gefahr nicht ahnend, warf sich seinem Freunde zu Füßen, gestand, daß er ein Christ sey, und beschwur ihn bey ihrem alten Freundschaftbunde: „Mein Leben" — sagte er — „ist in deiner Hand! O Bruder laß mich fliehen!" Aber Sabat fühlte kein Mitleiden, ließ ihn durch seine Diener flugs ergreifen, und lieferte den Unglücklichen dem Murad Schah, König von Bochara, aus. Er wurde zum Tode verdammt. Ein Herold verkündete in der ganzen Stadt den Augenblick seiner Hinrichtung. Die Vornehmsten von Bochara begaben sich, von einer unzähligen Volksmenge begleitet, zum Richtplatze. Sabat hielt sich in der Nähe von Abdallah. Man versprach ihm das Leben, wenn er Christus entsagen wollte. Der Scharfrichter mit dem Schwerte stand neben ihm. „Nein" — rief er — „ich kann Christus nicht abschwören." Man hieb ihm die linke Hand ab. Er blieb fest. Ein Arzt erbot sich auf die Frage des Königes, die Wunde zu heilen, wenn Abdallah bereue. Er gab keine Antwort, und blickte nur mit nassem Auge himmelan wie der heilige Stephanus, der erste Märtyrer. Hierauf sah er den Sabat mit einem sanftmüthigen vergebenden Blicke an. Die Rechte ward ihm jetzt abgehauen. Er wankte nicht. Und als er sein Haupt neigte, um den tödtlichen Streich zu empfangen, schien ganz Bochara wundernd zu fragen: ists möglich? Umsonst hatte Sabat sich geschmeichelt, sein Freund würde nicht auf seinem Sinne beharren,

wenn man ihm die Freyheit anböte. Doch nun, als er seinen Freund todt da liegen sah, wurde er von Verzweiflung ergriffen. Er reiste von Stadt zu Stadt, und suchte Ruhe. Vergebens! Endlich kam er im Jahr 1805 nach Madras. Bald nach seiner Ankunft daselbst wählte die Englische Regierung ihn zum Mufti, d. h. zum obersten Ausleger des muhamedanischen Gesetzes. Der Umfang seiner Kenntnisse und seine Geburt eigneten ihn vor Allen zu diesem Posten.

Die Epoche seiner Bekehrung nahte sich. Während seines Aufenthaltes zu Nisagapatam fiel ihm ein Exemplar des arabischen neuen Testaments in die Hände. Er las, und las mit großer Aufmerksamkeit. Der Koran lag vor seinen Augen. Er verglich, und endlich ergoß die Wahrheit des Wortes Gottes (nach seinem eigenen Ausdrucke) sich wie ein Lichtstrom über seine Seele. Bald darauf gieng er nach Madras zurück, um sich dort taufen zu lassen. Er legte sein Glaubensbekenntniß ab, und wurde sodann unter dem Namen Nathanael, im 27sten Jahre seines Lebens getauft. Er nahm nun einen Ruf nach Bengalen an, wo er die Uebersetzung der heiligen Schrift ins Persische besorgte, zu welcher Unternehmung sich bisher kein hinlänglich geschickter Mann gefunden hatte. Die persische Sprache ist von großer Wichtigkeit, weil sie allein in einem großen Theile Asiens, hauptsächlich bey den höhern Ständen, gebräuchlich ist, und von Damask bis Calcutta verstanden wird. — Als Sabats Eltern erfuhren, daß ihr Sohn, nach Abdallahs Beyspiele, Christ geworden sey, sandten sie einen ihrer andern Söhne nach Indien, um ihn, der nun in ihren Augen ein Ungläubiger war, zu ermorden. Je-

ner schleicht im Gewande eines Bettlers sich in Sabats Haus zu Nisagapatam ein, tritt ihm mit einem Dolche unter'm Mantel näher, stürzt über seinen Bruder her, und verwundet ihn. Sabat ergreift den Meuchelmörder bey'm Arme. Seine Diener springen ihm zu Hülfe. Er sieht ihn genauer an, und erkennt — ach! seinen Bruder. Ohne Sabats Vorbitte wäre der Hinterlistige als ein Opfer der öffentlichen Gerechtigkeit gefallen, aber er wurde von diesem mit Briefen und Geschenken frey nach Arabien zurückgesandt.

Was für große, herrliche Wirkungen vermag nicht unsre heil. Religion, wenn sich ein Mensch mit demüthiger Liebe ihren Gnadenwirkungen gläubig hingiebt, und gehorsam nach ihren Gebothen wandelt! —

4.

Thätiges Christenthum.

Ein frommer Greis, der noch vor wenigen Jahren in einem Dorfe Deutschlands lebte, verlor seine Ehegattin durch den Tod, die er immer sehr geliebt hatte, und die ihm durch ihre ungeheuchelte Frömmigkeit ganz unentbehrlich geworden war. Ihr Tod erschütterte ihn so sehr, daß er ein heftiges Fieber bekam, und in's Bett gebracht werden mußte. Seine Verwandten, besonders seine Kinder, die ihn alle auf das zärtlichste liebten, wichen nicht von seinem Bette. Am Morgen des vierten Tages nach dem Tode seiner Frau, sollte diese begraben werden. Er war mit hei-

terer Miene von einem kurzen Schlummer erwacht. „Nun werden sie wohl bald die Hülle meines guten Weibes zur Ruhe tragen?“ — fragte er die Umstehenden, und bat sie, ihm aus dem Bette zu helfen und ihn anzukleiden, damit er seine treue Lebensgefährtin noch einmal sehen könne. Man suchte ihn von diesem Wunsche abzubringen, weil man fürchtete, daß der Anblick der Leiche ihn von neuem heftig angreifen, und daß er sich erkälten möchte. Er bat aber so dringend, forderte dieß als seinen größten Trost, und versicherte, er sey so gefaßt, ja so heiter, daß der Anblick des Leichnams gewiß nicht nachtheilig auf sein Gemüth wirken werde.

Er wurde nun angekleidet, und gestützt von seinen Kindern, ging er in das Zimmer, wo die Leiche im offenen Sarge lag. Er trat heran, strich mit der Hand über die bleichen Wangen der Entschlafenen, und ein Strom von Thränen stürzte aus seinen Augen. Mit einemmale fiel er neben dem Sarge auf seine Kniee nieder, und faltete mit Inbrunst seine Hände, blickte mit thränenvollen Augen, aber heiterer Miene, zum Himmel empor, und sprach aus der Fülle seines Herzens: „Gott, Du nimmst mir mein Theuerstes; aber ich murre nicht! Nein, danken muß ich dir, daß Du mir diese treue Gefährtin meines Lebens so lange gelassen hast; danken aber dir besonders, lieber Vater! daß Du durch meinen Heiland mich zum Glauben an ein besseres Leben nach dem Tode geleitet, und mir die Hoffnung gegeben hast, daß auch wir uns dort wieder sehen werden. Ach, ohne diesen Glauben müßte ich vergehen in meinem Elende. Dein Name sey gepriesen von mir!

Erbarme dich der Seele meines guten Weibes, sey ihr gnädig im Gerichte, und laß mich, wann ich nach deinem Rathschlusse sterben soll, laß mich ruhig entschlummern! Amen!" Alle Umstehenden trockneten sich die Thränen; sie mußten ihn halten, als er sich erhob. Noch einen freundlichen Blick warf er auf die Leiche. Gute Nacht! sprach er leise, und dann bat er selbst, daß man ihn in sein Bett zurückbringen möchte.

5.

Tillmann und seine Familie.

In einem der einsamsten Thäler des Schwarzwaldes lebte seit vielen Jahren eine fromme Bauernfamilie in seliger Abgeschiedenheit, oben in einer Ecke, wo sie im Winter beinahe ein Vierteljahr die Sonne nicht beschien; deren Hinscheiden im Herbst, und Wiederkommen im Frühling, der steigende und sinkende Schatten am gegenüberstehenden Berg so genau bezeichnete, daß Vater Tillmann dadurch beinahe einen Kalender entbehren konnte; denn wenn der Schatten bis an eine gewiße Klippe gestiegen war, so fing der November an, und stand er droben an der großen Eiche, so war der kürzeste Tag, und dann fing er wieder an zu sinken. Einen Kalender kaufte er aber doch alle Jahre, um darin zu lesen, was in der Welt vorging. Uebrigens bestand seine Bibliothek nebst dem Evangelien-Buche und der Legende der Heiligen Gottes, aus einigen guten Lehr- und Erbauungsbüchern, die er von

einem anverwandten Geistlichen nach seinem Tode geerbt hatte.

Tillmann war jetzt 50 Jahre alt, seine Frau zählte einige weniger; seine Familie bestand aus 2 Söhnen und 3 Töchtern, wovon der älteste, ein Sohn, 23 Jahr, und die jüngste, eine Tochter, 15 Jahre zählte.

Alle waren fromme, unschuldige Menschen, sie hatten nie die Gefahren der Welt kennen lernen, aber dafür waren alle in der heil. Religion wohl unterrichtet, sie wohnten von der Kirche und Schule nur eine Viertelstunde, und beide waren von der Familie von jeher trefflich benutzt worden.

Bisher hatten Tillmann, seine Aeltern und Voráltern in der Welt kein Aufsehen gemacht; ihre ganze Geschichte war in den Worten begriffen: es sind fromme, rechtschaffene Leute; ausser gewöhnlichem Hauskreuz, sterben und gebohren werden, war auch nie etwas Bedeutendes vorgefallen, ausser daß Tillmanns Großvaters Bruder unter dem Prinzen Eugen von Savoyen als Husar gegen die Türken gedient hatte; mit dessen Geschichte man sich in den langen Winterabenden zu unterhalten pflegte.

Jetzt aber lag es im Plane der göttlichen Vorsehung, diese guten Menschen durch strenge und heiße Prüfungen zn läutern, um sie alle zu einer größern Bestimmung zu führen. —

Tillmann besaß ein kleines Bauerngut, welches er gut baute und bestellte; dabei war er ein Holzarbeiter; er und seine Söhne drechselten und schnitzten, und verfertigten manches hübsche Stück Hausrath; als Spinnräder, Häspel, hölzerne Löffel, Teller,

Schüsseln u. dgl. welches alles bei ihnen abgeholt und gut bezahlt wurde.

Einsmals als Bernhard, der älteste Sohn Tillmanns, an einem heitern Herbsttag mit der Axt den Wald hinanstieg um einen schönen Ahorn-Stamm zu fällen, hörte er in der Nähe das Angstgeschrey eines Frauenzimmers; er eilte dahin und erblickte nun einen Mann, der sein Jagdmesser zückte, um ein junges Weib zu erstechen. Wie ein Pfeil sprang Bernhard herbei, und schlug ihn mit den Worten Gottes: du sollst nicht tödten — mit seiner Axt so derb auf die eben ausgeholte Faust, daß der Hirschfänger weit weg flog, und der Arm des Fremden niedersank; ein fürchterliches Fluchen und Schimpfen des Letztern, nachdem er sich von seiner Betäubung, in die ihn das plötzliche Erscheinen, und der Ausruf Bernhards versetzte, erholt hatte, war die Folge; er warf ihm in den heftigsten Ausdrücken vor, warum er sich in Sachen mische, die ihn nichts angingen, und hätte gerne seinen Hirschfänger gegen seinen Gegner gebraucht, wenn sein Arm ihn zu führen fähig gewesen wäre; Bernhard entgegnete ihm ruhig, daß er das Recht nicht habe, eine wehrlose Person anzufallen, und die Ursache möge seyn, welche sie wolle, er führe das Frauenzimmer zu seinen Aeltern, unter deren Schutz sie bleiben müße, bis ihre Schuld oder Unschuld untersucht sey, er möge nun gehen und klagen wo er wolle.

Mit diesen Worten führte der muthvolle junge Mann die Fremde mit sich fort und nach Hause; der Wüthrich aber hatte auf einmal den Muth verlohren, und schlich sich weg. Tillmann aber, und seine

Familie nahmen die Unglückliche liebreich auf. Sie erfuhren von ihr, daß der oben erwähnte Mensch ihr Mann sey, der ihr Vermögen durchgebracht, und sie täglich schrecklich mißhandelt habe; durch vieles Leiden schwächlich geworden, hatte sie sich bereden lassen, in ein Bad zu reisen, ihr Mann hatte sie begleitet, und am Wald waren sie ausgestiegen, um den Weg abzukürzen, und den gefährlichen Fahrweg zu vermeiden; mitten im Wald aber habe er sie plötzlich angefallen, und würde sie sicher ermordet haben, wenn nicht Bernhards Unerschrockenheit sie gerettet hätte. —

Sie dankte Gott für seine gnädige Hülfe, und wandte sich dann an ihre Obrigkeit, und bat um ihren Schutz, der ihr auch gewährt wurde; ihren Mann suchte man vergeblich auf, er hatte sich auf und davon gemacht, keine Steckbriefe konnten ihn erreichen; denn er war über den Rhein nach Frankreich und dann nach Holland geflüchtet, wo er Kriegsdienste nahm, und nachher zu Dortrecht in Garnison lag. —

Bernhard holte nun ein andermal seinen Ahornstamm nach Hause, und unsre Familie Tillmann arbeitete wieder ruhig fort. Bekanntlich wird viel Holz aus dem Schwarzwald auf dem Rhein nach Holland geflößt, welches zum Theil durch Schwarzwälder Arbeitsleute dahin gebracht wird. Auf einmal kam Bernhard auf den Gedanken, sich auf eine Holzfloße zu verdingen, um doch auch einmal die Welt zu sehen. Vater Tillmann suchte ihm das auszureden, und stellte ihm vor, wie glücklich sie und ihre Aeltern bisher in ihrem einsamen Thal gelebt hätten, er möchte doch auch ihre bisherige Lebensart beibehalten; doch alles liebreiche Zureden des Vaters,

und das wehmüthige Flehen der besorgten Mutter und Geschwister machte keinen Eindruck auf Bernhard, er hielt so lange an mit Bitten, bis man endlich einwilligte. Der Vater suchte ihm etwas Geld zusammen, die Mutter und Schwestern besorgten die Kleider und Wäsche, und nun rückte der gefürchtete Tag des Abschieds heran. Die ganze Familie trauerte, jedes Glied derselben suchte sich mit dem Gedanken zu beruhigen, die Reise wäre ja nicht lange, in wenigen Wochen würden sie ihren Bernhard wieder haben; aber dieser Trost haftete nirgend: die Ahndung einer traurigen Zukunft lastete wie ein Gebürge auf jedem Herzen; Bernhard selbst wankte schwermüthig wie ein Trunkener, doch riß ihn sein Schicksal fort, er ging.

Von diesem Augenblick an war in Tillmanns Hause die Ruhe verschwunden; jedes trauerte, und die Geschäfte gingen träge von statten. Bernhard schwamm indessen auf seiner Holzfloße den Rhein hinab. Die schönen Landschaften, Städte und Dörfer weideten seine Augen; seine Schwermuth schwand hin, wie ein Donnergewölke, aber es fand sich kein Bundesbogen; denn es kehrte mit doppelten Schlägen, Sturm und Blitzen wieder zurück: Die Holzfloße hielt zu Dordrecht an, wo Schweinfurth, der oben erwähnte Bösewicht, eben am Thor die Wache hatte; er betrachtete die Holzflößer, ob er nicht den Einen oder den Andern kennte, und nun fiel ihm Bernhard in die Augen. Ein hungriger Tiger kann sich nicht mehr über einen wohlgelungenen Fang freuen, als er bei dieser Entdeckung; er sann auf Rache, und fand sie bald; selbst durfte er sich nicht sehen

lassen, aber ein Kammerad von ihm, der ein eben so abgefeimter Bursche war, verstand sich bald zu einem Bubenstück, da er das Versprechen erhielt, das daraus gelöste Trinkgeld zu theilen. Diesem zufolge wußte er den edlen, unerfahrnen Jüngling beiseite und in die Falle der Seelenverkäufer zu locken; fort war er, alle Mühe, alles Nachforschen des Floßenführers war vergeblich, keine Spur war von ihm zu entdecken.

Es läßt sich kaum vorstellen, welchen Jammer diese Nachricht in Tillmanns Haus verursachte; wäre Bernhard gestorben, oder auch ertrunken, so hätte man ihn mit Wehmuth betrauert, jetzt aber, da man weder von seinem Leben noch von seinem Tode etwas wußte, und immer das Schlimmste ahndete, jetzt drückte die Ungewißheit zehnmal schwerer.

Die Vermuthung der Holzflößer, daß Bernhard den Seelenverkäufern in die Hände gerathen sey, fand jedermann wahrscheinlich, und dies vermehrte noch den Kummer seiner Familie.

Doch endlich kam ein Brief aus Amsterdam an Tillmann, in welchem ihm die Nachricht mitgetheilt wurde, daß sein Sohn Bernhard an einem hitzigen Fieber gestorben, und dort auf dem Gottesacker christlich begraben worden sey.

Freilich verbreitete dieser Brief wieder neue Trauer in der Familie, aber so, wie die schmerzhafte Oeffnung eines brennenden Geschwürs, auf welche dauerhafte Linderung folgt. Tillmann und die Seinigen wußten nun, woran sie waren, im gemeinsamen Gebethe empfahlen sie die Seele des geliebten Hingeschiedenen den Erbarmungen Gottes, und wandelten still und gelassen auf dem Wege des Herrn.

Indessen schien es, als ob mit Bernhard aller Segen aus ihrer Mitte verschwunden sey: Mißwachs, Viehseuche, Krankheiten und Anfälle aller Art, lösten sich einander ab, so daß nun Mangel und Armuth die fromme Familie zu drücken begann. Endlich 10 Jahre nach Bernhards Abreise, wurde es Tillmann zu Muth, wie der Seidenraupe, wenn sie sich zum Spinnen ängstigt, er hatte in seinem schon etwas verschuldeten Eigenthum weder Ruh noch Rast mehr.

An einem Sonntag, als Tillmann mit seinen Kindern vom Pfarr-Gottesdienste nach Hause kam, (seine Frau war zu Hause geblieben, um das Mittagsessen zu bereiten) war er ungewöhnlich still und nachdenkend. Barbara sein braves Weib, und seine Kinder waren dessen gar nicht gewohnt, weil er immer heiter und wie neubelebt und gestärkt vom Hause Gottes heimkehrte, so, daß Mutter und Töchter, wenn der Vater unter der schweren Arbeit und den lastenden Sorgen an Werktagen manchmal ganz niedergebeugt schien, oft seufzten, „o daß doch bald der Sonn- oder ein Feyertag für den Vater käme!“ — Als aber heute diese Traurigkeit zu lang währte, fing Barbara an: „Lieber Mann! was fehlt dir doch? Du bist ja an keinem Tage des Herrn noch so gewesen, wie heute!“ —

Tillmann. Ha! es ist mir halt traurig zu Muth; ich hab da heute von unserm lieben Herrn Pfarrer eine Predigt gehört über die Worte: „Alle eure Sorgen werfet auf Ihn, denn Er sorget für Euch“. Da hab ich nun während des heil. Meßopfers recht herzlich gebethet, der liebe Gott möchte doch auch unsre Sorgen auf sich nehmen, und

uns nur die tägliche Nothdurft, Nahrung und Kleidung verleihen, und meine lieben Kinder versorgen. Da kam mir der Gedanke so lebhaft ins Gemüth, ich müsse nach Amerika ziehen, (dieses gewöhnlich unglückliche Auswandern hatte eben damals sehr häufig in derselben Gegend überhand genommen), und hier Haus und Hof verkaufen. Dieses Gedankens kann ich nun gar nicht mehr los werden; ich habe recht kräftig gebethet, Gott möchte mir doch seinen gnädigen Willen hierüber ins Herz geben; denn lieber Mangel und die bitterste Armuth erdulden, als gegen seinen heil. Willen handeln; — aber der Gedanke bleibt, und es treibt und drängt mich, daß ich mich gar nicht zu fassen weiß.

Barbara gerieth über diese Worte in tiefes Nachdenken und faltete stumm die Hände, wie Einer der sich recht nahe an Gottes Vaterherz hindringen will, um ihm seinen heil. Willen gleichsam abzuhorchen; die Kinder sahen sich erstaunt an, und die Thränen traten ihnen in die Augen.

Endlich versetzte Barbara mit ruhiger Fassung: „mein deutsches Vaterland — in Gottes Namen — so lieb mir das Erbe unsrer Väter ist, hier sind wir Fremdlinge, wie unsre Väter alle; ob hier, ob in Amerika, in die Heimath führt überall ein Weg, wenn Christus unser Geleitsmann ist. Ich folge Dir, lieber Mann, wie einst zum Altar, so jetzt in ein fremdes Land; der liebe Gott wirds schon recht machen!“ —

Es wurde nun noch vieles darüber gesprochen, und endlich waren Alle nicht nur zufrieden, sondern sie freuten sich auf die Reise. Daher both nun Tillmann mit Erlaubniß seiner Obrigkeit Haus und Hof feil, lösete daraus 3000 Gulden, bezahlte seine weni-

gen Gläubiger, und machte sich unter Gottes Beistand zu seiner großen Reise bereit.

Jetzt verließ er mit Frau und Kindern unter tausend Thränen das friedliche heimathliche Thal, in welchem seine Vorfahren seit Jahrhunderten so glücklich gelebt hatten, und begab sich auf einem Leiterwagen mit allem gehörigen Geräthe versehen auf den Weg. Am dritten Tage Abends, fanden sie in dem Wirthshause einen reisenden Kaufmann aus Bremen, welcher eine Handelsreise ins südliche Deutschland, in die Schweiz und nach Italien machen wollte; als dieser Tillmanns Vorhaben erfuhr, setzte er sich zu ihm, und sprach mit ihm über alles was zu seinem Nutzen dienen konnte; dann rieth ihm dieser edle Menschenfreund nach Bremen zu gehen, und von dort mit einem Schiff, von welchem er wußte, daß es bereit lag, nach Baltimore abzusegeln, seine Reise fortzusetzen; er gab ihm einen Brief an einen Kaufmann in Bremen, in welchem er diesem die guten Leute empfahl, und mit diesem versehen reiste nun unsre Familie auf ihrem Leiterwagen, mit neuem Muth und der festen Ueberzeugung, daß Gott sie an seiner Hand leite, nach Bremen. Dort meldeten sie sich sogleich bei dem Kaufmann, an welchen sie das Empfehlungsschreiben hatten; er war ein frommer Mann, ging ihnen mit Rath und That an die Hand, und versah sie, nachdem er zu ihrer fernern Reise alles besorgt hatte, wieder mit Empfehlungen an einen Freund in Baltimore, der für ihre Unterkunft sorgen sollte.

Zu Brake einige Meilen unterhalb Bremen setzten sie sich zu Schiff. Von ihrem Erstaunen über das große Wasser, von ihrer Verwunderung über das

Schiff und seine Einrichtung sage ich nichts, genug aller Seekrankheit ungeachtet, langten sie nach 6 Wochen glücklich in Baltimore an, wo sie von dem Bremer Schiffer an ein Haus angewiesen wurden, in dem sie sich aufhalten könnten, bis sie von dem Kaufmann, an den sie einen Empfehlungsbrief hatten, Nachricht bekämen, was ferner für sie zu thun sey; dann nahm der Schiffer Abschied von den guten Leuten, und gieng seinen Geschäften weiter nach.

Tillman hatte nichts nöthigers zu thun, als sich nach dem Kaufmann zu erkundigen, an den er durch seinen Brief angewiesen war.

Unter der Menge Menschen, welche sich bey der Ankunft eines Schiffes am Ufer versammelte, befand sich diesmal ein Menschenhändler; er sahe Tillman, seine Frau und vier Kinder aussteigen, diese schöne starke Menschen stachen ihm in die Augen, und er freute sich schon über den Fang und über den Gewinn, den er da zu machen hoffte.

Dieser Gaudieb hörte nun, daß Tillman, so wie er selbst, ein Deutscher war, und nach dem Kaufmann fragte, an den er den Brief hatte; er kam also gar freundlich zu ihm, bewillkommte ihn als Landsmann, und sagte: ich diene auf dem Comptoir des Herrn Wilsons, kommt ihr alle mit mir, ich führe euch hin, man wird für euer Glück sorgen. Wer war froher, als Tillman und die Seinigen? Sie dankten Gott von Herzen. —

Bald brachte sie ihr Führer an ein etwas abgelegenes Haus, wo er ihnen ein Zimmer anwies, und dann hinging, um den Herrn des Hauses zu benachrichtigen, was für einen Fang er gethan habe; bald

darauf kam dieser, empfieng die Familie freundlich, und gab sich für Herrn Wilson aus; er versicherte, er könne sie auf der Stelle in Jamaika versorgen, sie müßten aber wieder zu Schiffe gehen, dann würden sie in wenigen Tagen an Ort und Stelle anlangen.

Jetzt wurden nun ihre Sachen im Wirthshause abgeholt, und dann alle zusammen in ein Zimmer hinten im Hause eingesperrt und streng bewacht. Ob nun zwar Tillmann in allen Ränken der Welt unerfahren war, so bemeisterte sich doch die Angst seines Herzens; er äußerte auch den Seinen seine Furcht und ermunterte sie zu unabläßigem Gebeth.

Was sie zu befürchten hatten, davon ahndeten sie nichts; denn sie wußten nicht, was Sklaven sind, und wozu man sie braucht. —

In der folgenden Nacht kamen etliche Schiffleute, die scharf bewaffnet waren; diese befahlen ihnen mit rauher Stimme ihnen augenblicklich zu folgen, und bei Todesstrafe keinen Laut von sich zu geben; ihr Geräthe, sagte man, würde man ihnen nachschicken.

Jetzt fieng man an zu flehen, zu jammern, zu weinen, allein die blinkenden Säbel befahlen Stillschweigen; so wurden alle sechse einige Stunden zu Fuß fortgeführt, und dann, als sie an dem Ufer des Meeres angekommen waren, in einer Chaluppe, die sie hinter dem Gesträuche fanden, nach dem Schiff geführt, das sich hinter einem Felsen versteckt hielt.

Der Hauptmann desselben empfieng sie mit Freuden, und belohnte ihre Führer reichlich; als er sie aber genau ins Auge gefaßt hatte, fragte er sie auf deutsch: Wo sie her wären? — Tillman sagte es ihm und bath auf den Knieen um Erbarmen; allein das war

tauben Ohren gepredigt: Der Wüthrich lachte und befahl, sie in den untern Schiffsraum zu bringen und ihnen Fesseln anzulegen.

Nun wurde der Jammer der Familie unaussprechlich, aber derbe Peitschenhiebe nöthigten sie bald zum Schweigen. Da lagen sie nun ohne Licht auch beinahe ohne Luft; sie rangen im Gebeth zu Gott, um Erbarmung, der sie allein befreien konnte. Und auch da zeigte es sich, Gott ist nahe denen, die ihn suchen, und hört diejenigen, die ihn anrufen.

Der Friede Gottes und feste Zuversicht auf seine rettende Rechte ergoß sich wie Morgenthau in ihre Herzen; sie fühlten sich wunderbar gestärkt, und die jüngere Tochter, Maria sprach leise, die gefesselte Hand des geliebten Vaters küssend: Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf Ihn, Er wird's wohl machen! — Ja und Amen, entgegnete gerührt der Vater, wer auf Ihn hoffet, wird nicht zu Schanden.

Während dem die gefesselte Unschuld anbethete die verborgenen Rathschlüsse Gottes, brachen die Gerichte des Herrn über den Gottlosen herein.

Herr Wilson in Baltimore, der durch den Bremer Schiffer noch mehrere Briefe bekommen hatte, in welchen ihm auch die reisende Familie empfohlen wurde, wunderte sich, daß sie sich nicht bei ihm meldete; er vermuthete die Wahrheit; denn es schwärmte seit einiger Zeit ein Seeräuber auf dasigem Gewässer, dem auch einige amerikanische Schiffer aufpaßten; dieser hatte seit kurzem mehrere Neger und weiße Leute auf eine solche Art weggekappert. Wilson ging deswegen zum Kommandanten und zeigte ihm seine Vermuthung an; der Kommandant beorderte augen-

blicklich den Kapitän einer Fregatte, auszulaufen, und nicht zu ruhen, bis er den Seeräuber genommen habe.

Indessen hatte noch ein anderer Schiffskapitän den Räuber bemerkt, und ihn verfolgt, so daß er nun von zwey Seiten her gejagt wurde, ohne daß er es wußte; er segelte also unbesorgt nach einer kleinen, unbewohnten Insel, wo von Zeit zu Zeit Franzosen hinkamen, mit denen er im Verständniß war, und die ihm seinen Raub abkauften. —

Dieser verbotene Handel wurde sehr heimlich getrieben, weil er gegen die Verträge aller Nationen war, die in Amerika Besitzungen haben.

Beide Schiffskapitäne ereilten den Räuber noch ehe er auf der Insel anlandete, der Kampf währte nicht lang, das Raubschiff wurde geentert, und der Räuber mit seinem Volke, etwa 30 Mann, gefangen genommen, und auf eins der Baltimorischen Fahrzeuge gebracht.

Bei der Durchsuchung des Schiffs fand man nun auch unsern Tillman mit seiner Familie; man befreite sie von ihren Banden, und sie dankten Gott und ihren Rettern auf den Knieen mit tausend Thränen; dann legten sich die Schiffe an der Insel vor Anker, und schickten sich zur Heimfahrt an.

Während dieser Beschäftigung näherte sich auch ein Jamaikaisches Kauffartheischiff der Insel, es ankerte neben den andern, und seine Mannschaft stieg aus; ein vornehmer ansehnlicher Mann grüßte die Kapitäns, und indem er sich auch nach den andern Leuten umsahe, so entdekte er auch Tillman, seine Frau und Tochter; er staunte, trat ihnen näher, und nun entstand ein Auftritt, der sich nicht beschrei-

ben läßt; „kennt ihr euren Bernhard nicht mehr?“ rief der entzückte Sohn, und stürzte seinen geliebten Aeltern und Geschwistern in die Arme. — Jedes Bild ist zu schwach, den Jubel der lang getrennten heiß geprüften Familie zu schildern, sie konnten nicht fertig werden, zu staunen, zu fragen, anzubethen und zu preisen, Den, der den Gottliebenden alle Dinge zum Besten lenkt. Bernhard wollte endlich auch die Gefangenen sehen, die seine Familie so gepeinigt hatten; man führte ihn in das Schiff, wo sie gefesselt lagen. Hier gab es aber einen Auftritt ganz anderer Art; denn als Bernhard den Seeräuber sahe, so entsetzte er sich, blickte stillschweigend zum Himmel, dann sprach er zu ihm: Armer, armer Schweinfurth! wie früh und wie schrecklich endigst du deine fürchterliche Laufbahn? Du liessest dich zum Werkzeug des Satans brauchen, Menschen zu verderben, und nun siehst du vor Augen, wie mächtig mein Gott und Erlöser mich und die Meinen aus deinen Händen errettet hat; denn du mußt wissen, daß die brave fromme Familie, die du raubtest, meine Aeltern und Geschwister sind. Du gedachtest es bös mit uns zu machen, und sieh da, Gott hat's gut mit uns gemacht.“ —

Schweinfurth sah ihn starr an, sank dann in ein taubes Hinbrüten und schwieg still. Er wurde nach Baltimore gebracht, wo man ihm den Prozeß machte und ihn hinrichtete. Seine Geschichte besteht, nach seiner eigenen gerichtlichen Aussage, kürzlich darinnen, daß er auf dem Schiff eines holländischen Kappers Dienste nahm, durch Betrug und Räubereien aller Art ein großes Vermögen sammelte, und nun selbst ein Schiff bemannte, und ausrüstete und

damit auf den Raub ausgieng; allein dazu war er doch nicht gewandt genug; denn er hatte das Handwerk noch nicht lange getrieben, als er schon gefangen wurde, und seinen verdienten Lohn empfieng.

Bernhard dankte den Kapitäns für die Rettung seiner Familie; er wollte ihnen ansehnliche Geschenke machen, allein sie schlugen sie auf eine edle Art aus; er nahm also seine Eltern und Geschwistern zu sich in sein Schiff, und fuhr nach Jamaika ab. Es ist leicht zu denken, daß er nun zuerst ihre Neugier befriedigte und seine bisherigen Schicksale erzählte.

Die Seelenverkäufer hatten ihn nach Amsterdam gebracht und auf ein ostindisches Schiff geliefert, wo er, wie gewöhnlich, unter die Matrosen aufgenommen, und auch eben so, wie sie behandelt und mißhandelt wurde.

Nun befand sich aber ein ansehnlicher Reisender auf dem nemlichen Schiffe; ob er ein Kaufmann, oder ein Gelehrter, oder Beides zugleich war, das wußte Niemand. Dieser Mann betrachtete Bernhard, sprach oft mit ihm, erfuhr sein Unglück, aber auch die Güte seines Herzens, seinen religiösen Sinn, seinen Verstand uud seinen vortrefflichen Charakter.

Dieser Herr nannte sich Klarenstern, ob das aber sein wahrer Name, und wo er her war, das wußte Niemand; mit dem Kommandanten des Schiffs war er in vertrauter Freundschaft, und dadurch brachte er es dahin, daß Bernhards Lage ganz erträglich wurde. Am Vorgebürge der guten Hoffnung blieb Klarenstern zurück, besorgte für Bernhard ei-

nen andern tüchtigen Matrosen, und behielt ihn dann bei sich.

Hier verweilte er ein halbes Jahr, besorgte allerhand Geschäfte, und reiste dann mit seinem Bernhard nach Jamaika in Amerika ab; diesen behandelte er als seinen Freund, und gewann ihn endlich so lieb, wie seinen eigenen Sohn.

Herr Klarenstern kaufte ein sehr angenehmes Landgut, nahm ein paar Bedienten an, und ließ sich aus der nahegelegenen Wohnung eines Pflanzers speisen.

Hernach aber kaufte er im Innern des Landes eine große Pflanzung, in einer der angenehmsten, ruhigsten und fruchtbarsten Gegenden der Insel, baute ein großes und schönes Wohnhaus, nebst den dazu gehörigen Gebäuden, und fieng eine große Wirthschaft an; nun erklärte er Bernhard für seinen angenommenen Sohn, und übergab ihm mit seinem Namen seine großen Besitzungen alle. Bald darauf starb der edle Menschenfreund den herrlichen Tod der Gerechten, und sein Segen ruhte über Bernhard.

Die ehemalige Nachricht von Bernhards Tod hatte Schweinfurth geschmiedet, weil er fürchtete, Tillman möchte seinen Landesfürsten um Rettung seines Sohnes ansprechen, und dieser dann denselben bei den Generalstaaten zurückfordern. —

Bernhard und seine Familie kamen glücklich in Jamaika, und auf seinem schönen Gute an, und lebten hier ein ruhiges, frommes und glückliches Leben, bis endlich nach einer Reihe von Jahren die Eltern selig in den Armen ihrer Kinder starben, die sich inzwischen alle sehr gut versorgt hatten.

* * *

So gehen die Wege der Vorsehung durch schwere Prüfungen; nicht immer führen sie zu zeitlichem Glück und Ehren, aber immer zum ewigen Wohl, wenn sie gehörig benützt werden.

6.

Kornelia die Mutter der Grachen.

Eine der achtungswerthesten Familien des alten Roms war die der Sempronier, aus welcher die in der römischen Geschichte berühmt gewordene Grachen abstammten.

Tiberius Grachus der Vater, war durch die Würden, die er bekleidet hatte, und noch mehr durch seine persönlichen Tugenden und großen Eigenschaften, einer der ersten im Staate, hatte zweymal das Konsulat bekleidet, und das so ehrenvolle Amt eines Censors verwaltet.

Seine Gattin war Kornelia, die Tochter des großen Scipio, der den Hanibal überwunden hatte. Ihre Ehe ward mit mehrern Kindern gesegnet, von denen noch 3 beim Tode ihres Vaters am Leben waren, Sempronia, Tiberius und Kajus.

Nach dem Tode ihres Mannes widmete sich Kornelia ganz der Erziehung dieser ihrer Kinder; sie selbst, eine Frau von großem Seelenadel und vortrefflichen Verstande, gab ihren Kindern die erste Bildung, wählte die besten Lehrer für sie und erzog sie ganz unter ihren Augen. Ihr höchster Stolz war als Römerin Mutter der edelsten Kinder im vollen

Sinn dieses Worts zu seyn, und in ihnen dem Staate würdige Bürger zu erziehen; darauf verwendete sie ihre schönsten Lebensjahre.

Alle die herrlichen Dinge, auf welche schon zu ihrer Zeit die römischen Frauen einen großen Werth setzten, waren in ihren Augen unbedeutend gegen den Vorzug, die Mutter guterzogener Kinder zu seyn.

Einst empfieng sie Besuch von einer vornehmen Dame aus Kapua, die die Eitelkeit besaß, sich ihr nicht nur im höchsten Schmuck vor Augen zu stellen, sondern sie auch aufmerksam auf den Werth der Diamanten und Kostbarkeiten, die sie an sich trug, zu machen. Kornelia betrachtete dieselben mit sehr gleichgültigen Augen, und schien etwas verlegen, als die Kapuanerin sie bath, ihr doch auch ihre Kostbarkeiten zu zeigen.

Eben traten ihre Kinder an der Hand ihres Lehrers ins Zimmer. Da sind sie, versetzte die edle Römerin, indem sie auf ihre Kinder wies, meine Juwelen, die einzigen, auf die ich einen Werth lege, und die meinem Herzen so theuer sind. — Das sey mein Ruhm, daß mich die Römer einst die Mutter der Grachen nennen.

7.

Kindliche Liebe und Treue.

Ein braver Bürger von St. Domingo, der kein anderes Verbrechen begangen hatte, als daß er

reich war, wurde aus diesem Grunde auf die Liste der Proscribirten (Geächteten) gesetzt. Die Rasenden, die sich noch den Namen Patrioten beyzulegen frech genug waren, während sie ihre Hände mit dem Blute der besten Bürger besudelten, verklagten ihn als einen Feind des Gemeinwohles, und er wurde mit einer Menge anderer Unglücklichen zum Tode verdammt. Zum Glücke war der edle Kolonist Vater, Vater einer kleinen Tochter voll Muth, Zärtlichkeit und Kraft. Als man ihn aus dem Schooße seiner Familie herausriß, da begleitete ihn sein Kind, mit dem heldenmüthigen Entschlusse, das Schicksal seines Vaters, sey es auch noch so furchtbar, zu theilen. Schon waren dem Verurtheilten, den man unter die ersten hinzurichtenden Schlachtopfer gestellt hatte, die Augen verbunden, und die Hände zusammengeschnürt; schon richteten die Mordgehülfen ihre Waffen auf den Unglücklichen, der, aller Hoffnung beraubt, sich zum Tode gefaßt gemacht hatte; siehe, — da hatte die weise und gütige Vorsehung für ihn eine liebenswürdige Retters-Hand ausersehen! In dem Augenblicke, als das Zeichen zur Abfeurung des Geschützes gegeben wurde, sprang ein kleines Mädchen hervor mit dem Geschrey: Mein Vater! ach, mein Vater! .... Umsonst sucht man sie der Todesgefahr zu entreissen, umsonst versucht man Drohungen; nichts vermag sie aufzuhalten, nichts sie zu schrecken. Sie springt ihrem Vater entgegen, umschlingt seinen Körper, drückt ihn fest an sich mit ihren kleinen Armen, und erwartet so den Augenblick, wo sie sterben wird mit dem Urheber ihres Lebens. „O meine Tochter, theures Kind! einzige süße Hoffnung deiner jammernden Mutter, die bald

Wittwe seyn wird," — ruft ihr der Vater zitternd und unter Thränen zu; — „fliehe, ich beschwöre dich, ich befehle es dir!" .... „O mein Vater," — erwiederte sie — „laß mich, wir sterben zusammen!" — Wie stark ist doch die Gewalt der Tugend selbst über die sonst gefühllosesten Gemüther! Dieß unerwartete Ereigniß entwaffnet den Befehlshaber bey der Mordscene. Vermuthlich war er selbst Vater! ..... Die Stimme der Bewunderung, der Aufruf zum Mitleid ertönt plötzlich im Innern seines Herzens. Unter einem scheinbaren Vorwande entzieht er den Unglücklichen der Todesstrafe, und befiehlt, ihn in Gesellschaft seines Kindes nach dem Gefängniß zurückzuführen. Ein Augenblick Aufschub ist bisweilen sehr kostbar. Bald gewann die Sache ein anderes Ansehen, der gute Vater wurde frey gelassen, und von diesem glücklichen Tage an ergriff er jede Gelegenheit, mit der zärtlichsten Rührung die heroische That seiner kleinen, erst zehnjährigen Tochter zu erzählen.

8.

Kindesdank und Undank.

Man findet gar oft, wenn man ein wenig aufmerksam ist, daß Menschen im Alter von ihren Kindern wieder eben so behandelt werden, wie sie einst ihre alten und kraftlosen Eltern behandelt haben.

Es geht auch begreiflich zu. Die Kinder lernen es von den Eltern; sie sehens und hörens nicht anders, und folgen dem Beyspiel. So wird es auf die natürlichste und sicherste Weise wahr, was

gesagt wird, und geschrieben ist, daß der Eltern Segen und Fluch auf den Kindern ruhe, und sie nicht verfehle.

Man hat darüber unter andern zwey Erzählungen, von denen die erste Nachahmung, und die zweyte große Beherzigung verdient.

Ein Fürst traf auf einem Spatzierritt einen fleißigen und frohen Landmann an dem Ackergeschäft an, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigenthum sey, sondern daß er als Taglöhner um 15 kr. arbeite.

Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freylich mehr Geld brauchte, und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sey, täglich mit 15 kr. auszureichen, und noch so frohen Muthes dabey zu seyn, und verwunderte sich darüber.

Aber der brave Mann im Zwilchrock erwiederte ihm: es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Drittheil davon genügen; mit einem Drittheile zahle ich meine Schulden ab, und den übrigen Drittheil lege ich auf Kapitalien an. Das war dem guten Fürsten ein neues Räthsel.

Aber der fröhliche Landmann fuhr fort, und sagte: „Ich theile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müßen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden.“ War das nicht artig gesagt, und noch schöner

und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen den ihm seine sterbende Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

Aber ein anderer gieng mit seinem Vater, welcher durch Alter und Kränklichkeit freylich wunderlich geworden war, so übel um, daß dieser wünschte in ein Armenspital gebracht zu werden, das im nemlichen Orte war. Dort hoffte er wenigstens bey dürftiger Pflege von den Vorwürfen frey zu werden, die ihm zu Haus die letzten Tage seines Lebens verbitterten. Das war dem undankbaren Sohn ein willkommenes Wort. Ehe die Sonne hinter den Bergen hinabgieng, war dem armen alten Greis sein Wunsch erfüllt.

Aber er fand im Spital auch nicht alles wie er es wünschte. Wenigstens ließ er seinen Sohn nach einiger Zeit bitten, ihm die letzte Wohlthat zu erweisen, und ihm ein paar Leintücher zu schicken, damit er nicht alle Nacht auf blosem Stroh schlafen müßte.

Der Sohn suchte die 2 schlechtesten, die er hatte, heraus, und befahl seinem zehnjährigen Kind, sie dem alten Murrkopf ins Spital zu bringen. Aber mit Verwunderung bemerkte er, daß der kleine Knabe vor der Thüre eines dieser Tücher in einen Winkel verbarg, und folglich dem Großvater nur eines davon brachte. „Warum hast du das gethan?" fragte er den Jungen bey seiner Zurückkunft. — Zur Aushülfe für die Zukunft, „erwiederte dieser kalt und bösherzig," wenn ich euch Vater! auch einmal in das Spital schicken werde."

Was lernen wir daraus? — Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlergehe!

9.

Aufopfernde Geschwisterliebe.

Eugenia Desille lebte mit ihrer Schwester, welche verheirathet war und vier Kinder hatte, sehr eingezogen und unbekannt in dem ehemaligen Bretagne, einer Provinz im nordwestlichen Frankreich, deren Einwohner sich zum Theil einige Jahre hindurch der republikanischen Regierung widersetzten, und den schrecklichen Krieg mit ihr führten, welcher unter dem Namen des Vendee- (Wandeh) Krieges bekannt ist. Voll Trauer über den Verlust ihres geliebten Bruders, der in dem ersten Jahre der Revolution als ein Opfer seines Patriotismus starb, und voll Schmerz-Gefühl über das, unter Robespierre's schrecklicher Regierung, täglich sich mehrende Elend des Vaterlandes lebten die beyden Schwestern nur für ihr kleines Hauswesen und für die vier unerzogenen Kinder. Ihr einziger Genuß war die Liebe der hülflosen Kleinen, und die Freundschaft, welche sie beyde unzertrennlich verband. Aber nicht lange genoßen sie dieses stille Familienglück. Es kam ein Befehl von Paris, worin 30 Personen benannt wurden, welche als verdächtig arretirt, und nach Paris vor das schreckliche Revolutions-Gericht gebracht werden sollten. —

Unter diesen 30 war auch das unschuldige Mädchen Eugenia. Ohne Erbarmen wurde sie der wei-

nenden und flehenden Schwester, den jammernden Kindern entrissen, und gefangen nach Paris geschleppt. — Das Revolutions-Gericht legte ihr einen Brief vor, welcher Desille unterschrieben war, und aus dessen Innhalte man auf die Bekanntschaft mit einem Königlichgesinnten schloß. Ist es Verrath, ist es ein todeswürdiges Verbrechen, einen Königlichgesinnten zu kennen? fragte sie. — „Nur ob du den Brief anerkennest, wollen wir von dir wissen" — war die Antwort der schrecklichen Blutrichter. „Wohl kenn' ich ihn," — sprach Eugenie entschlossen, „aber ehe ihr mich verurtheilt, gebt mir einen Vertheidiger!" Des folgenden Tages wurde der Rechtsgelehrte Gauveau (Gohvo), ein edler rechtschaffener Mann, zu ihr in den Kerker geschickt, um sich mit ihr zu besprechen und ihre Vertheidigung zu übernehmen. „Ich traue Ihnen zu," — sagte Eugenia — „daß Sie alles zu „meiner Rettung anwenden werden; was glauben Sie, „daß ich zu befürchten habe?" — „Es ist durchaus „nichts wider Sie als der fatale Brief, dessen Unter„schrift Sie anerkannten" — sagte Gauveau, — „und „dieser unschuldige Brief wird vor dem Revolutions„Gerichte als ein Beweis des Verbrechens gelten." Eugenia: „Vertheidigen Sie mich mit Muth und Kraft; ich bin unschuldig: es wird Ihnen nicht an Gründen fehlen, den Schein des Verdachts, welcher aus dem Briefe entsteht, zu entfernen. Aber wenn Sie mir schwören, daß Sie von dem Geheimnisse, welches ich Ihnen entdecken werde, keinen Gebrauch machen wollen, so sollen Sie sehen, daß auch nicht einmal das mir zugerechnet werden kann, was diese Tyrannen ein Verbrechen nennen." Gauveau versprach

zu schweigen. Eugenia: „So wissen Sie denn, nicht ich, sondern meine Schwester, schrieb jenen Brief. Kein gerechter Richter kann uns verdammen; geschieht es aber, so will ich für meine Schwester sterben. Ich bin unverheirathet. Meine Schwester hat vier unerzogene Kinder, welche ihrer mütterlichen Sorge und Pflege bedürfen, die ihnen in den jetzigen unglücklichen Zeiten doppelt nöthig ist. Ich sterbe für meine Schwester.“ — Gauveau bewunderte das edle Mädchen, sah ihre Entschlossenheit, und wagte es nicht, weder sie zur Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen, noch vor Gericht seinen Schwur zu brechen. Aber mit großer Wärme und äusserster Beredsamkeit führte er ihre Vertheidigung, doch vergeblich! Sie wurde zum Tode verurtheilt, und starb unter der Guillotine. Heldenmüthig und entschlossen litt sie den Tod, welchem sie sich aus Geschwisterliebe geweiht hatte, und ewig wäre es verborgen geblieben, welch' ein Engel Eugenia war, wäre nicht Gauveau nach einigen Monaten auch zur Guillotine verurtheilt worden. Er hatte in seinem Eifer zu stark gegen jene Blutrichter gesprochen, und war dadurch selbst verdächtig geworden. Aber das ihm anvertraute Geheimniß nahm er nicht mit ins Grab. Er entdeckte es einem Freunde, um es einst in besseren Zeiten der Welt bekannt zu machen.

10.

Geschwisterliebe.

Zu Wernanton an der John im südwestlichen Frankreich lebte noch vor wenigen Jahren ein Floßschiffer, Namens Ohbry, arm an Gütern und Schätzen, aber reich durch eine Reihe würdiger Kinder, die in der innigsten Eintracht und Zärtlichkeit mit einander lebten. Furchtbare Ueberschwemmungen der John, eines reissenden Flusses, auf welchem sehr viel Bauholz abwärts geführt wird, hatten die Floßgassen und Wehre zerstört: man hatte neue unternommen und mit großen Kosten zu Stande gebracht. Am letzten Octbr. 1800 wurde das neue Fahrwasser eröffnet, und auf dem Floße, welcher zuerst Gebrauch davon zu machen bestimmt war, sollte der kaum dreyzehnjährige Sohn Ohbry's seine erste Fahrt machen. Es war ihm aufgetragen, das hintere Ende des Floßes zu leiten. „Nein," sagte sein Vater, — „diese Stelle ist zu gefahrvoll für dein zartes Alter, und die Gewalt des Wassers ist zu groß; ohne mich sollst du dieses Wagestück nicht beginnen, ich werde dir zur Seite stehen." Der Sohn lehnte des Vaters Hülfe ab. „Wenn ich unglücklich wäre, verlören meine übrigen Geschwister nicht viel," — sagte er, — „noch bin ich nicht im Stande, vieles für sie zu thun; aber wenn auch dich mein Unglück mit hinab in die Wellen risse, guter Vater, alsdann hätten sie alles verloren, ihren Rathgeber, ihren Freund und Helfer. Darum laß mich allein, mich beschirmt die Vorsehung, und ich habe die frohe Hoffnung, dich bald wieder zu sehen!" —

Der Vater, ohne auf diese Rede seines Sohnes zu achten, bestieg den Floß mit dem Sohne, und stand schützend neben ihm; er hatte den einen Arm um den Jüngling geschlungen, der muthig steuerte, mit dem andern hielt er sich am Gebälke fest. Kaum war der Floß im Gange, als die hintere Hälfte 4 bis 5 Fuß tief sank. Die schäumenden Wellen tobten so ungestümm, und mit solcher Gewalt, daß es der stärksten menschlichen Kraft unmöglich war, ihrer Wuth zu widerstehen.

So fest der Vater den Sohn umklammert hielt, so konnte dieß doch die Wogen nicht hindern, beyde von einander loszureissen. Laut auf schrie Ohbry, als er seinen geliebten Sohn von dem Strudel ergriffen sah; noch sucht er alles anzuwenden, um seinen Sohn zu retten, aber bald ergreift auch ihn der Strudel, und verschlingt ihn wie jenen. Am Gestade hatte sich eine Menge neugieriger Personen eingefunden, die das schreckenvolle Schauspiel mit ansahen; man rüft inständig um Hilfe und Rettung für die Unglücklichen; gute Menschen eilen herzu, und bieten den im Schwimmen geübten starken Strandbewohnern Geld zur Belohnung an. Ohbry und sein Sohn kämpfen mit den Wellen; der Alte, erfahrner in ähnlichen Gefahren, hält sich lange empor: sein Blick sucht Hilfe, für seinen Sohn mehr als für sich selbst. Auch der Jüngling kämpft rüstig, aber der Strudel ist zu gewaltig, seine Kräfte ermatten. Jetzt eilen noch andere menschenfreundliche Einwohner herbey mit Stangen und Schlingen, und Tauen, die sie dem kämpfenden Ohbry zuwerfen, so weit sie können; einige wagen sich bis über die Hälfte des Leibes, und so gelingt ihnen die Rettung des Vaters; er wird an einem Taue, das

er ergriffen hat, an das Gestade gezogen; sinnlos liegt er hier, denn jetzt erst hemmt ihm die schreckliche Begebenheit den Gebrauch seiner Sinne. Indessen waren auch Obbrys Töchter, welche die Angst kaum aufrecht erhalten hatte, herbeygekommen; dankbar und flehend zugleich erhoben sie die Hände gegen den Himmel: in ihrem Danke für den wiedergeschenkten Vater lag zugleich die heisse Bitte um des geliebten Bruders Rettung. Aber mit jedem Augenblicke verschwand die Hoffnung mehr und mehr: vergebens waren die Thränen und Bitten des durch die Pflege seiner Töchter wieder erwachenden Vaters: niemand wollte sich in den tiefen Strudel wagen, in welchem jetzt nur noch eine Hand, jetzt ein Theil des Kopfes auf Augenblicke sichtbar wurde. Jetzt war auch der ältere Bruder, den die Trauerbotschaft zuletzt erreicht hatte, herbeygeeilt. „Weh uns, mein Sohn!“ — ruft ihm der Vater entgegen, und reckt die Hände nach dem Strome aus. — „Ach,“ — seufzte der Jüngling, dem einige Jahre zuvor in Italien eine Kanonenkugel den linken Arm genommen hatte, — „armer Bruder! Ist denn Niemand, der ihn rettet! Erbarmt sich kein Mensch dieses Hülflosen?“ So rief er, und zeigte mit thränenvollen Blicken auf den elenden Rest seines in der Schlacht verlornen Armes. Umsonst ist sein angstvoller Hülferuf; er stürzt sich zu den Füssen seines Vaters, und schwört: ich rette ihn, oder ich sterbe mit dem Bruder! Gott mit mir!“ — Mit diesen Worten rafft er sich auf, und stürzt sich besonnen in den rauschenden Strom. Nur eine Hand blieb ihm zum Schwimmen; dennoch gelangt er an die gefahrvolle Stelle, erreicht den

Bruder, hebt ihn durch eine geschickte Wendung auf seinen Rücken, und ist so glücklich, ihn unter lautem Jubel der anwesenden Menge, an das Gestade und in die Arme des geliebten Vaters zu bringen. Zwar schien der 13jährige Knabe jetzt ohne Leben; aber die Vorsehung segnete den Gebrauch der zu seiner Erhaltung angewandten Mittel, und der Triumph der Tugend, in welcher hier Vater und Söhne wetteiferten, ward dadurch vollständig.

11.

Der dankbare Sohn.

Eine vornehme Gesellschaft reiste nach Schottland, und kam dort in die schöne und reiche Handelsstadt Glasgow am Fluß Clyde. Da nun an ihrer Kutsche etwas zu verbessern war, so mußte sie sich in einem Gasthofe eine kurze Zeit aufhalten. Diesem Haus gegenüber war das öffentliche Gefängniß; als die Reisenden so am Fenster standen, und zum Zeitvertreib sahen, was auf der Gasse vorging, so kam ein Herr daher geritten, welcher zwar nicht kostbar, aber doch nett und reinlich gekleidet war; er hatte einen blauen Reiserock an, und trug einen Hut mit einer goldenen Tresse; gleich einem Menschen, der sehr bestürzt ist, stieg dieser Herr vor dem Gasthof ab, gab dem Wirth mit einer auffallenden Eilfertigkeit den Zügel seines Pferdes in die Hand, und lief dann auf einen alten Mann zu, welcher an einem neuangelegten Pflaster auf der Strasse fest stampfte.

Der Fremde grüßte den Alten sehr liebreich, nahm ihm den Stampfer aus der Hand, stampfte dann damit, und sagte: das ist saure Arbeit für einen alten Mann — habt ihr keinen Sohn, der euch die Arbeit abnehmen könnte?

O ja Hochgeehrter Herr! (versetzte der Alte) ich habe drey wackere Bursche, aber die sind nur nicht bei der Hand —

Fremder. Nennt mich nicht hochgeehrter Herr! Es schickt sich besser für mich, eure grauen Haare zu ehren. Wo sind denn die Söhne, von denen ihr sprecht? —

Alter. Mein ältester Sohn ist Offizier in Ost-Indien, der jüngste aber hat sich neulich bei einem Regiment anwerben lassen, in Hoffnung durch Rechtschaffenheit und Bravheit auch so etwas zu werden, wie sein Bruder.

Fremder. Nun, wie steht es denn mit dem Mittelsten unter euren drey Söhnen?

Bey dieser Frage wischte sich der Alte die Augen, und sagte schluchzend: Er ist Bürge für mich worden, der arme Junge! Er hat versprochen, meine Schulden zu bezahlen, und weil er sein Versprechen nicht ganz erfüllen konnte, so hat man ihn in das Gefängniß gerade neben an, gesetzt.

Der Reisende that drey schnelle Schritte nach dem Gefangenhaus, kehrte aber schnell wieder um, und sagte zu dem Alten: Hat euch denn der ausgeartete Sohn von Offizier gar nichts geschickt, euch euer Leben zu erleichtern? „O mein Herr — fiel ihm der Alte ins Wort — er ist gar nicht ausgeartet; wahrlich er ist es nicht! Gott segne den guten Jungen!

Er hat mir viel mehr Geld geschickt, als ich nöthig hatte, aber ich bin nicht vorsichtig damit umgegangen; ich ward Bürge für meinen Herrn, von dem ich gemiethet hatte, und dadurch verlohr ich mein Geld, und alles, was ich sonst noch auf der Welt hatte, dazu. —

In diesem Augenblick streckte ein junger Mensch seinen Kopf bis an die Schultern durch die eisernen Stangen des Gefängnisses, und rief: Vater! Vater! Wenn er noch lebt, — so ist das Bruder Wilhelm! —

Ja! Ja! rief der Fremde, indem er den alten Mann in seine Arme drückte, wobei ihm Thränen aus den Augen stürzten, ich bin euer Sohn Wilhelm! Ich bins!

Noch ehe der Vater, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, diese Zärtlichkeit erwiedern konnte, stürzte eine reinliche alte Frau aus der Thüre einer nahe gelegenen armseligen Wohnung und rief: Wo ist mein Sohn? Wo ist mein lieber Wilhelm? —

Der Kapitän ließ, sobald er sie erblickte, seinen Vater los, und eilte in ihre Arme.

Die reisende Gesellschaft, die dies alles mit ansah, war eben so gerührt, als irgend eine von den Personen, welche zur Verwandtschaft des alten Vaters gehörten; diese alle liefen herunter auf die Strasse, während dem der Kapitän mit seinen Aeltern in ihr Haus gegangen war, und wo sich die Einwohner des Orts bereits vor der Thür versammelten.

Einer von der reisenden Gesellschaft kehrte sich daran nicht, sondern drängte sich durch ins Haus hinein und sagte: Herr Kapitän! ich ersuche Sie um Ihre Bekanntschaft; fünfzig Meilen hätt ich reisen

wollen, diesen rührenden Auftritt anzusehen; und sie werden uns eine grosse Freude machen, wenn sie und ihre Aeltern zu Mittag im Wirthshause mit uns speisen wollen.

Der Kapitän dankte für die gütige Einladung, die er, wie er sagte, mit Vergnügen annehme; allein er könne nicht eher an Essen und Trinken denken, bis sein armer Bruder erlöst wäre. Er legte auch alsobald in die Hände des Stadtrichters eine Summe nieder, die so viel betrug, als die Forderung war, und der wagte es dann, den Bruder ohne weitern Prozeß in Freyheit zu setzen, und darauf kam die ganze Familie, zu der reisenden Gesellschaft in den Gasthof, wohin sie auch das versammelte Volk begleitete, von welchem einer nach dem andern dem wiedergekommenen Landsmann die Hand gab, und schüttelte, und deren Liebkosungen ohne das geringste Zeichen von Hoffart oder Vornehmthun erwiederte.

Dieser edle Mann, welcher Brown hieß, erzählte hierauf der Gesellschaft, daß er die Leinweber-Profession gelernt, vor 18 Jahren aber als ein wilder Knabe sich unter die Soldaten der ostindischen Kompagnie habe anwerben lassen. Während seines Dienstes habe es das Glück gefügt, daß der Lord Clive ihn bemerkt habe, und mit seiner Aufführung zufrieden gewesen sey, dieser habe ihn dann von einer Stufe zur andern befördert, bis er endlich Kapitän und Regiments-Quartiermeister geworden, in welchem Posten er, ehrlicher Weise über 12000 Pfund zusammen gespart, und nach dem Frieden seinen Abschied genommen habe. Er hatte seinem Vater ver-

schiedenemal Geld geschickt, von dem er aber nur einmal 100 Pf. — ein Pfund Sterling ist ohngefähr eine Karoline — empfangen hatte. Die andere Sendung war einem Konkursfähigen in die Hände gerathen, und verlohren gegangen, und die dritte an einen Kaufmann in Schottland übermacht worden, der aber vor der Ankunft dieses Geldes gestorben war, so daß es noch aus der Verlassenschaft berechnet werden mußte.

Um nun vollends seiner Wohlthätigkeit freyen Lauf zu lassen, schenkte er sogleich seinem Vater 50 Pf. zu seinen nöthigsten Ausgaben, ausser den 100 Pf., die er schon dem Stadtrichter für seinen gefangenen Bruder erlegt hatte. Dann vermachte er seinen Aeltern zu ihrem Unterhalt jährlich 80 Pf., welche nach seinem Tode seine beiden Brüder fortbeziehen sollten. Seinem jüngsten Bruder versprach er eine Offiziers-Stelle zu kaufen, den andern aber mit sich in Kompagnie zu nehmen, weil er gesonnen sey, eine Manufaktur anzulegen, um den Fleißigen Arbeit und Nahrung zu verschaffen.

Seiner Schwester, die an einen Pachter verheurathet war, der sich nicht in den besten Umständen befand, wollte er 500 Pf. als einen Brautschatz geben.

Endlich theilte er auch noch unter die Armen der Stadt, wo er gebohren war, 50 Pf. aus, und gab allen Einwohnern ohne Unterschied eine freundschaftliche Mahlzeit.

*
* *

Wohlzuthun, und mitzutheilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott. Hebr. 13; 16.

12.

Ein Schullehrer, wie sie alle seyn sollten.

Remigius Graf wurde den 27. März 1793 zu Hofs, einem Pfarrdorfe im königl. würtembergischen Oberamte Leutkirch geboren. Er war das jüngste von 18 Kindern, welche von den braven Aeltern, Joseph Graf und Theresia Greg, mit zärtlicher Liebe gepflegt, und mit aller Sorgfalt zur Frömmigkeit und einem christlichen Wandel erzogen wurden. Es kann hier nicht die Rede seyn von einer Erziehung, welcher zur Entwickelung der Anlagen genug Zeit und alle Hülfsmittel zu Gebote stehen, wie bey höhern Ständen und in reichen Familien. Der Landmann muß fast alle Stunden des Tages mit Arbeit ausfüllen, um für die Seinigen Brod zu gewinnen. Es fehlt ihm zur nähern Anleitung seiner Kinder an Zeit, Mittel und Kenntnissen. Glücklich sind daher solche Kinder zu nennen, denen eine gute liebende Mutter zu Theil wurde, die mit scharfem Auge ihre Lieben bewacht, als sichtbarer Schutzengel sie schon früh zu Gott, dem allgemeinen Vater, und zu Jesus, dem Freunde der Kinder, hinweis't, und durch ihr Beyspiel lehrt, wie man diesen Vater im Himmel um alles bitten, ihm für alles danken, und vor ihm rein und wohlgefällig wandeln müsse. Eine fromme Mutter ist überall das größte Kleinod und der Segen des Hauses. So auch hier. Der Mutter hatte Remigius vorzüglich die Entwickelung seiner schönen Anlagen zu verdanken. Früh schon zeichnete er sich durch Sanftmuth und Nachgiebigkeit aus, und wurde deßwegen von seinen Aeltern

und allen Geschwistern vorzüglich geliebt, von allen Benjamin genannt, nicht weil er der Jüngste, sondern weil er der freundlichste war. Da diese stille Gemüthsart mit ihm aufwuchs, und er mit seinen Geschwistern im Frieden lebte, so behielt er diesen Namen auch später noch, und Niemand stritt ihm denselben an, oder beneidete ihn darum.

Als er das Alter erreicht hatte, an dem öffentlichen Unterrichte Theil zu nehmen, ward er von seinem Lehrer unter allen Mitschülern bald bemerkt, und ausgezeichnet. Daran war nicht so fast sein ganz vorzügliches Talent Ursache, als vielmehr die gespannte Aufmerksamkeit auf alle Lehrgegenstände, und sein ruhiges, stilles Wesen. Ueberhaupt betrug er sich während aller Schuljahre so, daß er in jeder Hinsicht seinen Mitschülern als Muster aufgestellt werden konnte. Wie die Schule auf ihn wohlthätig wirkte, so wirkte er schon als Knabe mit Segen auf die Schule, und da er anspruchlos mit allen umging, seine Vorzüge kaum ahnend, so gewann er auch das Vertrauen, und die Liebe seiner Mitschüler. Ein unbefangenes, bescheidenes Gemüth macht uns zu reinen Menschen, Kinder zu Engeln.

Eine entschiedene Vorliebe hatte Graf für den Unterricht in der Religion und Musik. Die Geschichte vom ägyptischen Joseph erfüllte seine ganze Seele, und wenn von dem Leben, den Schicksalen, Wundern und Leiden des Erlösers die Rede war, konnte er sich nicht satt hören. Er verließ sinnend die Schule, noch ganz in den Gegenstand verloren, der ihm so lieb geworden. Dadurch hielt er den Eindruck fest, und es gestaltete sich schon jetzt das reine

Bild der Tugend in seinem Innern, welches später so kräftig auf Jung und Alt einwirkte. In der Musik erhielt er den ersten Unterricht von seinem Schullehrer. Da er auch darin schnelle Fortschritte machte, so war des Lehrers Wunsch, denselben in ein Institut zu bringen, wo er sich ganz dem Lehrfache widmen sollte. Allein dazu fehlte es dem Vater einer so zahlreichen Familie am nöthigen Aufwande, und die Zeit zur Hülfe von oben war noch nicht gekommen. Er wurde also zu den Hausgeschäften und zur Feldarbeit angehalten.

Obwohl Graf wenig Aussicht hatte, seiner Vorliebe zum Lehrfache nachleben zu können, so wurde seine Neigung dazu doch nicht geschwächt. Die Wißbegierde und der Durst nach größern Kenntnissen trieb ihn um so stärker, je mehr Hindernisse sich ihm entgegen zu stellen schienen. Und so ist es mit dem wahren Berufe; der innere Drang, Gutes zu wirken, auf einer bestimmten Stelle sein eigenes Heil, und das von andern zu gründen und zu sichern, überwindet Alles, und schließt alle zeitliche Rücksichten aus. Wo nur auf die Stimme des Innern, d. i. die Stimme Gottes gehört wird, da gebricht es an Rath und guter Arbeit nicht. *) Denn Gott weiß überall wohlthätige Seelen als Stellvertreter seines Willens zu wecken. So auch hier. Ein Geistlicher in Legau erfuhr den Hang und die Lage von Graf, und hielt es für einen Wink Gottes, sich seiner anzunehmen. Er gab ihm nicht nur Unterricht in der deutschen

*) Leider entscheiden nur zu oft bey der Standeswahl andere Nebenstimmen.

Sprache und allen andern Lehrfächern, sondern schaffte ihm auch aus seinem spärlichen Erwerbe die nöthigen Bücher an. Es gebührt also diesem Manne die Ehre, (der Lohn für solche Werke ist ohnedies gewiß) aus reiner Absicht den Grundstein zum Gebäude gelegt zu haben. So wirken viele würdige Priester im Verborgenen Gutes, ziehen mit Sorgfalt Talente hervor, die ohne sie in der Dunkelheit begraben blieben, arbeiten mit Aufwand von Geld und Zeit an Ausbildung derselben, und sammeln sich dadurch Schätze für die Ewigkeit, und dem Staate und der Kirche für die Zeit. Wenn ihr auch, ihr Edeln! die Rechte nicht wissen läßt, was die Linke thut, so verzeihet der Dankbarkeit dieses Wort in einer Zeit, wo man sich nicht zu übereilen scheint, Verdienste an Geistlichen anzuerkennen. Ehre, wem Ehre gebührt!

Als Graf sowohl im Schulfache, als in der Musik sich die nöthigen Kenntnisse erworben hatte, unterzog er sich einer Prüfung in Kempten, *) worin er fähig befunden wurde, im Markte Legau als Schulgehülfe angestellt zu werden, dem er aber bald Steinbach vorzog, weil er sich da zugleich in der Musik ausbilden konnte.

Graf hätte sich nun, wie hundert andere, begnügen können; er hatte sein Auskommen, und das beschwerliche Vorbereitungsgeschäft war glücklich überstanden. Aber eine heilige Unruhe (die schöne Mitgabe Gottes für seine auserwählten Kinder auf Erde) ließ ihn auch jetzt noch nicht los. Es war ihm noch viel zu dunkel in seinem Innern. Das Wahre und

*) Graf war damals noch königl. baier. Unterthan.

Gute schwebte zwar seiner Seele lebhaft vor, aber er konnte es noch nicht verarbeiten, noch nicht recht in die äußere Form bringen, konnte den Schatz seines Herzens noch nicht in die Gemüther der Kinder legen. Er hatte auch ein zu reines Gemüth, und zu viel Ehrfurcht vor Gott, als daß er sich, ohne Gefühl der Würdigkeit, in das bedeutende Lehramt hätte eindringen wollen. Mit dem Namen des Lehrers und mit dem Genusse der Früchte konnte er sich nicht begnügen, da er wußte, daß Gott viel von dem fordere, dem er viel anvertraut hat. Möchte doch jeder von dieser Gesinnung durchdrungen seyn, der sich dem schweren Schulfache widmet. Wie unglücklich ist überhaupt der Mensch, wenn er eine Stelle einnimmt, die er nicht ausfüllen kann! Ein ewiger Sklave des Zufalls hat er weder Kraft noch Salbung in Wort und That; was er unternimmt, seine Unmündigkeit zu decken, kömmt endlich ans Licht, so fein es auch gesponnen ist. Wie mancher Beschämung ist er ausgesetzt? wie muß er sich winden und drehen, wie viel, oft Unrechtes zugeben, um die Liebe zu erkaufen, die er nicht verdient? — Bald sind es die Einrichtungen der Vorgesetzten, bald die Fehler seiner Nachbarn, womit er seine Unwissenheit maskirt; den Abgang des fremden Lobes sucht er durch Eigenlob zu ersetzen, (wodurch aus Argem nur Aergeres werden kann.) Vor einem so unseligen Zustande, den Graf mehr geahndet, als deutlich erkannt hatte, wollte Gott ihn bewahren, dem er von Jugend auf sein ganzes Daseyn gewidmet, und hat ihn davor bewahrt durch die heilige Unruhe, und den Durst nach höhern und deutlichern Kenntnissen.

Er eröffnete sein Herz darüber zuerst einem Priester in Steinbach, welcher diesen schönen Trieb billigte. Als er bald darauf einige Kandidaten des in der Nähe gelegenen Schullehrer-Instituts in Zeil kennen lernte, die ihn mit der Einrichtung dieser Anstalt bekannt machten, zog es ihn mit Gewalt zum Versuche. Er nahm seinen Stab, und trat im schlichten Bauergewande den Weg an zum Vorsteher des Instituts. Mit einer lieblichen Stimme, welche Bescheidenheit und Zutrauen zugleich aussprach, trug er seine Bitte um Aufnahme vor. Auf die Frage, ob er sich getraue, die schweren Pflichten des Lehramtes zu erfüllen, gab er die passende Antwort: „An Freude und am Begreifen fehlt es nicht, das Uebrige wird Gott thun.“ Der sanfte Ton und die Ueberzeugung, womit er diese letzten Worte sprach, von der Miene der Unschuld begleitet, ließen den Vorsteher mehr als vermuthen, unter diesem rauhen Gewande schlage ein edles, großes Herz, das die Mühe mit tausendfältiger Frucht lohnen werde.

Am 11ten April 1811 trat Graf in das Schullehrer-Institut zu Zeil, und vom ersten Tage an trieb er das Geschäft mit so viel Ernst und Liebe, als ob er vom Schulfache vorher nie etwas gehört hätte. Jeden Vortrag verschlang er, überdachte und zergliederte das Gesagte zu Hause, und ruhete nicht, bis er es ganz ergriffen hatte. Alle Gegenstände waren ihm wichtig, am wichtigsten blieb ihm aber auch hier die Religion. Was er früher so tief empfunden hatte, gieng jetzt nach und nach in festere Ueberzeugung über. Die herrlichen Züge aus dem Leben des göttlichen Lehrers reiheten sich in seiner Seele zu ei-

nem schönen Ganzen, was ihn immer lebendiger ansprach, je reiner er aus einzelnen Zügen das ganze Gemählde auffassen lernte. Er sprach nicht viel, aber all sein Thun sprach für ihn. Wie zu Hause von Aeltern und Geschwistern, wie in der Schule von Lehrer und Kindern, so wurde er auch hier bald von allen geliebt und vorgezogen. Er hieng mit dankbarer Liebe an seinem Lehrer, dem Vorsteher des Instituts, mit brüderlicher Liebe an allen Mitkandidaten, die er schonend leitete, und denen er Muth und Trost einflößte.

Als der Lehrkurs seiner Vollendung nahe war, und er schon kampfrüstig der entscheidenden Prüfung entgegen sah, ward seinem Herzen noch eine harte Prüfung von oben zugedacht. Es traf sich, daß wenig Tage vor seinem Examen Militärziehung vorgenommen wurde. Im Königreiche Würtemberg sind davon aus dem Lehrstande nur jene frey, welche das sogenante Provisor-Examen schon mit Zufriedenheit bestanden, und eine Anstellung haben. Dies war bey Graf nicht der Fall. Er mußte sich stellen, zog und verlor. Jedermann war gerührt, sprach mit Bedauern und Theilnahme von dem Aufwand an Zeit, Geld und Kräften, von dem Verluste eines so hoffnungsvollen Schulmannes. Nur er blieb gefaßt. „Ich erkenne darin den Willen Gottes, sprach er, und der gilt.“ Ich überlasse es dir, lieber Leser, zu beurtheilen, wie viel zu einer so ruhigen Fassung gehöre. Stelle dir vor, das Liebste, woran er mit ganzer Seele hieng, das ihm durch Hindernisse und Anstrengungen fast unentbehrlich geworden, soll er hingeben auf immer, und in dem Augenblicke,

wo er der Aerndte für die mühevolle Aussaat so nahe ist, das Theuerste soll er opfern, — und du wirst mit mir einstimmen, daß ein hoher und fester Glaube erfordert werde, ein solches Opfer ungesäumt und willig zu bringen. Graf vergoß zwar Thränen, aber die galten seinen Aeltern und ihrem Schmerz um ihn, und einem Freunde, den ein gleiches Loos getroffen, und den er fast mehr, als sich selbst bedauert hatte.

Aber wie immer, so ward auch hier der Glaube belohnt. Geistliche und weltliche Vorsteher verbanden sich, den würdigen Kandidaten zu retten, und dem Schulfache zu erhalten. Graf, der so eben die allerschwerste Prüfung, sich selbst zu besiegen, so glücklich bestanden hatte, wurde auf der Stelle aus allen Gegenständen geprüft, und die Arbeiten durch einen Expressen nach Stuttgart geschickt. Da die menschlichen Empfehlungen von einer übermenschlichen begleitet waren, so trafen auch dort die günstigsten Umstände ein. Gleich am Tage der Eingabe, den 24sten May 1812. kam die Sache vor, und am nämlichen Tage wurde von der höchsten Stelle das Fähigkeits-Dekret erlassen. Nach Empfang desselben wurde Graf sogleich vom königl. Schulinspektorate Leutkirch mit Genehmigung des Oberamts als wirklicher Provisor an der katholischen Stadtschule Leutkirch angestellt, und dadurch vom Militärstande befreit.

Alle Erzieher müssen zuerst selbst erzogen seyn, ehe sie erziehen können, sagt Sailer, *) um die Wichtigkeit der Bildungsanstalten

---

*) Ueber Erziehung für Erzieher. pag. 472.

für Schullehrer ins Licht zu stellen. Dieses ist aber nicht so zu nehmen, als ob mit dem Austritte aus einem Lehrerseminar die Erziehung vollendet sey. Bisher wurde er erzogen, jetzt tritt die Selbsterziehung ein; er kömmt aus der Schule des Unterrichts in die Schule des Lebens, geht vom Leichtern zum Schwerern, von den Regeln zur Anwendung, von der Vorbereitung zur Ausführung über. Darum sagt der nämliche Schriftsteller in einer spätern Stelle: Der ärgste Feind des Jünglings ist der Dünkel, schon weise zu seyn. Von diesem Dünkel war Graf nicht geblendet. Er trat mit Schüchternheit ins öffentliche Leben; denn er fühlte das Gewicht der Pflichten, welche er mit seinem Amte übernommen hatte. Er war bescheiden, fuhr fort, mit allem Eifer seine Kenntnisse zu erweitern, und gewann auf diesem Wege am sichersten die Achtung und das Zutrauen der Menschen. Ein Anfänger, der mit der Miene der Ueberlegenheit auftritt, bricht den Stab über sich selbst, und flößt kein Vertrauen ein. Nicht also Graf. Heilig und vielfordernd war ihm das Amt des Lehrers, höchst willkommen jeder Wink, jede Aufmunterung aus dem Munde eines erfahrenen Mannes. Dennoch blieb die Quelle, aus der er zuerst und überall schöpfte, Gott. Vor seinem Richterauge entwarf er den Plan zum beginnenden Lehramte, von ihm erwartete er Erleuchtung und Beystand im schweren Geschäfte. In stiller Einsamkeit fragte er sich vor Gott: was will ich, was kann ich, was soll ich? und wie kann ich erreichen, was ich soll? Ernst und streng nahm er diese Fragen, wie es seyn soll; und wer recht zu fragen weiß, bekommt die rechte

Antwort. Ich will einige Hauptpunkte seines Lehrplans anführen, deren Aechtheit mehrere Freunde des Verblichenen bezeugen könnten, wenn sie nicht schon durch die gesegneten Folgen seiner Amtsführung bestättiget würden.

1) Vor dem täglichen Unterrichte Vorbereitung; vor der Vorbereitung und dem Unterrichte Gebeth.

Durch die Vorbereitung sollst du fähiger werden, die Aufmerksamkeit und die Liebe der Kinder fest zu halten. Das Gebeth macht das Erdreich locker, daß der Saame Wurzel fasse. Vorbereitung einiget den Lehrer mit den Kindern; das Gebeth, Lehrer und Kinder mit Gott.

2) a) Nicht zu viel; b) nicht zu viel auf einmal; c) bey allem das Wichtigste zuerst.

a) Bewahret den Lehrer vor der leidigen Großthuerey, die Kinder vor der Sucht des Vielwissens, und des Absprechens. b) Bewahret vor Eckel an allem. c) Macht aufmerksam, daß die Biene aus jeder Blume das Honig sauge. Die Biene ist der Lehrer, das Honig die Wahrheit.

3) Die Natur des Menschen kränkelt am Hange zum Bösen, an der regellosen Eigenliebe; der Arzt ist Christus; die Arzney der stetige Kampf unter seinem Auge wider das Böse für das Gute, der Kampfplatz die Welt in und ausser dir, die Siegespalme ist in der Ewigkeit hinterlegt. Diese Lehre muß die Seele alles Unterrichtes seyn.

4) Was der Lehrer den Kindern als Heilsmittel empfiehlt, muß sich an ihm selbst bewährt haben und bewähren.

5) Fordere wenig von Kindern; aber was seyn muß, darinn sey unerbittlich. Wirke mehr auf das Herz, als auf den Kopf, sieh mehr auf das Thun, als auf das Wissen, und lehre die Kinder eher kindlich, folgsam glauben, als Beweise führen. Lehre sie, das alte Geboth der Liebe recht erfüllen, so haben sie den Schlüssel zu allem Neuen, das gut ist. Sey selber ganz Liebe, so wird auch dein Unterricht, und dein ganzes äusseres Wirken Liebe athmen!

6) Das Höchste sey dir immer das Höchste. Viele Menschen, auch Lehrer sind weder kalt noch warm, weil sie nicht wissen, was sie wollen. Sie möchten den Versuch machen, ob man nicht zwey Herren zugleich dienen könne: der Willkühr und dem Gesetze, der Welt und Gott, der bösen Lust und der Tugend. Vor einem solchen Versuche bewahre dich Gott. Hier muß das Eine Rechte ergriffen werden, und das gleich.

7) Verbinde Liebe mit Ernst zur rechten Zeit. Durch Liebe ziehe die Schüchternen an; durch Ernst halte die Vorlauten zurück!

8) Suche das, was in der Schule recht und gut ist, auch ausser derselben geltend zu machen. Der Unterricht ist nicht für den Augenblick, nicht für die Schulzeit, nicht für das Erdeleben allein. Es giebt einen Beweggrund des Handelns, der über dieses Leben hinausreicht, Gott, und der ist der rechte. Zudem können Kinder auch Große erbauen; sie haben auch ausser der Schule Pflichten; gegen Aeltern, Vorgesetzte ꝛc.

9) Geduld und Langmuth kann der Lehrer nur aus dem Himmel holen durch Gebeth und Selbstverläug-

nung; es sind aber wesentliche Eigenschaften des Lehrers. Jeder rohe Ausbruch desselben nagt am Marke des Vertrauens beym Kinde.

10) Sey gerecht und unparteyisch. Erkenne mehr den Vorzug der Tugend und des Fleißes, als den zufälligen des günstigen Talentes an, und mache dich schon gar nicht zum Sklaven der Geschenke. Es giebt ganz andere, höhere Bande, welche Kinder und Aeltern an den Lehrer fesseln; wähle du die höheren von Pflicht und Tugend.

11) Wandle als Muster in Allem vor den Kindern. Jede Tugend, welche du mit schönen Wortern schilderst, suchen die Kinder zuerst an dir, ihrer nächsten Umgebung auf. Wehe dir! wenn sie dich anders, als deine Worte finden.

12) Dem wichtigen und folgereichen Lehramte geziemt Ernst in Liebe, ohne Pedanterey. Wenn aber von Religion die Rede ist, so sollen die Kinder an Wort und Miene, und am ganzen Lehrer wahrnehmen, daß jetzt von der wichtigsten und heiligsten Angelegenheit des Menschen die Rede sey.

* * *

Dieses war die Basis, worauf sich das Berufsleben unseres Graf stützte, dies die Hauptpunkte des Planes, welchen er mit Gott entworfen hatte. Mit welchem Ernste er ihn fest hielt, und in Anwendung brachte, zeigt sich deutlich aus dem ungewöhnlich schnellen Erfolge. In den sechs Jahren seines öffentlichen Amtes (vom März 1812 bis den 6ten May 1818, die Zeit seiner langen Krankheit eingerechnet) hatte er drey Plätze, auf welche er ohne sein Zuthun von der höchsten Stelle angewiesen wurde. Ueberall

aber lohnte ihn in einem hohen Grade für seine Mühe die Liebe der Kinder, die Achtung der Aeltern und die Zufriedenheit der Vorgesetzten. In Leutkirch, wo er die zwey ersten Jahre zubrachte, hatte er einen so günstigen Eindruck zurückgelassen, daß, so oft er später hinkam, die Kinder von allen Seiten auf ihren ehemaligen geliebten Lehrer zuströmten, und ihn mit Beweisen dankbarer Liebe überhäuften. Eben so in Ratzenried, wo er kaum drey Monate angestellt war. Am wichtigsten aber bleibt uns sein längerer Aufenthalt in Friedrichshafen, wo wir den geliebten Lehrer als Mensch und Christ näher kennen lernen.

Graf hatte eine unverkennbare Vorliebe für Kinder. Ihr offenes sich hingebendes Wesen, ohne Falsch und Rückhalt, zog ihn unwiderstehlich an; denn er war selbst einfach und offen. Zwey Stellen aus der heiligen Schrift liebte er besonders, weil sie für sein Herz sprachen; die eine bey Matthäus am XVIII., 10. wo die Engel, welche allzeit das Angesicht des himmlischen Vaters sehen, ausdrücklich die Beschützer der Kleinen genannt werden; die andere bey Markus am X. 13 — 16., wo Jesus die Kinder zu sich kommen läßt, welche die Jünger aus Schonung für ihn abhalten wollten, ihnen das Reich Gottes zuspricht, sie dann umarmt, ihnen die Hände auflegt, und sie segnet. Diese zarte Behandlung des göttlichen Lehrers gegen die Kinder gab auch ihm immer neuen Muth zur Ausdauer im schweren Amte. Er hielt den Lehrer für den Schutzgeist der unschuldigen Geschöpfe, bestimmt, sie aus allen Kräften auf dem Wege des Heils zu leiten.

Da diese Zuneigung zu den Kindern ihre feste Richtung von der Religion bekam, konnte sie nicht in Schwäche und schädliche Nachgiebigkeit ausarten. Einem milden Vater gleich, bei dem der Ernst immer durchblickt, lasen die Kinder des Lehrers Beyfall oder Mißfallen auf seinem Gesichte. In der Schule hielt er streng auf Ordnung, ohne die nichts recht und fest geschieht, und auf Ruhe, die zu erhalten ihm leichter wurde, weil er aus Ueberzeugung sprach, und sich eines angenehmen Vortrages befliß. Nie brach er in Zorn aus; er hielt es des Lehrers unwürdig, vor den Kindern Blößen zu geben in dem, was er ihnen als als Böse erklärt hatte. Er sah auf Reinlichkeit, die Beschützerin der Unschuld, und der Achtung für sich selbst so sehr, als auf ein höfliches, zuvorkommendes Betragen ausser der Schule. Er bat, ermahnte, warnte, und bestrafte immer mit sichtbarer Theilnahme für das Wohl der Kinder, und die Leichtsinnigen konnten des Lehrers Kummer um sie auf seiner Stirne lesen. Viele vermieden äussere Fehler, nur um ihn ruhig und zufrieden zu sehen. Im Unterrichte war er immer heiter, ohne Laune, wie gestern so heute, er meinte, die Launen des Lehrers theilen sich den Kindern mit, und das Gute müsse aus einem heitern Gemühe in heitere Gemüther übergehen. Er war nicht zufrieden, wenn das Geforderte ein oder zweimal geschah, er ruhete nicht, bis es allen zur Gewohnheit wurde. Er lebte ganz in seinem Fache. In wichtigern Fällen, wenn Gefahren von der Jugend abzuwenden waren, ließ er nichts unversucht; er bethete, sprach die Hülfe der Vorgesetzten an, überlegte Tag und Nacht, wie zu helfen

sey. Nur so kommt das schöne Wechselverhältniß zwischen Lehrern und Kindern, oder es kommt gar nicht. Nur aus hartem und mühesamen Kampfe geht die Liebe hervor, diese Himmelsgabe für den Lehrer, die alle Mühe reichlich vergilt, und die Lehrstunden zu Stunden des reinen Genusses macht. Bei Graf blieb sie nicht lange aus. Die Schüler suchten seinen leisesten Wünschen zuvorzukommen, beschenkten ihn abwechselnd mit Blumen, die er besonders liebte, und fanden kein Ende im Lobe seines freundlichen Ernstes, wenn von ihm die Rede war. Auf der Strasse liefen sie ihm zu Dutzenden entgegen, und für ein freundliches Wort von ihm glänzte die Freude auf ihren Gesichtern. Er nahm öfters alle, die ihm begegneten, mit sich ins Freye, erzählte ihnen lehrreiche Geschichten, machte sie auf die Schönheiten der Natur, auf Gott, und sie selbst aufmerksam, und pflanzte auch da viel Gutes in die offenen Gemüther. Der rechte Lehrer lehre überall, nicht nur in der Schule, auch schweigend — auch durch seinen Wandel. —

Unter den sittlichen Eigenschaften, welche aus dem Leben unsers Lehrers hervorleuchten, steht die Religiosität oben an. Da alles Heil von Gott durch Christus kommt, so bezog er alles auf den ewigen Vater, und auf Jesus, sein Vorbild. Er übte sich unaufhörlich, seine Sinne der Vernunft, und die Vernunft Gott zu unterwerfen. Er traute seinem eigenen Herzen nicht, das so oft dem Göttlichen widerstrebt. Ueberzeugt, daß Gnade und Kraft im Kampfe mit sich und der Welt nur von oben kommen können, suchte er auch nur von oben Kraft und Hülfe. Das Gebeth war ihm zum angenehmsten Bedürfnisse

geworden, nicht nur in der Kirche und zur sonst gewöhnlichen Zeit, sondern bei jedem Anlasse. Vor der Unternehmung und nach gelungenem Werke, für die empfangene Wohlthat und für den Segen der Zukunft, wandte er sich zu Gott, der reichen Gnadenquelle, hin. Die Tugend wollte er nicht blos in einzelnen leichten Zügen, sondern in ihrem ganzen, liebenswürdigen Umfange kennen, und üben lernen. Der Strahl aus der ewigen Sonne, die Liebe, erwärmte sein Herz für alle Mitmenschen; aber seines unendlichen Abstandes von seinem Erlöser in Demuth bewußt, suchte er blos den Kindern Alles, Allen andern nur Etwas zu werden. Er hielt die Religion Jesu wirklich für ein sanftes Joch, und eine leichte Bürde, und so wurde ihm auch das Joch und die Bürde leicht. Er schämte sich nie der Religion, wenn es darauf ankam, sie äusserlich auszusprechen und zu verbreiten. Sie hatte tief im Innersten Wurzel gefaßt: daher fielen die tausend Rücksichten und Furchten bei ihm weg, aus welchen so viel Unrechtes still angehört, aus Schwäche geduldet, wohl gar begünstiget wird, zum Unheil und Verderben der Menschen. Er war täglich bei dem heiligsten Opfer der Messe gegenwärtig, auch dann, wenn er sich davon hätte ausnehmen können. Er bethete mit inniger Andacht, erbaute andere, ohne sich dessen bewußt zu seyn. Denn, wer die Vereinigung mit Gott sucht und unterhält, bei dem ist das alles Wahrheit, was die leichtere Menschenklasse so gern für Schein hält. Das Gebeth führte ihn dann froh zur Arbeit, die Arbeit wieder froh zum Gebethe. Der Tag, an welchem er das allerheiligste Sakrament empfangen hatte, war

ein Festtag für seine Seele, an welchem er sich dem Himmel näher fühlte, aus dem er neue Vorsätze und Kraft für die Beschwernisse des Lebens herabholte.

Wie er die Religion liebte; so ehrte er seine Vorgesetzten: daher wurde er von seinen Pfarrherren und den Obrigkeiten des Ortes überall geachtet und unterstützt. Graf hielt den Pfarrer schon vermöge der heiligen Weihen, und der lange auf Bildung angewandten Zeit, mehr als den Schullehrer dazu geeignet, das Heiligste in die Gemüther der Kinder zu legen. Er versäumte daher keine Gelegenheit, durch ihren Umgang sich zu belehren, und in zweifelhaften Fällen ihrem Rathe zu folgen. Eben so hielt er sich genau an die Vorschriften der höheren Stelle, und erlaubte sich, der grössern Einsicht vertrauend, nie eine eigenmächtige Abänderung, oder unbescheidene Einrede.

Sein ganzer Wandel war rein, die Demuth leuchtete aus seinem Gesichte hervor. Kein unreines Wort kam über seine Lippen. Er sprach wenig, am liebsten über Erziehung, schwieg, wo er nicht Wahres sagen durfte. Er machte, und liebte kein Geräusch, vermied, so oft er konnte, zahlreichere Versammlungen. An freyen Tagen theilte er seine Zeit in Lektüre über sein Fach, und in Musik, welche letztere sein still frohes Herz immer ermunterte. Er liebte die Natur, betrachtete gern ihr stilles Wirken, ihren regelmäßigen Gang, ihren über alle Geschöpfe verbreiteten Segen. Daher zog er die einsamen Gänge vor, wo der Gesang der Vögel, die Blühte der Bäume, die aufkeimenden Knospen ihn ergötzten, und sein unverdorbenes Herz der sanften Rührung folgen

ließen. Er war mäßig im Genusse von Speise und Trank, und wirthschaftlich. Seine Schwester, welche in Friedrichshafen seine Haushaltung besorgte, wußte er als Schwester zu achten, und vergaß nie, sie von der Dienerinn zu trennen. Er hielt übrigens unerschütterlich fest an diesem Grundsatze: „Wie der Lehrer, um die ihm anvertraute Jugend „zu Gott zu führen, seinen Karakter vor aller Welt „unzweydeutig erhalten muß; so soll auch der Umge„bung des Lehrers die Gemeinde und die Jugend „nicht einmal den Schein des Bösen wahrnehmen.“ Dieß sah er als die Summe der Gebothe für ihr Betragen an. Darnach mußte sie sich richten im Hause, in der Kirche, im Umgange mit Kindern, Nachbarn und der ganzen Gemeinde. Er duldete bei ihr nicht viele Bekanntschaften, am wenigsten mit dem andern Geschlechte. Er selbst betrug sich so vorsichtig, daß er, um jedem Scheine auszuweichen, sich oft die unschuldigsten Bequemlichkeiten versagte. In diesem Punkte, wiederholte er sich und der Schwester oft, kann das Vertrauen des Lehrers am leichtesten Schiffbruch leiden. So war Graf gegen sich und gegen andere gesinnt, und da er, nie zufrieden mit dem, was er war, immer reiner und demüthiger zu werden strebte, gewann er auch immer mehr die Herzen von allen.

Graf hatte in kurzer Zeit sehr viel geleistet. Das von ihm muthig begonnene und mit rastlosem Eifer fortgesetzte Werk war gelungen; er hatte schon viel gewirkt, und hätte noch viel wirken, noch herrliche Früchte seines Fleißes ärndten können. Aber Gott hatte es anders beschlossen. Er sollte schon

früh in der Laufbahn seines Berufes, welche sein Glück ausmachte, unterbrochen werden, um der Welt ein Beyspiel mehr zu geben, wie der wahre Christ alles vergessen, und verlassen müsse, um der Stimme Gottes da, wo sie ruft, zu folgen. Auf sein kurzes Wirken sollten empfindliche, lang dauernde Leiden folgen. Graf hatte in seiner Jugend ein blühendes Aussehen; es war keine Spur von Kränklichkeit an ihm wahrzunehmen. Später, als Jüngling bekam er einige Anfälle von Blutbrechen, die man seiner Vollblütigkeit zuschrieb, weil bei seinem gesunden Körperbau, und seiner durchaus regelmäßigen und reinen Lebensart keine andere Ursache zu vermuthen war. Doch lag vielleicht in diesen Anfällen schon der Keim seines frühen Todes. In den ersten Jahren seines Lehramtes war seine Gesundheit ziemlich fest. In Fridrichshafen fing er an zu kränkeln. Ein Hautausschlag, welcher durch den Gebrauch einer Salbe sich in den Leib zurückschlug, soll nach dem Vorgeben seiner Aerzte Mitursache seiner langwierigen, schmerzhaften und unheilbaren Krankheit gewesen seyn. Denn bald darauf fühlte er eine heftige Beklemmung der Brust, verbunden mit schwerem Athem und trockenem Husten. Ungeachtet der Bemühungen des Arztes fand der Leidende nicht nur keine Linderung, sondern es kam zu den Brustschmerzen noch Seitenstechen und Blutbrechen. Bis jetzt hielt Graf noch immer Schule, und ertheilte Privatunterricht. Aber von Schmerzen überwältigt, mußte er endlich das Zimmer, und bald auch das Bette hüten, und wurde zuletzt so unvermögend, daß er sich nicht bewegen konnte. Wie ein unmün-

diges Kind mußte er über ein halbes Jahr gehoben und gepflegt werden. Zu den übrigen Leiden gesellten sich noch gewaltige Schmerzen im Unterleibe, die ihn öfter dem Ende nahe brachten. Herr Doktor F. leistete ihm zur Linderung dieses Uebels grosse Dienste, er gab sich alle Mühe, mit dem Kranken eine Radikalkur vorzunehmen. Aber auch dieser Versuch mißlang. Es stellten sich zu allen vorigen Uebeln noch anhaltende Rückenschmerzen ein, der Unterleib dehnte sich aus, die Füsse füllten sich mit Wasser an, und bald darauf wurde der ganze Unterleib lahm, und kein Mittel vermochte die Lähmung zu vertreiben. In diesem Jammerzustande, mehr todt als lebend, mußte er noch ein langes Vierteljahr ausharren, bis die Stunde der Erlösung schlug. Vier Aerzte vereinigten sich noch zum letzten Versuche, der in Anordnung eines Bades bestand, aber der Kranke war zu schwach. Ein darauf erfolgtes Fieber verbot auch den weitern Gebrauch dieses Mittels. Endlich, als die Kunst der Aerzte und die Büchsen der Apotheker erschöpft waren, machten die Gichter seinem martervollen Leben ein Ende. Er unterlag der vereinigten Gewalt so vieler Krankheiten den 6ten May 1818.

Wer den rechten Faden im Leben gefunden, und fest gehalten hat, dem versagt Gott auch im Leiden und im Todeskampfe seine Gnade nicht. Graf hielt während seiner ganzen Krankheit den Blick nach oben gewendet, von wo allein er all seine Tage Schutz und Hülfe erwartet hatte. Er blieb gelassen und gleichmüthig auch bei ungewöhnlich grossen Schmerzen, und, was alle bewunderten, und woran sie sich

erbauten, war bei ihm ganz natürlich und wahr. So einen Leidenden zu sehen und zu beobachten, ist für den wahren Christen ein erhebender Anblick, für den muthwilligen Sünder aber die ernsthafteste Bußpredigt zur Besserung seines Lebens. Er merkte bald, wohin seine Krankheit führe; aber er fügte sich unbedingt in den Willen Gottes. Als er das Anschwellen seiner Füsse wahrnahm, rief er seiner Schwester, und sprach: „Sieh, ich habe eben einen Schatz entdeckt;" und als er bemerkte, daß sie den Sinn seiner Worte nicht verstehe, fuhr er mit sanfter Stimme, den Blick zum Himmel gerichtet, fort: „Jetzt getraue „ich mir noch vor Gott zu erscheinen; wer „weiß, wie es später kommen könnte?" Er bethete viel, aber mehr in stiller Betrachtung, in der sein Blick oft lange gen Himmel geheftet blieb. Nur einzelne Worte sprach er, welche aber deutlich genug seinen hohen Glauben, und seine fromme Ergebung bezeichneten. So lange er konnte, las er täglich, und machte sich besonders solche Schriftstellen geläufig, welche ihm in seiner Lage Trost und Stärke gewähren konnten. Er tröstete jene, welche um ihn besorgt waren, indem er sie hinauf wies zu der Quelle, aus welcher er Trost und Ergebung schöpfte. Er klagte nie, nur bedauerte er, wenn ihm die Schule einfiel, die verwaisten Kinder, denen er ganz entzogen gar nichts leisten könne. Es wurden täglich vier Schüler nach der Reihe zu ihm gelassen; die setzte er neben sich, sprach freundlich mit ihnen, gab ihnen väterliche Lehren, und segnete sie. Die Kinder giengen immer tief gerührt und mit guten Vorsätzen von ihm.

Während der langen Leidenszeit zeigte sich die Anhänglichkeit der Bewohner von Friedrichshafen für ihren Lehrer deutlich. Alles nahm den lebhaftesten Antheil, jedermann wollte zur Linderung seiner Leiden beitragen. Aus den wohlhabenden, auch protestantischen Häusern, wurden ihm täglich die von den Aerzten erlaubten Speisen und Weine gereichet. Man erkundigte sich sorgfältig nach ihm, und die geringste Hoffnung zu seiner Wiederherstellung wurde von Groß und Klein mit lebhafter Freude aufgenommen. Täglich wären alle Kinder seiner Schule zu ihm gelaufen, wenn es ihnen wäre gestattet worden. Die Kosten für Apotheke und Aerzte zu 101 fl. 56 kr. wurden von der Gemeinde übernommen, damit alle an dem Liebeswerke Antheil hätten, wie es in einer gesegneten, christlichen Gemeinde seyn soll. Wie die Sorge um den Kranken, so war auch die Trauer um den Todten allgemein. Sein Leichenzug, noch jetzt im rührenden Andenken, hat mit unauslöschbaren Zügen ihn und die Gemeinde dargestellt. Sein Leichnam wurde vom Schulhause abgeholt, die Schulkinder, über Hundert an der Zahl voran, denen alle Erwachsene und einige Lehrer aus der Gegend folgten, ging es dem eine Viertelstunde entlegenen Gottesacker zu. Eine Todtenstille herrschte, nur vom aufregenden Posaunenschalle und der Harmonie des Trauergesanges unterbrochen. Als der Staub dem Staube übergeben war, und Herr Stadtpfarrer Kling seine kurze Anrede anfing, da brach allen das Herz. Kinder und Erwachsene weinten laut, die Liebe konnte dem einfachen Worte nicht widerstehen. Hier ist die Anrede selbst: „Kin-

„der! euer Lehrer, euer Vater, den ihr so herzlich „geliebet, und der euch so zärtlich wieder liebte, ist „nicht mehr. Seine Seele ist zum allgemeinen Va= „ter heimgegangen, nach langen, harten und schmerz= „lichen Leiden; nur die sterbliche Hülle haben wir „der kühlen Erde übergeben. Er war nur wenige „Jahre euer Lehrer, und wenn er länger gelebt „hätte, was würde er noch alles haben wirken und „leisten können? Allein hier ist nur die Frage, was „er wirklich geleistet hat. Er hat euch in wenig „Jahren vieles, sehr vieles gelehrt durch Worte „und Beyspiel. Ihr verdanket euere Bildung seinem „geschickten Unterrichte in allen nützlichen Kenntnis= „sen, besonders in der christlichen Religion, die er „euch in Wort und Beyspiel so schön und lieblich zu „zeichnen wußte, daß ihr sie lieb gewinnen mußtet. „So vergesset seine Lehre nie, denket oft und gern „an seinen Unterricht, haltet euch sein ermunterndes „Beyspiel zu allem Guten stets vor Augen, und su= „chet euch täglich nach den euch ertheilten Lehren und „Grundbegriffen fortzubilden. So wird Lehrer Graf „in euern Herzen fortleben, wenn er gleichwohl „selbst nicht mehr zugegen ist. In kurzer Zeit hat „er viel geleistet, und ist deßwegen eures und un= „seres Andenkens werth und würdig. Daher wol= „len wir jetzt und in Zukunft für ihn die göttliche „Barmherzigkeit anrufen.“

* * *

Man spricht von den Todten gewöhnlich nur Gutes, aber hier ist das Gute ganz wahr und all= gemein anerkannt, sagt der nämliche würdige Seel= sorger in einem Zeugnisse über den Verblichenen:

und weil das Gute von Graf allgemein anerkannt ist, so dürfen wir hoffen, daß diese Anrede, auf gutes Erdreich gefallen, hundertfältige Frucht tragen werde. Unter so gesegneten Umständen kann Eine Rede viel wirken.

Ich will nur noch zwey Züge anführen, deren einer die Liebe der Kinder, der andere jene der Erwachsenen in der Gemeinde ausspricht. Der Eindruck und die Liebe zu dem Lehrer war so stark, daß einige Tage nach dem Begräbnisse mehrere Kinder am Grabe gefunden wurden, mit Ausgraben der Leiche des geliebten Lehrers beschäftiget. — — —

Ein Bürger und Maurermeister von Friedrichshafen ließ dem Verstorbenen auf eigene Kosten einen Grabstein mit folgender Inschrift setzen:

Remigius Graf, Provisor an der Schule Friedrichshafen, von Hofs gebürtig, 25 Jahre, 3 Monate und 8 Tage alt, gestorben den 6ten May 1818.

Er ist zum Glück der Menschheit
Für die Schule
Und Gottes Ehre
Hier gewesen.

Ich schließe mit dem aufrichtigen Wunsche, und der Bitte zu Gott, er möge jeder Gemeinde einen so frommen Lehrer, und jedem Lehrer eine so dankbare Gemeinde schenken.

13.

Gotthard und seine Söhne.

In einer abgelegenen Gegend in Baiern, abgeschieden von der grossen und glänzenden Welt, umgeben von blühenden Auen, volkreichen, wohlhabenden Dörfern, voller glücklicher Landleute, und nicht so weit von dem südostwärts liegenden himmelhohen Tyroler Gebürgen entfernt, daß sich ihre gähen Abgründe, und zackigten Spitzen dem staunenden Auge entziehen könnten, wohnte Gotthard, ein Landbeamter in einer uralten, beinahe verfallenen Burg. Er hatte viele Kinder, ein kleines Gehalt, ein zartes Gewissen und gar keine Schulden; wenn er sich am Abend schlafen legte, so war sein Hauptkissen sanft, und beim Erwachen am Morgen konnte er ruhig über das glückliche, weite Thal hinschauen; denn jeder Gegenstand brachte ihm Erinnerungen, die wie Engel Gottes seiner Seele hohen Frieden zuflüsterten.

Gotthard hatte drei Söhne; Franz war der älteste, Benedikt der zweite, und Max der dritte. Alle drei wuchsen heran. Der älteste war völlig reif, auf die Universität zu gehen; die beiden andern beinahe; die ganze Familie war katholisch, und die drei Söhne waren von einem rechtschaffenen Kaplan unterrichtet und zur Universität vorbereitet worden.

An einem schönen Nachmittag im August, ließ der Amtmann seine drey Söhne in seine Schreibstube kommen. So, wie sie hereintraten, wendete sich der

Vater auf seinem Armsessel herum; er sah sie mit nassen Augen an, und sagte: „Kinder, ich habe zu Gott geweint — Du Franz mußt nun diesen Herbst nach Ingolstadt auf die Universität ziehen, deine Mutter wird dich mit den nöthigen Kleidern und Wäsche versehen, und ich mit Büchern: aber — Geld, lieber Gott! — das hab ich nicht; ich habe Gott vertraut, Er hat mir geholfen. Nie hab ich Jemand gedrückt und lieber gegeben, als genommen; ich werde alt, kann mit Aktenarbeit und Kommissionen nebenher nichts mehr verdienen, und ihr müßt doch alle drey etwas lernen, damit ihr euch einst ernähren könnt. Gehe nun lieber Franz gleichwohl in Gottes Namen mit dem wenigen, was ich dir mitgeben kann, auf die Universität, dann bet' und trau auf Gott. Wir wollen das hier auch thun, und so weiß ich, Er wird uns nicht verlassen.“ —

Den drei Jünglingen standen die Thränen in den Augen, stillschweigend giengen sie wieder hinaus, und Franz winkte den beiden in's Feld. „Wir wollen spazieren gehen,“ sagte er, „und nachdenken über das, was uns der Vater gesagt hat.“ — In einer schwermüthigen Seelenstimmung wandelten sie zwischen den in der Erndte stehenden Getreidfeldern hin. Jeder dachte für sich der Sache nach, ohne ein Wort zu reden, bis endlich Franz das Stillschweigen unterbrach, und sagte: „Seht ihr Brüder! alle diese Aehren da, wie sie sich oben herüber, gegen die Erde beugen? — Die da so gerad empor streben, sich über die andern hinaus erheben, die enthalten entweder gar keine, oder doch sehr magre Kerne; aber die gebeugten und gebückten Aehren, die sind gar reich

an Nahrung für Menschen und Vieh. So eine Aehre ist unser guter Vater — möchte nur der Halm unter der Menge der Früchte nicht knicken! — Wir drey sind Aehren, die erst anfangen zu blühen. Ach!" — Thränen erstickten die Worte; er schwieg, und die andern beiden weinten still mit ihm.

Nach einer kleinen Weile trocknete Franz seine Augen; er stärkte sich, trat seinen Brüdern in den Weg, und sagte: „Hört Brüder! Ich hab einen Entschluß gefaßt; wir wollen ein Bündniß miteinander machen, daß wir alle drey ordentlich studieren wollen, ohne von unserm Vater einen Heller zu begehren, und ohne ihn das Geringste zu kosten. — Seht wir singen alle gut, verstehen die Musik, und Jeder spielt sein Instrument ohne grobe Fehler; damit wollen wir uns durchbringen; ich gehe nun auf die Universität, ich werde suchen, bei der Kirchen-Musik unterzukommen; werde Unterricht geben, und wenn's Noth thut, Wasser und Brod genießen und damit zufrieden seyn. So werde ich euch mit einem guten Beyspiel vorgehen. Jetzt gebt mir die Hand darauf, und schwört mir, daß ihr's auch so machen wollt." —

Beide freuten sich über diesen vortrefflichen Vorsatz; beide schwuren, und alle drei fühlten in ihren Seelen den hohen Wink des Beifalls des Menschenvaters. Unüberwindlich gestärkt kehrten sie auf der Stelle um, und eilten nach Haus, um dem Vater zu sagen, was sie sich untereinander vorgenommen, und beschworen hatten. Sie fanden ihn im Garten bei der Mutter stehen, die gerade Salatköpfe ausstach. — Freudig erzählten sie beiden, was ge-

schehen war, und baten um die Bestättigung ihres Vorsatzes.

Gotthard und seine Gattin sahen sich an, staunten, und Thränen rollten ihnen über die Wangen herab; sie billigten das Vorhaben ihrer Söhne mit herzlichen Umarmungen und mit Ausdrücken des Segens. Ob nun gleich Gotthard sowohl an der Beständigkeit ihres Vorsatzes, als an der Möglichkeit der Ausführung zweifelte, so wollte er doch die edlen Jünglinge nicht irre machen. Er schwieg also über diesen Punkt und sagte: „Gott begleite euer Vorhaben mit seinem reichen Segen!“ —

Franz ging nun auf die hohe Schule; er hielt Wort, sein Vater brauchte ihn nicht zu unterstützen. Er studierte die Theologie, und ward bald Kaplan bei einem grossen Fürsten. —

Benedikt folgte ihm das nächste Jahr nach; er studierte die Rechte. Auch er hielt Wort; er kostete seinem Vater auch nicht einen Kreuzer, und nach geendigten Studien bekam er bald ein Amt, das ihn nährte.

Nun kam auch die Reihe an Max; er ging ebenfalls nach Ingolstadt, um die Rechte zu studieren. Freudig trat er in die Fußstapfen seiner Brüder, so daß er sich mit Singen und mit der Musik durchbrachte. Indessen kam ihn die Lust an, ein Kammerallist zu werden, und zu dem Ende auf die Heidelberger Universität zu ziehen, wo damals St** Lehrer der Staatswirthschaft war. —

Er kam im Herbst dahin, und bald in den ersten Tagen seines dortigen Aufenthalts legte er seinen ersten Besuch an einem Abend in St** Hause

ab. Er gefiel im ersten Augenblick. Sein reiner und wohlgeordneter Anzug, seine bescheidene und angenehme Art zu reden, seine feine, ungezwungene Lebensart, verbunden mit fester Entschlossenheit, die einen Hauptzug des baierischen National-Charakters ausmacht, und mit so viel wahrer, reiner Aufklärung, gewann ihm St** und seiner Gattin Herzen gleich in der ersten Stunde. Sie baten ihn, oft zu kommen, und ihr Haus als sein elterliches anzusehen. Dieses Anerbieten nahm Max mit gerührter Seele auf; aber er machte vor der Hand nicht viel Gebrauch davon, so wie er auch noch zur Zeit ganz und gar nichts von seinen Umständen entdeckte; selbst seine Landsleute, deren etliche dort studierten, wußten von seiner wirthschaftlichen Verfassung nichts, wenigstens sagten sie nichts davon. —

Einige Wochen hernach, im Spätherbst, giengen der Professor St** und seine Gattin, eines Abends nach dem Essen zu einem Freunde, mit dessen Hause sie in einem vertrauten Umgange lebten. Sie fanden die edle Familie in einer festlichen Freude, welche die Feyer eines Geburtstages zum Grunde hatte. Sie setzten sich zum traulichen Kreis und freuten sich mit.

Nach einer kleinen Weile begann im Nebenzimmer, allen unerwartet, eine Laute so angenehm und schmelzend zu tönen, daß alles still und auf einmal ganz Ohr ward. Bald mischten sich zwey unvergleichliche, männliche Stimmen dazu, die ein passendes Lied mit dem reinen Gefühl tiefeingreifender Natürlichkeit sangen; dieser Gesang war so rührend, daß jedes Auge sich mit Thränen füllte.

Nach Endigung derselben trat Max mit seiner

Laute herein. Sanft und bescheiden verbat er sich alle Aeusserungen des Beifalls, aber den allgemeinen Bitten, noch mehr zu singen gab er nach, und trug mit unbeschreiblicher Anmuth noch einige geistliche Lieder vor, die er selbst in Musik gesetzt hatte; kurz Max gewann aller Herzen. Sein Mitsänger war einer seiner Landsleute, ein junger Baron, auch von dem edelsten Charakter.

Von nun an ward Max als ein vertrauter Freund beyder Häuser angesehen; doch kam er selten, auch ließ er sich nie zum Essen einladen, überhaupt hielt er sich so viel möglich von allen zerstreuenden Gesellschaften entfernt, und studierte mit beispiellosem Fleiß.

Kurz darauf besuchte er eines Abends seinen lieben Professor St** nebst dessen Gattin; er wünschte mit ihnen allein zu seyn, und nun erzählt' er seine Geschichte, und seine Lebensart in Heidelberg. Beide erstaunten und bewunderten den entschlossenen Muth dieses vortefflichen jungen Mannes. Sie erboten sich sogleich ihm wöchentlich einen Tag den Mittags- und Abendtisch zu geben, auch andere Freunde zu bereden, das Nämliche zu thun. Mit Rührung, aber mit eben so viel Festigkeit erwiederte Max: „Haben es der Herr Professor in Straßburg auch so gemacht? (derselbe hatte nämlich in Straßburg in sehr dürftigen Umständen die Medizin studiert) Nein! — Nun so folge ich Ihrem Beispiel und dem Beispiel meiner Brüder. Wer Gott vertraut, muß, so lang es nur immer möglich ist, ja Niemand zur Last fallen, und zudem würde ich dann auch im Kampf gegen meine Sinnlichkeit erliegen. Jetzt laß ich mir

auf mein Zimmer an Speise und Trank holen, was ich bezahlen kann; ich sehe da nicht auf das, was mir schmeckt, sondern auf das, was mich nährt und gesund erhält. Wenn ich nun heute delikate Speisen und Wein genossen hätte, und morgen müßte ich dann wieder zu meiner magern Mahlzeit zurückkehren, so würde mir das Leiden machen, die ich jetzt sehr leicht vermeiden kann; und vielleicht würde ich nicht einmal diese Probe bestehen können. Haben Sie nur die Güte, mich Ihrer Freundschaft zu würdigen; im Uebrigen aber bekümmern Sie sich um mich nicht weiter. Doch habe ich eine Bitte an Sie! Wollen Sie nicht die Güte haben, mit Herrn M. zu reden? Sie sind bekannt mit ihm, ich möchte gerne Sänger in der heil. Geist-Kirche werden; jetzt ist gerade eine Stelle vakant, denn der . . . ist gestorben.“—

St** versprach ihm das, und säumte auch nicht, mit dem Hrn. M . . . . zu reden, der im Augenblick willig war, den jungen Gotthard zu empfehlen.

Max wurde Sänger, und dieses Aemtchen trug ihm hundert Gulden ein, ohne ihm im geringsten in seinen Studien zu schaden. Er brachte sich zwey Jahre durch, ohne einen Heller Schulden zu machen, und ein vortreflicher Kopf und vorzüglicher Fleiß waren Ursache, daß ihn jeder verehrte, und ihm mit Grund eine baldige Versorgung weissagte.

Zu eben der Zeit studierte auch ein baierischer Graf von L** in Heidelberg. Dieser besuchte St** auch zuweilen, wo dann er und seine Frau oft Gelegenheit fanden, ihren Freund Gotthard zu empfehlen. Der Graf hörte das mit einer bedeutenden Miene an, und endlich sagte er im Vertrauen:

er stände jetzt noch unter der Gewalt seines Hofmeisters und seiner Vormünder; in einem Jahre werde er majoren, und dann sollte Max in seine Dienste treten, und bald Amtmann auf einem seiner Güter werden. Er habe ihm zuweilen Unterstützung angeboten, aber er könne nichts bei ihm anbringen. Indessen möchte man ihm ja nichts von seinem Vorhaben sagen. Auch dieser vortreffliche junge Mann machte St** Freude; überhaupt hat die baierische Nation ungemein viel edles, und keine ist zur wahren Aufklärung fähiger, als sie. — St** machte in diesen Jahren viele glückliche Staaroperationen. Dies bemerkte auch unser junge Gotthard; mit Thränen der Rührung kam er daher an einem Abend zu St**. „Herr Hofrath," fing er an: „durch Ihre Hülfe werden so viele Leute sehend; besonders hat mich der blinde Weingärtner gerührt, den Gott durch Sie seiner Familie wieder geschenkt hat, und der nun seine Dankbarkeit nicht anders zu äussern wußte, als daß er bei trocknem Brod und Wasser für Sie nach Wallthürn wallfahrtete, um dort kräftiger um Segen für Sie flehen zu können. Die Meinung war gewiß gut, und sein einfältig frommes Opfer Gott angenehm. Solche Fürbitter möcht ich mir auch erwerben; es ist doch gut, wenn wir ungerechte Haushalter, die wir doch im Grund alle sind, dereinst Bürger finden, die uns in ihre ewigen Hütten aufnehmen; können Sie mich nicht auch die Staaroperationen lehren?" —

Dem edlen Professor drangen bei diesem Ansuchen Thränen in die Augen. „Ja!" sagte er: „ich will Sie darin unterrichten." — Jetzt wurde auch diese

Sache vorgenommen. St** nahm den jungen Gotthard zu allen Operationen mit, unterrichtete ihn treulich in allem, und ließ ihn an todten Kälber-Augen so lange operiren, bis er alle Lenkungen beider Hände inne hatte. Auch unterwies er ihn in der nachherigen Kur, worauf so viel ankommt.

Max war voller Freude und Munterkeit, daß ihm in allen Stücken alles glückte, was er anfing. Nun ließ er sich auch alle Instrumente machen, die er brauchte, und das Geld dazu ersparte er sich aus seinem kleinen Gehalt.

Die Zeit seiner Abreise war auf den Herbst 1786. bestimmt, wo in der ersten Novemberwoche das bekannte Universitäts-Jubiläum zu Heidelberg gefeyert wurde. Max wäre gerne vorher abgereist, allein aus Mangel an Reisegeld konnte er nicht. Er mußte erst ein Quartal seiner Besoldung erwarten, folglich die ganze Zeit über, und noch ein paar Wochen länger dableiben; jetzt gerieth er in Verlegenheit. Die Menge der Menschen, welche zuströmten, machte die Zimmer ausserordentlich theuer; sein Wirth gebot ihm auszuziehen, weil er doch den Winter nicht dableiben konnte, zudem fiel ein tiefer Schnee, und es wurde sehr kalt. Jetzt kam er zu St** und flehte um Rath. „Getrost mein Freund," sagt ihm dieser lächelnd entgegen — „ich habe das Haus voller Fremden, also kein Bett mehr, aber kommen Sie zu uns, hier dieser Sopha soll Ihr Bett seyn." Mit tiefer Rührung entgegnete dankend Max: „Ja das kann, das will ich annehmen; nur verschonen Sie mich mit Ihrem Tisch, ich kann nicht mit Ihnen speisen." — Aber ist das nicht Eigensinn? fiel der

Professor hastig ein; „Nein! es nicht Eigensinn, versetzte Max ruhig, „ich bin durch hohe Pflichten gebunden, so zu handeln.“ — St** verehrte diese Pflichten, und schwieg.

Der junge Gotthard ward also drey Wochen lang St**s Hausgenosse. Als nun seine Abreise herannahte, so machte er sich dazu bereit, und er war Willens, in dem harten Winter zu Fuß nach Hause zu reisen. Jetzt kam aber Graf L***. Mit einer ganz andern Miene als sonst fing er an: „Ich bin jetzt volljährig; das erste, was ich gethan habe, besteht darin, daß ich meinen nachläßigen Hofmeister auf eine gute Manier entlassen habe. Nun brauche ich aber jemand, der mir in meinen Geschäften hilft, denn ich trete auch die Verwaltung meiner Güter an, und habe Niemand, der sich dazu schickt. —

Der edle Mann wandte sich hier an Gotthard, der auch zugegen war, und sagte mit einem Ton, der durch die Seele gieng. „Lieber Herr Landsmann! erzeigen Sie mir doch die Gefälligkeit, und treten Sie von diesem Augenblick an in meine Dienste. So einen Mann, wie Sie brauch' ich gerade, aber schlagen Sie mir doch ja diese Bitte nicht ab.“ —

Da standen alle und staunten. St** schloß den edlen Grafen mit Innigkeit in seine Arme; Gotthard aber stand da mit emporgerichtetem Thränen-Blick, und gefaltenen Händen, stumm und staunend. Jetzt nahm ihn der Graf bei der Hand — Nun wie ist's? sagte er mit liebvoller Miene; — Gotthard ermannte sich, beugte sich und antwortete: „Ja, Herr Graf! ich bin zu ihren Diensten, Gott belohne und segne Sie!“

Das war ein Abend! — Allmählig gerieth man in vertrauliche Gespräche; endlich fing der Herr Professor an: „Nicht wahr Herr Graf! Sie nehmen diesen Abend mit uns vorlieb?“— „Sehr gerne!“ versetzte er. „Den Herrn Gotthard,“ fuhr St** fort, „bitte ich nicht mehr zu Gaste, denn ich weiß, daß ich einen Korb bekomme.“ — „Nein jetzt nicht, Herr Professor!“ antwortete er. „Von nun an darf ich wohl mit einem guten Freunde speisen.“ Man schwieg, ohne fernere Erklärung zu verlangen.

Als nun der Tag der Abreise erschien, versah St** die beiden lieben Reisenden mit zween Krügen vom besten Niersteiner Wein, mit Schinken u. dgl. Sie nahmen einen thränenreichen Abschied, und giengen fort.

Auf der Reise bat Max den Grafen, da er sich aus dem Weine nicht viel mache, so möchte er ihm doch die zween Krüge allein überlassen, er wolle sie gerne seinem alten Vater mitbringen, denn er habe in seinem Leben wenig, und solch einen Wein noch nie gekostet;“ „Ja Freund!“ erwiedete L . . . „den sollen Sie haben, und in Zukunft soll Ihnen ein solcher Wein nicht mehr selten seyn.“ Gotthard freute sich herzlicher, als eine Mutter am Christabende, wenn sie ihren Kindern die Weihnachtsgeschenke bereitet.

Gotthard half den Winter über dem Grafen seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, auch besuchte er bald seine alten Aeltern mit den zween Krügen Wein. Die beyden Grauköpfe lebten neu auf; und die Freude des guten Gewissens, verbunden mit der

Seligkeit über glückliche und wohlgerathene Söhne, verjüngte sie wie die Adler.

Gegen das Frühjahr aber trat Graf L*** an einem Morgen mit einem Papier und frohem Gesicht in Gotthards Zimmer. „Da Freund!" sagte er: „lesen Sie!" Gotthard las mit der äussersten Bestürzung, es war der Ruf zu einer Maltheserordens-Amtmannsstelle, mit einem ausserordentlich hohen Gehalt. „Nein!" rief Max: „ich bleibe bei Ihnen." — L.... versetzte: „Nein, Sie bleiben nicht! So kann ich Sie nie versorgen. Das bitt' ich mir aber aus, daß Sie auch mir zugleich in meinen Geschäften beistehen."

„Wenn das ist," sagte Max freudig, „so nehme ich's in Gottes Namen an.." —

Dort lebt nun der edle Mann in Segen, auch hat er mit Glück einigen armen Blinden ihr Gesicht wieder gegeben. Seine Wonne ist es, in eine Lage versetzt worden zu seyn, seinem alten Vater einen ruhigen und heitern Lebensabend verschaffen zu können.

* * *

Sey mir gegrüßet, unbekannter edler Mann! Wie will ich dich an's Herz drücken, wenn wir beim Feyerabend unsern Groschen empfangen! —

14.

Die Bekehrung Chlodwigs.

Nicht minder wichtig und wohlthätig in ihren Folgen, als die Bekehrung Constantins des Grossen ist

die Bekehrung des fränkischen Königs Chlodwig. Denn wie das Christenthum durch jene zur herrschenden Religion im römischen Reiche erhoben wurde, so wurde es durch diese die Religion der Franken und andrer deutschen Völker; und wie durch jene die kirchlichen Einrichtungen überhaupt Festigkeit erhielten, so wurde durch diese die katholische Kirche insbesonders befestiget und erhoben.

Als Chlodwig zur Regierung gelangte, war er samt seinen Franken dem Heidenthume zugethan; doch fehlte es ihm nicht an Bekanntschaft mit dem Christenthume. In den Ländern, die er inne hatte, lebten sehr viele Christen unter einer grossen, gehörig eingerichteten Kirchenverfassung; in Gallien und dem römischen Germanien lehrten und wirkten für das Reich Gottes bereits mehrere Bischöfe; und Chlodwig gewährte — freylich damals noch aus Staatsklugheit — den Christen freye Religionsübung, und ihren Lehrern Achtung.

Aber das Hauptbeförderungsmittel jener Bekehrung war seine Vermählung mit Chlotilden. Diese, eine burgundische Prinzessin, im Bekenntniß des katholischen Glaubens erzogen, klug und entschlossen, suchte mit regem Eifer ihren Gemahl der katholischen Kirche zuzuführen. Sie stellte ihm vor, daß seine Götter von Holz und Stein weder sich noch andern helfen konnten, und daß er daher den lebendigen Gott verehren sollte, der Himmel und Erde erschaffen habe.

Allein diese erhabenen Vorstellungen machten noch wenig Eindruck auf ihren Gemahl, und obgleich er zugab, daß schon die ersten Kinder, mit denen Gott

seine Ehe segnete, getauft wurden, so blieb er doch seinen Göttern zugethan. Erst ein ausserordentliches Ereigniß, und ein recht einleuchtender Beweis göttlicher Hülfe gewann ihn dem Christenthume, und krönte Chlotildens frommen Eifer mit dem gewünschten Erfolge.

Im Jahre 496 bekriegte Chlodwig die Allemannen. Bei Zülpich unweit Cöln kam es zur Schlacht. Die Allemannen kämpften voll hohen Muthes; viele der Franken wurden niedergehauen, die andern wichen, und Chlodwig samt seinem Heere wurde mit einer gänzlichen Niederlage bedroht.

In dieser Noth erhob er sein Auge gen Himmel, und gelobte ein Christ zu werden, wenn ihm Jesus den Sieg verleihen würde. „Ich habe," sprach er unter andern, „meine Götter angerufen; aber sie sind, wie ich jetzt erfahre, entfernt mir beizustehen. Ich glaube, daß es ihnen an Macht fehlt, weil sie ihren Dienern nicht helfen. Jetzt rufe ich dich an, Jesu Christe, den Chlotilde als den Sohn des lebendigen Gottes preiset. An dich glaube ich, daß du mich von meinen Feinden befreyen werdest." —

Kaum hatte er dieses Gelübde ausgesprochen, so war es um die Vortheile der Allemannen geschehen. Ihr König, der sich zu tief unter die Feinde gewagt hatte, wurde erschlagen; sie alle geriethen dadurch in Bestürzung; sie flohen, und die Franken erhielten den vollständigsten Sieg.

Als nun Chlodwig nach Rheims zurückgekehrt war, erzählte er seiner Gemahlin, was er angelobt, und wie er gesiegt habe. Hocherfreut ließ Chlotilde sogleich den Bischof von Rheims kom-

men, und ersuchte ihn, das angefangene Werk zu vollenden. Der Bischof eilte herbei, pries den lebendigen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, und suchte mit dem Glauben an ihn das Herz seines Königs zu erfüllen.

„Gern" sprach Chlodwig, „gern höre ich dich, heiliger Vater; aber ich fürchte, daß mein Volk seinen Göttern nicht entsagen wird." Doch diese Furcht war eitel. Als er mit seinen Franken darüber sprechen wollte, riefen sie ihm zuvorkommend zu: „Wir entsagen den sterblichen Göttern, frommer König! und sind bereit dem Gott zu folgen, den Remigius als den Unsterblichen preiset!" —

Hierauf veranstaltete der Bischof Remigius die heil. Taufe. Er wartete nicht auf Ostern oder Pfingsten, an welchen Festen damals getauft wurde, sondern bestimmte das nahe Weihnachtsfest zur Vollziehung dieser feyerlichen Handlung. Alles, was der christkatholische Gottesdienst Erbauliches und Glänzendes hat, wurde dazu benützt. Der ehrwürdige Dom zu Rheims wurde mit weissen und gemahlten Vorhängen ausgeschmückt, mit wohlriechendem Rauchwerke erfüllt, und mit brennenden Kerzen erleuchtet. Unter Vortragung des Kreuzes und unter frommen Gesängen, umgeben von einem grossen Gefolge, wurde Chlodwig von dem Bischof in die Kirche geführt.

Der Eintritt in's Haus Gottes erfüllte ihn mit einer solchen Ehrfurcht und Bewunderung, daß er den Bischof erstaunt fragte: „Mein Vater, ist das das Reich Christi, welches ihr mir versprochen habt?" — „Nein" — war die Antwort des Heiligen — „aber es ist der Weg, der zu demselben führt." —

Die Leidensgeschichte Jesu ward vorgelesen. Ergriffen von dem Rührenden derselben und von seiner Liebe für Christus entflammt, rief er — ganz sich vergessend: „Wäre ich nur mit meinen Franken dort gewesen, wie hätte ich ihn rächen wollen.“ —

Damals bestand die Sitte, daß die, so das heil. Sakrament der Taufe empfiengen, in's Wasser eingetaucht, und dann mit heiligem Chrisma gesalbt wurden. Das Taufbecken befand sich aber vor der Kirche in die Erde eingemauert. So war es auch bei Chlodwigs Taufe. *)

Nach den Vorbereitungen in der Kirche trat er zum Taufbecken; hier bekannte er sich, und mit ihm 3000 Franken von seinem Heere, zum katholischen Glauben, wornach sie im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes getauft, dann mittels des heil. Chrisma mit dem Kreuze bezeichnet, und somit feierlich in die Kirche Christi aufgenommen wurden.

Groß war dieser Triumph, den unter Leitung ihres Herrn und Meisters die christkatholische Religion über die Macht des Heidenthums errang.

Unter so vielen deutschen Königen, die damals noch den Irrlehren des Arians anhiengen, war Chlodwig der erste, der sich zur katholischen Religion bekannte. Er ward daher auch von ihr „der erstgebohrne Sohn der Kirche, der allerchristlichste König genannt; welchen vielsagen-

*) Hieher das Titelkupfer. Chlodwig im Begriffe die heil. Taufe zu empfangen. Auf der einen Seite seine Gemahlin mit seinen Schwestern, auf der andern Seite ausser den Priestern einige fränkische Krieger.

den Ehrennamen die Könige Frankreichs bis auf unsere Zeiten geführt haben.

15.

Ein Vater der Waisen.

In dem Herzogthum M*** lebte ein Verwalter, der sehr wohlthätig war. Einst besuchte er seinen Schwager, der auf einem andern Dorfe wohnte. Als sie des Abends in vertraulichen Gesprächen vor der Thür saßen, gieng ein kleines Mädchen in erbärmlichen zerrissenen Kleidern vorbei. Der Verwalter bemerkte es, und sagte zu seinem Schwager: „Wie das Kind so elend geht! selbst das Hemd ist zerrissen. Ihr müßt doch auch schlechte Menschen im Dorfe haben; des Kindes Mutter muß ein recht faules untüchtiges Weib seyn!" —

Der Schwager antwortete: Ach es hat weder Vater noch Mutter mehr, und es sind noch zwei andere Kinder, die dazu gehören. Seit einem Vierteljahr gehen diese Kinder in der Irre herum; Niemand ist, der sich ihrer annimt. Wenn sie hungrig werden, setzen sie sich wohl vor der Leute Thüren hin; giebt ihnen dann Jemand einen Bissen Brod, so nehmen sie es mit Dank an. Aber betteln mögen sie nicht, dazu sind sie zu ehrgeizig.

Diese Worte rührten das Herz des guten Mannes; „Es ist doch vor Gott nicht erlaubt," — sagte er — „daß die armen Würmer da so verlassen seyn sollen. Sie jammern mich herzlich; und ich muß euch nur

gestehen, daß ich Lust habe, für sie zu sorgen, und sie zu mir zu nehmen. So viel fällt nebenher immer ab, daß ein paar solche Kinder gesättiget werden können, für das Uebrige lasse ich den Waisenvater da oben sorgen, seine Hand ist noch nicht verkürzt.“ —

Der Schwager und dessen Frau gaben sich viele Mühe, ihm diesen Vorsatz aus dem Sinne zu reden. Sie stellten ihm vor, er hätte ja selbst Kinder; er kennete diese ganz und gar nicht; es wäre sehr ungewiß, was aus ihnen werden würde; wenn sie nicht wohl geriethen, so würde er für seine Wohlthaten nichts als Herzeleid und Schande zum Lohn haben; die Kinder wären in Schmutz und Unreinlichkeit versunken; er sollte doch bedenken, was seine Frau für Last davon haben würde.

Durch diese und noch mehr dergleichen Vorstellungen suchten sie ihn von seinem Vorsatz abzubringen. Aber der rechtschaffene Mann ließ sich nicht irre machen.

„Wahr ist es“ — entgegnete er — „ich habe selbst schon viele Kinder, aber eben darum brauche ich ja Gottes Segen, und der soll mir durch diese arme Waislein werden. Ich kenne sie nicht – sie sind nun einmal Kostkinder der göttlichen Vorsehung, und die müssen in jedem christlichen Hauswesen ein Plätzlein am Tische finden. Ob ich fromme, rechtschaffene Menschen aus ihnen erziehen werde, weiß der liebe Gott; daß sie hier aber an Leib und Seele zu Grunde gehen, ist ausser Zweifel. Ich nehme sie also im Namen Jesus auf, der muß seinen Segen auf mein christliches Werk legen, andern Lohn verlang ich nicht, und so — ich weiß es nur zu gut, ist auch meine liebe Frau gesinnt.“ —

Die ganze Nacht dachte der edle Mann der Sache nach, die er sich vorgenommen hatte, überlegte sie nochmal im Gebeth vor Gott, und schlief ruhig ein.

Den andern Morgen ließ er das älteste Mädchen zu sich rufen, das damals zwölf Jahr alt war, und sagte zu ihr: „Wie ich höre, so hast du keine Aeltern mehr? und wie ich an deinen Kleidern sehe, so mag es dir wohl nicht gut gehen?" — „Ach! — es geht uns sehr schlecht!" antwortete das Mädchen schluchzend; er fragte weiter: „Hast denn du keine Verwandte, die sich deiner annehmen?" —

„Wohl habe ich einige, aber die mögen sich mit uns nicht abgeben, weil wir so arm sind." —

„Nun möchtest du wohl mit mir reisen, und meine Tochter werden?" — fragte sie der edle Menschenfreund mit freundlicher Stimme, und sie antwortete: „Ach ja, wie gerne; aber guter Herr — ich kann — weiß Gott nicht — was soll aus meinen zwey noch kleinern Geschwistern werden? Ach du Vater der Waisen, du mußt sie zuerst versorgen, dann erst mich!" Thränen erstickten ihre Worte.

„Nun ja, in Gottes Namen" — tröstete der Verwalter — „ihr sollt alle drey meine lieben Kinder seyn! Aber ich bin zu Pferde hier; ich kann dich und deinen Bruder nicht gleich mit mir nehmen. Deine kleine Schwester aber, die ich gestern sah, will ich gleich auf meinem Pferde mitnehmen. Laß die Kleine zu mir kommen, daß ich ein wenig bekannt mit ihr werde." —

Das kleine Kind, welches damals vier Jahr alt war, kam bald zu ihm, und faßte gleich ein so gutes Zutrauen zu dem freundlichen Manne, daß es freudig mit ihm zog.

Wie er mit dieser Gesellschaft nach Hause kam, fragte seine Frau sogleich: „Lieber Mann! Was ist das für ein Kind?

„Es ist dein Kind, Frau.“

„O nein, sage recht! was ist es für ein Kind?

Nun erzählte er ihr kurz, wie er gestern Abend das Mädchen gesehen, ihre Armuth und ihren hilflosen Zustand vernommen, sich ihrer erbarmet, und sie mitgenommen hätte, um sie seinen eigenen Kindern gleich zu halten. Während der Erzählung hielt sich das Kind fest an seinen Rock und weinte. Die Frau zog es sanft zu sich, weinte mit dem Kinde, nahm es auf ihren Schoos, legte segnend ihre Hand auf dessen Haupt, und sprach tröstend: „Hat dir mein Mann versprochen, dein Vater zu seyn, so will ich deine Mutter werden. Weine nicht mein Töchterchen.“ „Aber Frau!“ — erwiederte der Verwalter — es sind noch zwei andere Kinder, eine Schwester und ein Bruder von diesem Mädchen, denen es eben so geht.“

„Nun, wenn du meinst, lieber Mann — reise in Gottes Namen hin, und hole sie auch.“ — Den andern Tag reisete er mit seinem Wagen ab, um die beiden andern Waisen gleichfalls zu holen. Beim Abschied sagte seine Frau: „Ich bin innerlich recht getrost und froh; der liebe Gott wird uns gewiß auch Brod für sie geben.

Aber der Edelmann — der leider nur den Namen, nicht aber das Herz eines edeln Mannes hatte, — dem das Dorf gehörte, wollte die Kinder nicht ziehen lassen, sondern ließ den Verwalter zu sich kommen, gab ihm einen Verweis, daß er ohne seine Erlaubniß das jüngste Mädchen mitgenommen hätte, und

sagte: „Der Vater dieser Kinder — ein Schneider war ein Trunkenbold (der Arme hatte oft nicht trocken Brod genug für sich und die Seinigen) und ist mir über 50 Thaler schuldig geblieben. Für diese Schuld will ich die Kinder leibeigen machen.“ —

„Das geb ich nicht zu, gnädiger Herr!“ — versetzte innerlich empört der rechtschaffene Verwalter. — „Und wenn es auf weiter nichts, als auf die 50 Thaler ankommt, so reise ich nach Haus, und hole sie! denn die Kinder liegen mir zu sehr am Herzen! Wer die Kinder an mich gewiesen, wird auch's Geld für sie anweisen.“ —

Er reiste wirklich nach Haus, kam wieder, brachte das Geld, bezahlte die Schuld, und nahm die Kleinen zu sich.

Wenn man ihn dann um seine Kinder fragte, pflegte er halblachend zu sagen: „Ich habe zehn Kinder; sieben hat mir der liebe Gott geschenkt, und drey habe ich ihm abgekauft.“ —

Er zog diese Waisen in aller Gottesfurcht und Rechtschaffenheit auf, und liebte und sorgte für sie so gewissenhaft, wie für seine eigenen Kinder; und wahrlich es hat ihn auch nicht gereuet, denn sie sind alle drey wohlgerathen, haben ihm treulich gearbeitet und auch hernach ihr gutes Fortkommen gefunden.

Eben dieser brave Waisenvater hat auch hernach seinen Schwager, der nach dem Tode seiner Frau in schlechte Umstände gerathen war, nebst einigen Kindern zu sich genommen, und ernähret.

* * *

Edler Menschenfreund! Mit Hiob konntest du deinem Richter sagen: Ich errettete den Armen,

der da schrie, und den Waisen, der keinen Helfer hatte.

Erfahren hast du es nun schon — im Lande seliger Vergeltung — das theuere Jesus-Wort: „Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf.“ —

16.

Wunderbare Erhaltung zweier Brüder.

Diese zwei Brüder, Oluf und Andreas Engelbrechthen haben die Geschichte von ihrer wunderbaren Erhaltung, zur Ehre der göttlichen Vorsehung selbst durch den Druck bekannt gemacht. Sie waren gebohren auf dem Hofe Taxen im Pfarrsprengel Guldsdalen in Norwegen, waren beide Studenten, und giengen am 1 August 1652 von Toren aus nach dem hohen Gebirge bei der Provinz Valders, um sich ein paar Tage mit Fischen und Jagen zu erlustigen.

Am zweiten Tag ihrer Reise kamen sie, nachdem sie 4 Meilen zurück gelegt hatten, zu einem grossen Wasser, Refsfden, und blieben da 4 Tage. Am sechsten August, da sie wieder nach Hause wollten, ruderten sie erst nach einer kleinen Insel in dem Wasser, die 26 Schritt lang, 8 breit war, um ein Fischernetz auszunehmen, das sie da aufgestellt hatten. Während sie da waren, kam ein heftiger Sturm aus Osten, riß ihr kleines Boot los, und trieb es ans

Land zurück. Schwimmen konnten sie nicht, der Ort war abgelegen, und so sassen sie, verlassen von allem, auf einer kleinen Insel, die keines ihrer Bedürfnisse befriedigen konnte; denn sie waren heute nüchtern ausgegangen, Kälte und Wind waren, besonders des Nachts, heftig und sie hatten nur einige dünne Unterkleider an, weil sie ihr Reisezeug auf dem Lande gelassen hatte. Um sich gegen die Kälte einigermaßen zu schützen, laasen sie Steine zusammen, und haueten eine Art Hütte daraus, aber wo nun auf der öden Insel etwas finden, ihren dringenden Hunger zu stillen? — lange suchten sie vergebens, ob nicht irgendwo eine Wurzel für sie in der Erde wäre? Endlich trafen sie eine Art Gras, das A n d r e a s für Hundsveilchen hielt. Davon nahmen sie täglich zweimal soviel, daß jeder etwa einen Löffelvoll bekam, denn mehr fanden sie auf einmal nicht.

In dieser harten Noth riefen sie Gott dringend um Hülfe und Gnade an, und niemals assen sie ihren Löffel voll Gras, ohne dem himmlischen Geber herzlich zu danken. Zwar fanden sie auch einiges Buschwerk auf der Insel, aber dessen Blätter waren zu bitter. Sie mußten bei ihrem Grase bleiben, und so oft sie gebethet, gegessen und wieder gebethet hatten, ließ der Brand und der Schmerz in ihrem Magen nach, und die Stiche hörten auf, die sie in ihren Armen und Schultern zu fühlen pflegten.

Auffallend war, daß sie täglich nicht mehr fanden, als jene geringe Portion; suchten sie mehr, so suchten sie vergebens, wenn sie gleich alles andere Gras, und das Moos bis auf den bloßen Erdboden ausrauften. (Denn das thaten sie, um sich ein Lager

in ihrer Steinhütte daraus zu machen.) Allein jene Portion fanden sie jeden Tag gewiß. — Nur in den letzten Tagen war um etwas mehr gewachsen; aber am 12. Tage ihres Aufenthalts auf dieser Insel, war ihr Erhaltungsmittel von derselben verschwunden; nichts mehr von diesem Grase konnten sie finden, aber statt dessen fanden sie ein anderes Nahrungsmittel, das sie vorher nicht gesehen, und bei so genauem Suchen, und auf einem 16 Schritt langen und 8 Schritt breiten Stück Landes doch hätten sehen müssen, wenn es da gewesen wäre. Nämlich am Morgen dieses Tages kam ihnen auf einmal ein ganz mit Sauerampfer bewachsener Fleck zu Gesicht. Sie pflückten alles ganz und gar ab, und theilten fröhlich mit einander. Und was nun noch auffallender war; ebendenselben Fleck fand Andreas, als er am Abend dieses Tags ohnmächtig zu ihm hinkroch, wieder ganz mit Sauerampfer bewachsen! Daß es ebenderselbe und kein anderer Fleck war, zeigte ihnen deutlich das dürre Stückchen Holz, an dem sie ihn gemerkt hatten, und das jetzt noch da lag.

Immer erwarteten die Verlassenen, sie würden durch Jäger oder Fischer aus ihrem Elende erlöset werden, aber ihre Rettung geschah auf ganz andere Art, nämlich durch ihren kleinen Hund.

Sie hatten dies getreue Thier mit auf die Jagd genommen, aber nicht mit in das Boot. Es war bei ihren Geräthschaften auf dem Lande liegen geblieben, und hatte sie getreulich ganzer 8 Tage bewacht. Endlich hatte es seine Wache verlassen, und war traurig und winselnd auf Toren bei den Aeltern der Brüder angekommen. Diese urtheilten, es müsse

ihren Söhnen irgend ein Unglück zugestoßen seyn, und schickten augenblicklich einen Mann in's Gebirge, um nach ihnen zu sehen. Dieser kam am eilften Tag ihres Aufenthalts auf der Insel bei ihren Geräthschaften an, und da er sie selbst nicht fand, meinte er, sie müßten im Wasser umgekommen seyn, und brachte sogleich den Aeltern diese traurige Bothschaft. —

Von den beiden Brüdern schien Oluf am 12ten Tage (den 17ten August) dem Tode nahe zu seyn, und es klopfte sein Herz so stark, daß man seine Schläge hören konnte. Sie gaben schon Hoffnung nach Rettung auf. Daher nahm Andreas, dem noch etwas Kraft übrig war, einige Baumäste, schnitt darauf mit einem Messer eine kurze Nachricht von ihrem kläglichen Schicksal, und empfahl sie dem Gebethe desjenigen, der diese Nachricht finden würde. —

Hierauf ermunterten sie sich zur Geduld im Glauben, und zur Hoffnung auf die durch Jesum erworbene Seligkeit; sie betheten noch einmal herzlich miteinander, und empfahlen sich dann Gott. Hilfe erwarteten sie nicht mehr! Aber sieh da — eben jetzt, da die Noth am größten war, kam die Hilfe von Oben. Nämlich in der Nacht vom 17ten zum 18ten August hörten sie vom Gebirge her Tritte von Pferden. Plötzlich kam ein Schimmer von Hoffnung wieder in die Herzen der halbtodten Brüder. Sie rafften sich auf, strengten ihre schwache sterbende Stimme noch so an, daß sie den Leuten, die jetzt an die Stelle gekommen waren, wo das Boot am Ufer des Landes ruhen geblieben war, vernehmbar wurde.

Die Leute setzten sich hierauf in das Boot, das durch göttliche Fürsorge der Sturm nicht nur unbe-

schädigt, sondern auch der Insel so nahe gelassen hatte, daß es zur Errettung der Brüder gebraucht werden konnte. Sie kamen zu der Insel, und fanden die unglücklichen Brüder da liegen. Sie zu stärken, gaben sie ihnen von der Speise, die sie mit sich genommen hatten, aber der ältere konnte wenig davon geniessen, und das Wenige bekam ihm nicht gut. Ohnmächtig wurden sie nach Haus gebracht, wo Andreas acht Tage im Bett bleiben mußte; Oluf aber erholte sich bald.

So waren sie gerettet, und bemerkenswerth ist bei ihrer Errettungs-Geschichte noch dies, daß sie gerade das Werkzeug, das Gott zu ihrer Erhaltung gebrauchte, hatten vernichten wollen. Denn sie hatten versucht, ihren Hund vom Lande herüber auf die Insel zu locken, Willens ihn zu schlachten. Aber warum mußte das getreue Thier nun nicht kommen, lieber bei den Geräthschaften liegen bleiben wollen, als zu ihnen hinüberschwimmen? Und da es 8 Tage bei den Geräthschaften geharret hatte, lieber nach der Heimath der Brüder, um die es doch so verlegen war, zurücklaufen, als sie selbst erst aufsuchen? —

17.

Mildthätigkeit.

In einem Dorfe in Lothringen, lebten zwey achtzigjährige schwächliche Eheleute unter einem bloßen Strohdache in der größten Eintracht und in der drückendsten

Armuth. Ihre von ihnen weit in der Fremde herum zerstreut lebenden Kinder konnten ihnen mit der Frucht ihrer Arbeit, die sie selbst kaum ernährte, nicht helfen. Die Last des Elendes drückte dieses rechtschaffene Paar zwar sehr, allein sie konnten die Abneigung nicht überwinden, welche von einem feinen Gefühle herrührt; sie ließen sich nicht einmal den Gedanken einkommen, bitten zu gehen, und lebten blos von der dürftigen Hülfe, die ihnen mitleidige Nachbarn von Zeit zu Zeit leisteten. Freylich mußte ein einziges Stück Brod oft auf etliche Tage zu ihrer Nahrung hinreichen, und nicht selten geschah es, daß diese beyden guten Leute ganz vergessen wurden, und gar nichts hatten; sie waren aber des harten Mangels so gewohnt, daß sie sich alsdann ungegessen schlafen legten. Das Ausserordentliche dabey ist, daß Jakob Morie, — so hieß der Greis — bey einer so drückenden Armuth eine Heiterkeit behielt, die nur dem Reichen, der alle seine Wünsche zu befriedigen im Stande ist, anzugehören scheint. Sein Beyspiel zeigt daher, wie sehr diejenige Glückseligkeit, welche die Tugend verschafft, alle andern Vorzüge weit übertrifft! Der Pfarrer des Dorfes hört, da er an einem Abend vor der Hütte des armen Ehepaars vorübergeht, ein Singen in derselben; er erkennt die Stimme des Greises, der mit rauhem und bebendem Tone eine alte Arie hertrillerte. — „Je, guter Jakob, ihr seid ja recht aufgeräumt, sagt mir doch, warum?" — „Je nun, lieber Herr Pfarrer, — um diese Stunde halten andere Leute ihre Abendmahlzeit; da vertreibe ich mir die Eßgedanken mit Singen; freylich, meine arme Katharine — — aber sie hat mich versichert, daß

sie nicht hungere: sonst wäre mir's doch nicht singer= lich." — „Kommt mit mir, Freunde, Ihr sollt zu essen haben, und auf meine Gesundheit ein Schlück= chen trinken!" Jakob nimmt mit vielen Danksagun= gen das, was man ihm gab, mit sich; indessen wird der Pfarrer gewahr, daß er nicht auf seine Wohnung zugeht, er folgt ihm in Finstern nach, und sieht den guten Greis in ein elendes Loch schleichen, in welchem eine Mutter mit ihren Kindern schon seit vorgestern hungerte: der Geistliche hört, daß er zu ihnen sagte:— „Hier, der Herr Pfarrer hat mir's geschenkt, ich habe mit meiner Frau am Drittheile genug, uns schmeckt es nicht so, wie den armen unschuldigen Würmern." — Der Pfarrer zeigte sich, und eilt, vor Bewunderung weinend, dem Greise in die Arme: — „Jakob, be= haltet das für euch, was ihr von eurem Freunde an= genommen habt, ich will für diese ehrlichen Leute et= was holen lassen; ach lieben Kinder, daß ich euch nicht alle glücklich machen kann!" Als der würdige Priester mit Jakob allein war, sagte er zu ihm: „Vortreflicher Mann, ihr müßt eure Gutthätigkeit nicht so weit treiben, daß ihr euern Unterhalt dabey zusetzt!" — „O, Herr Pfarrer, Sie können sich nicht vorstellen, was mir das für Freude gewesen ist, der armen Familie Gutes gethan zu haben! Bei meiner Treue, ich habe mich mehr gesättiget, als wenn ich das alles gegessen hätte, was sie mir geschenkt hat= ten!" Katharine war sehr würdig, Jakobs Weib zu seyn. Eines Tages, als sie allein in ihrer Hütte war, meldete ihr eine Nachbarin, daß ein Bettler von ei= nem entlegenen Dorfe, der seine Frau und drey Kin= der bey sich hatte, auf einem Lager von Stroh in

einer Scheune am Fieber krank liege. Sogleich wird die gefühlvolle Katharine wehmüthig und verlegen; nie hatte sie ihre Armuth gekränkt ausser diesmal, weil sie nicht gewohnt war, bedrängtere Leute als sich und ihren Mann zu sehen; sie geht an den Ort, wo der Arme lag, um ihn zu trösten, ihm ihr Mitleiden, ihre Thränen zu schenken. — Wie sinnreich das Mitgefühl ist! — Wer hatte Katharinen gelehrt, daß Mitleiden die Noth lindere, daß es eine fühlbarere, gefälligere Wohlthat als die wirkliche seye? Das Herz blutete Jakobs Weib, sie geht hastig aus der Scheune, ohne etwas zu sagen, und nach Hause: ihr ganzes Bettzeug bestand in zwey groben Lacken; sie nahm eines aus ihrem ärmlichen Lager, springt wieder zum Kranken, hebt ihn mit ihren kraftlosen Händen auf, breitet das Tuch unter ihn, und sagt: „damit doch der arme Mann nicht auf dem bloßen Strohe liege.“ Da Jakob diese Freygebigkeit seines Weibes vernahm, so war er anfangs verdrüßlich, und schalt; aber sogleich verwies er sich diese heftige Aufwallung, er bat Gott und sein Weib um Vergebung. So angeboren ist das Mitleidsgefühl schönen Seelen! Der schätzbare Greis sinnt darauf, wie er seinen Fehler gut machen, und die Wohlthat seiner Katharine vergrößern könne: ihm fällt ein, daß in einem Winkel seiner Wohnung eine alte Tonne liege, die er vormals mit Wein füllte, als er noch mit seiner Arbeit Geld verdiente: er schlägt sie in Stücken; und bringt das Holz zum Eigenthümer der Scheune, worin der Patient lag, mit den Worten: — „wenn Jemand dem Armen etwas zu einer Suppe geben wollte, da wäre Holz, wobey sie gekocht werden könnte; es thut mir leid,

daß ich nicht mehr thun kann: das ist alles, was in meinem Vermögen steht." Der arme Mann stirbt; seine Frau bringt Katharinen das Tuch wieder, und dankt ihr und dem Manne herzlich. — „Behaltet, behaltet das Tuch, gute Frau," — spricht Jakob, und stopfte es ihr in die Schürze: — „ihr könnt auch krank werden, da wird's euch Dienste thun. Gott schenke eurem Manne die ewige Ruhe; ich hätte ihm gerne das Leben fristen mögen." Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

18.

Freude im Wohlthun.

Einige reiche junge Engländer beschlossen, an dem Geburtstage ihres Königes unter sich ein glänzendes Fest zu feyern. Die Anstalten zu diesem Feste sollte Morington machen, ein Mann, auf dessen Geschmack in der Anordnung solcher Feyerlichkeiten man sich verlassen konnte. Sie legten deßhalb eine große Summe Geldes zusammen, gaben sie Morington, und sagten: wir überlassen alles deinem Geschmacke, aber es muß ein göttliches Fest seyn." — „Ja, ja," versetzte Morington lächelnd, „ein göttliches Fest! verlaßt euch auf mich!" — Die jungen Engländer giengen an dem bestimmten Tage in den verabredeten Gasthof. „Was wetten wir," — sagte einer zum andern, — „Morington hat für unser Vergnügen gewiß auf's herrlichste gesorgt! Er weiß den Sinnen

und dem Herzen eine gleich angenehme Unterhaltung zu verschaffen." — Sie traten in das Haus. Sämmtliche Zimmer trafen sie nur schlecht beleuchtet, und in der Küche bemerkten sie keine Zubereitung, welche ein kostbares Abendessen erwarten ließ. — „Morington! was ist das?" — riefen sie, als er ihnen aus einer angränzenden Thüre entgegen trat. — „Du scheinst wenig für unser Vergnügen gesorgt zu haben?" Statt sich zu entschuldigen, erwiederte Morington, — „ihr wolltet doch ein göttliches Fest? Hier ist es!" — Und in dem Augenblicke öffnete er die Thüre eines Zimmers. Hier saßen zehn Londoner Bürger mit ihren Frauen und Kindern, und genossen ein für sie bereitetes Abendessen. Es waren Leute, die durch unglückliche Umstände in Schulden gerathen waren, und deren Gläubiger sie nach den Landesgesetzen, die dieß verstatten, in das für Zahlungsunfähige Schuldner bestimmte Gefängniß hatten setzen lassen. Die Schulden dieser Männer hatte Morington mit dem von seinen Freunden erhaltenen Gelde bezahlt, die armen Gefangenen dadurch aus ihrer Haft befreyet, und hier eine nicht kostbare aber doch gute Mahlzeit für sie anrichten lassen. Den Rest des Geldes hatte er unter sie vertheilt, damit sie sich neues Handwerkzeug und das nöthige Hausgeräthe verschaffen, und wieder emporarbeiten könnten. Ihr wolltet doch ein göttliches, ein himmlisches Fest?" — sagte Morington zu seinen Freunden, die ihn befremdend betrachteten — „Sehet hier ist es! So speist Gott alle Tage im Himmel!" Er gab ihnen hierauf über seine ganze Veranstaltung die nöthige Aufklärung. Die geretteten Bürger, die jetzt erfuhren, wer ihre Wohlthäter waren, standen

von ihren Sitzen auf, und Thränen der Freude und des Dankes flossen aus aller Augen. „Sie haben mir meinen Mann, Sie haben uns unsern Vater wieder gegeben!“ — riefen ihre Gattinnen und Kinder. Die jungen Engländer wurden durch diese Scene überrascht und gerührt. Sie reichten allen die Hand, baten sie, an diesem Tage nur recht vergnügt zu seyn, und setzten sich sodann mitten unter sie an die fröhliche Tafel. Es war nicht für auserlesene aber doch gute Gerichte gesorgt, und der Anblick so vieler glücklicher Menschen, ihre laute Freude, ihr herzlicher Dank, das Bewußtseyn, sie so glücklich gemacht zu haben, versüßte unsern jungen Engländern das einfache Mahl so sehr, daß sie noch nie köstlicher gespeist zu haben glaubten. Die Bürger tranken auf die Gesundheit ihrer Wohlthäter, und alle zusammen auf das Wohl ihres Königes. — „Morington!“ — sagten seine Freunde bei'm Weggehen — „du hast uns wahrlich ein göttliches Fest gemacht,“ und sie unterzeichneten für's künftige Jahr auf eine gleiche Summe zu dem nämlichen Gebrauche.

19.

Der unbekannte Wohlthäter.

Sir Blackwell, der letzte seiner Familie, durch eigenes Vermögen und viele Erbschaften einer der reichsten Einwohner in London, unverheurathet, ein Mann von unbescholtenem Charakter und vortreflichem Herzen, ganz unabhängig; frey von Geschäften, und

eben darum unruhig, tiefsinnig sagte einst zu sich selbst: wozu nützen meine Schätze, die das Schicksal mir mit verschwenderischer Hand zugeworfen hat; soll ich blos derselben Hüter seyn? Ich bin zu alt, um an den Thorheiten und an den verschwenderischen Lustbarkeiten der Jugend Vergnügen zu finden; da liegen sie ungenützt, und gewähren mir die Freude nicht, die ich mir von Reichthümern versprochen hatte. Bald ist in meinen Augen der Dürftige eben so glücklich, wo nicht glücklicher als ich. — In diese Betrachtungen vertieft, geht er einst am Ufer der Themse spatzieren. William, einer seiner ehemaligen Arbeiter, sitzt hier, mit Netzstricken beschäftigt. Er sieht seinen Herrn traurig mit gesenktem Haupte hin und hergehen. — „Warum so traurig, Sir?" — darf ich fragen — „ein reicher Mann, wie Sie?" — „Eben mein Reichthum ist es, der mich so unwillig macht" — sagte Blackwell — „wozu sollen mir die Millionen?" — „Ei, mein Herr, geben Sie andern etwas davon, wenn Sie entbehren können. Sie können der Vater vieler Glücklichen werden." — Blackwell wurde bestürzt bey diesen Worten, der Gedanke, mit seinen Schätzen auch andere glücklich machen zu können, war ihm nie eingefallen, und er stimmte doch so sehr mit seinem sanften Charakter überein. „Komm" — rief er — „William! bist du doch einer meiner ehemaligen Arbeiter, ich kenne deine redliche Denkungsart, komm, du gibst mir einen guten Rath, du sollst auch die ersten Früchte davon zu genießen haben. Wie viel würdest du wohl auf einmal nehmen, wenn ich dir meine Kasse öffnete?" — „Ich, Sir? nun ja, das wäre artig, wenn es Ihnen Ernst wäre, so

würde ich mich nicht lange besinnen, ich würde gleich 400 Guineen (4,400 Gulden Rhein.) nehmen, und mir ein Häuschen, Leder und das nöthige Werkzeug, das ich bey dem letzten unglücklichen Brande verloren habe, wieder anschaffen, und so mich und meine Familie durch meine Handarbeit ernähren." — „Du bist ein ehrlicher, aufrichtiger Mensch, komm mit mir, und ich will dir die verlangte Summe sogleich geben!" — William erhielt sie, und Sir Blackwells Großmuth gieng so weit, daß er ihn überdieß noch allen seinen Freunden nachdrücklich empfahl, und so wurde der ehrliche und in seinem Berufe fleißige William in kurzer Zeit in Stand gesetzt, seinem großmüthigen Wohlthäter die ihm dargeschossenen 400 Guineen dankbar wieder zurückzahlen zu können. Blackwell nahm das Geld, und schenkte es der ältesten Tochter Williams als ein Heirathgut. Das Mädchen traf eine vortheilhafte Heirath, und die ganze Familie kam nach und nach in einen blühenden Wohlstand. — Blackwell, der in seinem Leben noch nie eine so reine Freude genossen hatte, dankte der Vorsehung mit der innigsten Rührung für seinen Reichthum, der ihn in den Stand setzte, sich und andere zu beglücken. „Ja" — sprach er — „dieß ist der wahre Gebrauch der Schätze, die uns sonst zur Qual werden müßten. Der Himmel gab sie mir, um das Elend meiner Brüder zu lindern; dazu will ich sie auch anwenden." — Von diesem Zeitpunkte an vergieng kein Tag, den Blackwell nicht durch eine gute Handlung bezeichnete. Sein größtes Vergnügen war, Nothleidende aufzusuchen, um sie in ihrem Elende zu unterstützen. Bald schickte er einem Dürftigen Kleider

und Geld mit der Post; bald ließ er diesem oder jenem Kranken Arzneyen und stärkende Mittel zustellen; bald half er diesem oder jenem unverschuldet in Verfall gerathenen Kaufmanne durch beträchtliche Summen Geldes wieder auf, die er ihm durch unbekannte Hände zustellen ließ; denn eben das war sein größtes Vergnügen, wenn der von ihm Gerettete nicht wußte, wer sein Wohlthäter gewesen seye, und das nur darum, um bey seinen Danksagungen, die ihn, wie er sich ausdrückte, immer in eine gewisse Art von Verlegenheit setzten, nicht erröthen zu dürfen. Einst gieng er des Abends, in seinem Mantel gehüllt, durch die Strassen der Stadt, um einen oder den andern Dürftigen aufzusuchen. Zwey schlecht gekleidete Bürger gehen vor ihm her, und unterhalten sich, ohne auf ihn Acht zu haben, von ihren häuslichen Angelegenheiten. „Ach,“ — seufzte der eine — „wenn doch Blackwell, dieser edle Menschenfreund, der schon so Vielen aus der Noth geholfen hat, meine traurige Lage kennte, wie bald würde ich gerettet seyn! 50 Guineen (550 Gulden) könnten mein Glück machen.“ — „Bey mir,“ — antwortete der andere — „würde das, leider! noch lange nicht zureichen, ich müßte wenigstens 200 haben, wenn ich meine Umstände verbessern wollte.“ Jetzt nahte sich Blackwell mit der lebhaftesten Freude, hier Gelegenheit zu finden, unerkannt Gutes thun zu können. „Meine Freunde!“ — so redete er sie an — „vergeben Sie mir, ich habe sie belauscht; Sie haben recht, Blackwell würde und könnte ihrem Mangel abhelfen, wenn er mit ihren Umständen bekannt wäre, und ich könnte um diese Summe für Sie bitten, aber er hat zu viele Geschäfte, als

daß ich ihn jetzt zu unterbrechen wagen möchte. Doch, sollte denn dieser der einzige in London seyn? Gibt's nicht auch noch andere, die eben so geneigt zu einer guten Handlung sind, als jener, wenn sie nur Gelegenheit dazu haben. Ich selbst will Ihnen das Geld leihen, kommen Sie nur morgen zu gleicher Zeit und Stunde wieder hieher, und bringen Sie mir ein Zeugniß ihrer guten Aufführung von ihren Vorgesetzten mit, so sollen Sie das Geld erhalten; nur geben Sie sich keine Mühe, mich auszuforschen; dieß ist die einzige Gefälligkeit, die ich mir von Ihnen ausbitte." — Mit diesen Worten verließ er sie plötzlich. — Die beyden Männer verstummten und wußten in der ersten Bestürzung nicht, was sie denken sollten. Sie sahen einander an, unschlüßig, ob sie der Versicherung des Unbekannten trauen könnten. Indessen entschliessen sie sich doch, des andern Abends zur bestimmten Stunde wieder an demselben Orte zu erscheinen. Sie kommen, bringen den verlangten Schein mit, und ihr Wohlthäter wartet ihrer schon. Sie händigen ihm ihre Schrift ein, und er übergibt einem Jeden die verlangte Summe, und ohne von ihnen einen Empfangschein zu erwarten, eilt er eben so schnell als das erstemal, wieder hinweg. Voll Erstaunen und in der größten Verlegenheit, daß sie ihren großmüthigen Wohlthäter nicht kannten, fassen diese redlichen Männer den einmüthigen Entschluß, dieß Darlehen richtig wieder zu bezahlen, und heften zu dem Ende gleich am folgenden Tage einen Zettel an die Börse, in welchem sie den ganzen Verlauf der Sache bekannt machen, und öffentlich versprachen, das Geld zu einer bestimmten Zeit der Obrigkeit wieder zuzustellen, damit diese es

dem Ueberbringer jenes Scheines, den sie ihrem unbekannten Wohlthäter eingehändigt hätten, möchte verabfolgen lassen. — Allein des andern Tages fand man jenes Papier abgerissen; und statt dessen eine andere Schrift folgenden Inhalts: „Ich bin vollkommen befriediget, da ich nun überzeugt bin, Männern in ihrer traurigen Lage geholfen zu haben, die es verdienen. Ich verlange durchaus keinen Ersatz, und zu mehrerer Bescheinung dessen habe ich bereits durch den Lord-Major die Handschrift eurer Obrigkeit zustellen lassen.“ Ganz London war begierig, diesen edeln Wohlthäter zu erfahren; aber Blackwell, zufrieden mit dem Beyfalle seines Herzens strebte nicht nach dem lauten Beyfalle der Menschen; er entdeckte daher auch nicht einmal seinen vertrautesten Freunden diese Begebenheit, und vielleicht wäre sie nie bekannt worden, wenn nicht sein Verwalter sich erinnert hätte, daß er ihm an eben diesem Tage diese Summen habe auszahlen müssen; Dieser gab Blackwells Freunden in der Stille davon Nachricht, und so ward, nebst andern schönen Handlungen dieses edeln Mannes, auch endlich diese, wiewohl wider seinen Willen, ruchbar. — Menschen! Begüterte dieser Erde! ahmet dem Beyspiele dieses vortrefflichen Mannes nach! lernet sie, die schöne Kunst, von einem Theile eures Vermögens Hungrige zu speisen, Nackende zu kleiden, Bekümmerte thätig zu trösten, ohne euch erst lange zu fragen, ob der oder jener, der eurer Hülfe bedarf, auch derselben durchaus würdig sey.

20.

Vergnügen im Wohlthun.

In einer der Vorstädte von Berlin gieng einst an einem Regentage ein blinder Greis umher, und bettelte. Ein Stab, denn er immer vor sich hinhielt, und mit dem er jeden Platz, auf welchen er treten wollte, zuvor untersuchte, war sein einziger Begleiter. Sein Anzug verrieth grosse Armuth, und seine Miene Ehrlichkeit. Alle Leiden der Menschheit schienen in dem armen Alten vereinigt, und sein Anblick mußte in dem Herzen des Gefühllosesten eine Empfindung des Mitleids erregen. An einer Thüre hielt er still und sang:

„Hier steht ein alter blinder Mann,
Und singt vor eurer Thür!
Ach seht ihn nicht so lieblos an,
Er ist ein Mensch, wie ihr!
Der Gott, der Reich' und Arme macht,
Und alle Menschen liebt,
Der gab mir zwar nicht Gold und Pracht,
Was Werth bei Vielen giebt.
Doch gab er mir Gelassenheit,
Zu tragen Noth und Schmerz,
Mit Wenigem Genügsamkeit,
Und ein dankbares Herz.
Oft wünsch' ich mir: ach könnt' ich doch
Sie, die mir wohlthun, sehen;
Dann, glaub' ich, würd' ich froher noch
Mein Brod zu betteln geh'n.
Doch fühl' ich eure milde Hand
Und dankbar drück' ich sie,

Und denke, Gott sind unbekannt
Der Frommen Thaten nie.
Gott laß es euch an jedem Ort,
Ihr Edeln wohlergeh'n,
Und einst in seinem Himmel dort
Mich euer Antlitz seh'n!"

Die Thüre des Hauses, wo der Bettler stand, war verschlossen; aber ein Soldat, der mit einem Schubkarren die Strasse pfeifend daher fuhr, und sich vielleicht gerade erst einen Groschen durch Taglohn-Arbeit verdient hatte, blieb stehen, und hörte dem Liede des alten Mannes zu. Schnell ließ er nach Endigung des Gesanges seinen Karren nieder, und drückte dem Alten einen Kreuzer in die Hand. „Gott schenke euch Gesundheit und langes Leben!" — sagte der arme Blinde — „den ganzen lieben Tag habe ich noch keinen Bissen Brod im Munde gehabt!" — Auf diese Worte sprang der Soldat zu einem nahen Bäckerladen, brachte eine Semmel, und steckte sie dem Blinden, ohne daß er es merkte, in die Tasche. In dem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Hauses, vor dem der Blinde gesungen hatte. Ein Herr trat hervor, sah die schöne That des Soldaten, rief ihn zu sich, und gab ihm, was er gerade in der Tasche hatte. „Du braver Mann!" — sagte er — „dein edles Herz freuet mich. Nimm diese Kleinigkeit zum Beweise, wie sehr ich dein gutes Herz schätze." „Dank, vielen Dank, Ihr Gnaden," — erwiederte der Soldat — „Gottes Lohn! Aber es ist zu viel Geld, das muß ich theilen."— Freundlich klopfte er jetzt dem Blinden auf die Schulter, und sagte: „da, nimm du die Hälfte; mir gehört kein Dank dafür, sondern dem

braven Herrn da, der ein paar Schritte von dir steht. Jetzt geh' nach Hause, armer Mann! das Wetter ist dir heute nicht günstig. Laß dir eine warme Suppe kochen, und wärme dich, und singe morgen mehr, wenn die Sonne scheint." — Mit vergnügtem Sinn gieng nun der Soldat wieder zu seinem Schubkarren, schlang schnell das Tragband über seine Achsel, und fuhr fröhlich die Strasse hinab.

21.

Fürstengrösse.

Tamerlan oder Timurleng, der berühmte Eroberer von Asien, und zugleich das Schrecken desselben, geboren in der großen Tartarey (1335) war ein Unterthan Hussains, welcher damals die Provinz Turgestan besaß. Er schwang sich durch seine Tapferkeit auf den Thron dieses Fürsten, stellte sich an die Spitze der Tartaren, eroberte Parthien, Assyrien, die benachbarte Provinz von Persien, und einen grossen Theil von Indien. Jede neue Eroberung machte seine Länderbegierde nur noch brennender. Er hatte sich unter andern auch Schirwan, einer Provinz des persischen Reiches, mit einer zahlreichen Armee genähert, um diese Provinz zu unterjochen. Bisher hatte dieselbe das Glück eines langen Friedens genossen; und die Bewohner derselben ehrten und liebten ihren Fürsten, Namens Ibrahim, wie er es verdiente. Selten findet man unter den morgenländischen Fürsten seines gleichen. Das Wohl seiner Unterthanen lag ihm mehr

am Herzen, als seine Vergnügungen. Er suchte sein Volk durch weise Gesetze zu beglücken; er wachte mit väterlicher Sorgfalt über die Aufrechthaltung dieser Gesetze, vertheilte mit strenger Unparteilichkeit Belohnungen und Strafen, und hatte durch seine rastlosen Bemühungen, seine Unterthanen auf einen Gipfel des Wohlstandes erhoben, welchen selten ein Volk jener Gegenden, so wie ähnlicher Zeiten zu erreichen pflegt. Sobald die Nachricht von Tamerlans Annäherung in Schirwan erscholl, versammelte der edle Ibrahim, weniger für sich selbst, als seine Unterthanen besorgt, sogleich alle seine vornehmsten Minister, um sich mit ihnen über die Maßregeln zu berathschlagen, welche bey dem, ihnen drohenden, gewaltigen Sturme, zu ergreifen wären. Der Ober-Feldherr Ibrahims, mit Namen Osmann, ein tapferer Soldat, erklärte sich sogleich für den Krieg, und meinte, er sey Mann's genug um den Stolz des kühnen Eroberers zu beugen, und ihn durch die Stärke seines Armes zu demüthigen. Mit feurigem Ungestümme versprach er, den letzten Blutstropfen für seinen Fürsten zu vergiessen, und eher zu sterben, als zuzugeben, daß sich Ibrahim unter das Sklavenjoch Tamerlans beugen sollte. Als Osmann geendet hatte, nahm Usbeck, der Schatzmeister Ibrahims, das Wort, und versicherte, daß er nicht weniger als Osmann bereit seye, Blut und Leben für seinen Fürsten zu lassen, sobald dieser sich für den Krieg erkläre, und glaube, durch die Gewalt der Waffen sich und sein Volk am sichersten retten zu können. Doch, fuhr er fort, wird wohl ein Volk, so gering an Zahl, und durch einen langen Frieden der Waffen

entwöhnt, sich mit einem mächtigen, sieggewohnten Heere messen dürfen? Ich sehe darin keine wahrscheinliche Rettung, wohl aber in der Flucht. Meine Meinung ist also: Deine Schätze und deine Person so schnell, als möglich, in eine andere Gegend zu flüchten, wohin wir dich als treue Unterthanen unweigerlich begleiten werden. Es ist, setzte er hinzu, nicht wahrscheinlich, daß Tamerlan sich in einem leeren Lande lange aufhalten wird. Sein Ehrgeiz treibt ihn gewiß zu entfernten Eroberungen — und ist der Sturm vorüber — so kehren wir dann in unser Vaterland zurück, um mit desto größerem Vergnügen der Ruhe zu genießen. — So waren die Meinungen der Großen getheilt. Die wenigsten stimmten für den Krieg, die meisten für den Frieden oder für die Flucht. Ibrahim hörte alles, was man ihm rieth, mit Ruhe an, dankte für die guten Gesinnungen, welche man für seine Person zeigte, und setzte endlich hinzu: „Es ist wahr, Flucht würde meine Person am besten sichern: aber meine Unterthanen würden unstreitig am meisten dabey leiden. Schrecklich würde die Rache des Eroberers mein armes Land treffen, wenn ich solches aller Mittel der Vertheidigung selbst beraubte. Ich danke dem Himmel, daß mir ein besseres Mittel noch zu Gebote steht, euch alle zu retten. Bald sollt ihr mehr hören; bittet jedoch jetzt den Himmel, daß er mein Vorhaben gelingen lassen wolle!“ Nachdem die Versammlung mit großer Spannung auseinander gegangen war, und keines der Mitglieder dieses hohen Rathes errathen konnte, was für ein Rettungsmittel der Fürst entworfen hatte, ließ unterdessen Ibrahim reiche Geschenke

zubereiten, wie sie bey morgenländischen Fürsten gewöhnlich gegeben und angenommen zu werden pflegen. Tamerlan hatte überhaupt den Befehl ergehen lassen, daß von jeder Art der ihm darzubringenden Geschenke allezeit 9 Stücke seyn sollten. Ibrahim ließ daher 9 schöne Pferde, mit Gold und Perlen reich geschmückt, eben so viel Leoparden mit goldenen Halsbändern, 9 seidene Zelte, eben so viele indische Teppiche und noch mehrere ähnliche Geschenke fertig machen. Zu diesem fügte er noch 8 Sclaven hinzu, und verfügte sich, in Begleitung dieser und einiger andern Diener, gerade zu Tamerlans Hauptquartier. Der siegreiche Eroberer warf einen stolzen Blick auf die Geschenke, und fragte sogleich bei Erblickung der acht Sclaven, wo der neunte sey? „Hier zu deinen Füssen! — antwortete Ibrahim, — indem er sich vor Tamerlan niederwarf. „Du sollst," — fuhr er fort — „keinen gehorsamern Sclaven haben, als mich; und ich werde mich glücklich, selbst in Ketten, schätzen, wenn mein Volk frey bleibt! Ja, mächtigster Fürst! schenke meinem Volke die Freiheit, und laß mich dein Sclave seyn! Nie sollst du einen dir ergebenern Diener besitzen, wenn du meine Bitte erhören willst." Die Tugend behauptet überall und unter jedem Volke ihre hohen Rechte; sie hat ihre eigene siegende Kraft, welcher nur ein völliger Barbar zu widerstehen vermag. Tamerlan wurde durch Ibrahims Benehmen so erschüttert und zugleich so gerührt daß er den Knieenden mit Huld aufhob. „Du sollst" — sprach er zu Ibrahim, — „hinfort mein Freund, nicht aber mein Sclave seyn; eine solche Tugend verdient ein besseres Loos, als Sclavenketten. Be-

stimmte mich mein Schicksal nicht zu weitaussehenderen Unternehmungen; ich würde mich in einem kleinen Reiche, wie das deinige, nach dir bilden, und dir ähnlich zu werden trachten. Du bist indeß frey; kehre zu deinem Volke zurück, und mache es ferner so glücklich, als du es bisher thatest!" Mit stiller Bewunderung entließ Tamerlan den neuen Freund; mit lautem Jubel empfieng seinen, ihm wiedergegebenen Fürsten, das beglückte Volk

22.

Die Wohlthätigkeit auf dem Balle.

Der Kardinal Belloy in Paris war der Vater der Armen, die Stütze der Unglücklichen, das Bild Gottes, der Güte auf Erden.

Sein Pallast war Jedermann offen, man brauchte nur unglücklich zu seyn, um sogleich Zutritt zu haben. Die Zeit, welche er dem Gebeth entzog, verwandte er zum Geben oder Trösten.

Er war Bischof zu Marseille, als ein strenger Winter sich bis in die südlichen Provinzen Frankreichs erstreckte. Er hatte oftmal die einzige Tochter des Kommandanten von Marseille, Elmina, unter dem niedrigsten Dache der Armuth gefunden, und kannte ihre unzähligen Wohlthaten, die sie in Geheim auszuspenden pflegte. Es war ihm daher ein sehr großes Vergnügen, diese siebenzehnjährige Person bey seiner Tafel zu sehen, die er jährlich den vornehmsten Personen der Stadt zu geben pflegte.

Indeß sich unter den Gästen bei der Tafel ein lebhaftes Gespräch erhob, was sich in der Stadt wohl Gutes thun lasse, stand Elmina an einem Fenster, und sah auf dem Platz vor dem Pallaste einige arme Kranke, worunter sich besonders eine junge Frau von zwey Kindern umgeben, und ein anderes in den Armen haltend, auszeichnete. Die Blässe ihres Gesichts, und die Mattigkeit, die sich in ihrem Gange verrieth, zeigten, daß sie vielleicht den ganzen Tag nichts gegessen habe, und daß ihr Kind, auf welches sie mit weinenden Augen deutete, an ihrer Brust nicht die nöthige Nahrung finden könne. Elmina fühlte sich durch diesen Anblick im Innersten gerührt, und würde dieser Rührung gewiß sogleich gefolgt seyn, wenn man ihr nicht so eben gemeldet hätte, daß zur Tafel gegangen werde.

Während der Mahlzeit nahm Elmina alles mit großer Begierde an, was ihr angebothen wurde, und gab es größtentheils dem Bedienten, der immer hinter ihrem Stuhle stehen blieb. Dieser entfernte sich dann sogleich, und kam wieder herein, um aus den Händen des edeln Mädchens abermal eine Portion zu erhalten, welche er sogleich wieder wegtrug. Die Freude auf Elminens Gesicht, und verschiedene Zeichen, welche ihr der dienstfertige Diener gab, wurden von dem Bischofe wohl bemerkt, und auch deren Ursache aufrichtig gestanden. „Ich habe geglaubt," sagte Elmina, „daß eine Mutter von drey unmündigen Kindern unter dem Fenster ihres Pallastes nicht hungern dürfte." Es giebt kein vollständiges Fest, wenn man nicht die Armuth und das Unglück daran Theil nehmen läßt.

Einige Zeit nachher brach in dem Hause eines Drechslers, welches an einem der Seitenflügel des Pallastes des Kommandanten von Marseille stieß, Feuer aus. Die allgemeine Achtung, welche der Letztere genoß, die Hilfe, welche von allen Seiten geleistet wurde, retteten den Pallast, und das Feuer verzehrte nur die Wohnung des armen Drechslers, der Vater einer zahlreichen Familie war, und in einem Augenblicke sein Erbtheil, und das einzige verlor, was er auf der Welt besaß.

Der Karneval war nahe. Der Kommandant mußte des Wohlstandes halber den Offizieren der Marine und Garnison einen großen Ball geben, an welchem auch die vornehmsten Einwohner der Stadt Theil nahmen. Elmina wurde zur Königin des Festes erkohren, und mehr als zwölfhundert Personen eingeladen.

Herr von Belloy, der an diesen Tagen oft zügelloser Wildheit in seinem Pallaste blieb, sagte an dem Balltage zu seinem Diener, er solle ihn um 11 Uhr in der Nacht wecken, und zwey Pferde an den Wagen spannen lassen.

Als die bestimmte Stunde gekommen war, fuhr der ehrwürdige Prälat in den Pallast des Kommandanten, wo man nicht wenig erstaunte, ihn daselbst ankommen zu sehen. Der Kommandant und seine Tochter Elmina empfiengen ihn auf das ehrfurchtsvollste, Musik und Tanz hörten auf, und alles war begierig, die Ursache dieses seltenen Besuches zu erfahren.

Die Gesellschaft blieb nicht lange in Ungewißheit. Herr von Belloy wandte sich alsobald an

Elmina, und sagte zu ihr: „Es giebt kein vollständiges Fest, an dem man nicht die Armuth und das Unglück Theil nehmen läßt.“ Ich habe mir vorgenommen, diesen herrlichen Grundsatz überall bekannt zu machen, und ich komme, Mademoiselle, Sie zu bitten, ihn sogleich in Ausübung zu bringen. Indeß man sich in diesem Pallaste der Freude überläßt, seufzt dicht neben an eine unglückliche Familie, der das Feuer ihre kleine Wohnung verzehrt hat. Es bedarf keiner bedeutenden Summe, um diese Unglücklichen zu retten. Erlauben Sie, daß ich die Ehre habe, Sie selbst zu allen Personen zu führen, woraus diese zahlreiche Gesellschaft besteht. Ich müßte mich sehr irren, wenn Sie, mit diesem zu einer Sammlung bestimmten Beutel versehen, nicht einige milde Gaben für unsere armen Abgebrannten erhalten sollten. Ich verlange von Ihnen nichts weiter, als daß Sie bey Jedem, dessen Mitleid Sie ansprechen, die rührenden Worte wiederholen. „Es giebt kein vollständiges Fest, an dem man nicht die Armuth und das Unglück Theil nehmen läßt.“

Mit Entzücken nahm Jedermann die Idee des Herrn von Belloy auf, und Niemand wunderte sich mehr über seine Anwesenheit. Elmina ergriff schnell die Hand des Bischofs, und gieng mit ihm im ganzen Saale umher, indem Sie Jedermann mit den rührendsten Worten ansprach, wie es der ehrwürdige Prälat verlangt hatte. Die Spende fiel reichlich aus. Sie betrug 12000 Franken.

Den andern Tag sprach man in der Stadt nur von der Allmosensammlung auf dem Balle.

Elmina übergab an der Hand des Bischofs selbst die 12000 Franken dem Drechsler und seiner Familie, welche ihre Freude und Dankbarkeit nicht genug auszudrücken im Stande waren. Das Haus des Drechslers wurde wieder hergestellt, wie es vor dem Brande gewesen war, und wenn man in der Folge in Marseille bemerkte, daß der Bischof oder die Tochter des Kommandanten an einen Ort fuhren, zeigte man mit achtungsvoller Theilnahme auf sie, und wiederholte in ihrer Nähe die Worte: „Es giebt kein vollständiges Fest, an dem man nicht die Armuth und das Unglück Theil nehmen läßt.

23.

Die braven Baiern.

Bey der Belagerung von Großglogau wurde am 10ten November 1806. eine alte Frau mit einem dreyvierteljährigen Kinde, ihrem Enkel, auf dem Arme auf die Oderbrücke gestossen. Hinter ihr wurde die Fallbrücke aufgezogen, vor ihr ein Theil der Brücke abgebrochen. Sie konnte also weder vor- noch rückwärts kommen, und mußte auf den Trümmern der Brücke eine Nacht hindurch Todesangst aushalten; auch war sie bey der damaligen durchdringenden Kälte noch der Gefahr ausgestellt, in Schlummer zu gerathen, und in die Tiefe zu stürzen, oder erschossen zu werden, indem die hinter der Fallbrücke stehenden Preussen die Nacht hindurch ununterbrochen über die

Oder auf die baierischen Soldaten feuerten. Als man sie bey Tagesanbruche in dieser schaudervollen isolirten Lage, auf dem schmalen Raume, zwischen Kämpfenden erblickte, entschlossen sich der Korporal Ziegler und der Gemeine Anton Klaiber, vom Königl. Baierischen Infanterie-Bataillon Taxis, ihre Rettung zu versuchen. Sie gaben ihr Vorhaben dem Feinde zu erkennen, und die preußischen Offiziere versprachen, so lange man mit der Rettung der Frau beschäftiget sey, das Feuer auszusetzen.

Mit der größten Lebensgefahr wagten Ziegler und Klaiber über einen schmalen schneidenden Balken und einige Pfeiler zu klettern und zu rutschen, und retteten so die Alte und das Kind glücklich. Baierns König, der geliebte Vater seines Volkes, ließ dieses menschenfreundliche Unternehmen nicht unbelohnt. Ein Armeebefehl vom 14. März bestimmte: jedem dieser beyden braven Männer, welche selbst in den Umgebungen des Elendes und der Verzweiflung sich gedrungen fühlten, mit eigener Aufopferung der leidenden Menschheit beyzustehen, solle ein authentisches Zeugniß über ihre edelmüthige Handlung mit einer genauen Beschreibung derselben, und eine Gratification von 20 Dukaten zugestellt werden."

24.

Mitleiden.

In den ersten Jahren des französischen Revolutions-Krieges hatten die Franzosen längs des Rheines hin

mehrere stark befestigte Lager errichtet. In einem solchen Lager befanden sie sich nun im Jahre 1795. vor Mainz. Niemand konnte weder aus der Stadt, noch in die Stadt kommen, und man urtheilte allgemein, daß sie aus dieser Stellung nicht vertrieben werden könnten. Der Oesterreichische General Clairfait (Clairfäh) dachte aber hierüber anders, griff plötzlich die Franzosen an, und nöthigte sie zu einem schnellen Rückzuge. Daß es dabey nicht ordentlich zugieng, und unmöglich an alles gedacht werden konnte, ist sehr begreiflich. Niemand im französischen Lager hatte einen Rückzug vermuthet, vielweniger sich darauf vorbereitet, überdieß gieng alles so schnell, daß die kaiserlichen Vorposten mit der Nachricht des Sieges zugleich in Oppenheim *) eintrafen, wo die kleine Besatzung sich kaum noch durch die Flucht retten konnte. Ein kleiner Tambour, ein Knabe von 12 Jahren, der kein Wort deutsch verstand, verspätete sich in dieser mißlichen Lage, und konnte nicht mehr entfliehen, weil alle Ausgänge der Stadt von den Oesterreichern besetzt waren. Hilflos lief er auf den öden Strassen hin und her; alle Thüren und Fensterläden waren verschlossen, und Niemand ließ sich sehen. Ohne zu wissen, wo er sich hinwenden sollte, befürchtete er mit jedem Augenblicke sein Leben zu verlieren, und schwebte in der schrecklichsten Todesangst. Dieser gefahrvolle Zustand dauerte wohl eine Stunde, viele Menschen, die durch die Spalten der Fen=

*) Ein Großherzogl. Hessisches Städtchen, 3 Stund oberhalb Mainz am Rheine; es gehörte ehedem zur Pfalz, und hat vorzüglichen Weinbau.

sterläden seine verzweiflungsvolle Lage sahen, bedauerten und beklagten das arme Kind, aber — Niemand wollte für seine Rettung sich selbst in Gefahr begeben. Hr. B. . . . Gastwirth zur Kanne, machte aber eine schöne Ausnahme von diesem großen Haufen. Kaum bemerkte er die traurige Lage des Verlassenen, als er ihn in sein Haus aufnahm, und die französische Uniform durch Kleider von seinen Kindern ersetzte, wodurch die Gefahr für den armen Knaben ganz verschwand. Die österreichische Armee drang indessen weiter vor, und es entstand die Frage, was mit dem Geretteten anzufangen seye? Er war munter und thätig, griff gerne überall an, seine Kräfte waren aber noch zu unbedeutend, um wirkliche Dienste zu leisten. Sein Unterhalt war daher für Hrn. B. . . . mit Kosten verbunden, und mancher Andere würde diesen Gast je eher je lieber fortgeschickt haben, wozu sich mehreremal Gelegenheit fand. Verschiedene kaiserliche Offiziere wollten den muntern Knaben als Jockay mitnehmen, und für ihn sorgen, allein sein Pflegvater konnte sich nicht dazu entschliessen, ihn einem Offizier zu überlassen, da er das traurige Schicksal vor Augen hatte, welches aus einer ähnlichen Veranlassung das arme Kind betroffen hatte. Aus seinen Erzählungen hatte man soviel von seiner Herkunft erfahren, daß sein Vater ein Tischler sey, und in der Gegend von Metz wohne; den Namen des Ortes aber wußte er nicht anzugeben. Die Königin von Frankreich erinnerte er sich öfters in Versailles gesehen zu haben, wenn sein Vater Meubels (Möbels) dahin gebracht, und ihn mitgenommen hatte. Da er weder lesen noch schreiben konnte, so vermochte man

den Namen seiner Aeltern, von welchen er seit drey Jahren entfernt war, nur nach der Aussprache zu errathen. Ein Offizier und Verwandter seines Vaters hatte ihn nämlich in den Krieg mitgenommen, und für ihn zu sorgen versprochen. Da die Unruhen im Innern von Frankreich damals sehr gefährlich waren, und da den Knaben der kriegerische Geist ergriff, der so allgemein sich zu verbreiten anfieng, willigte der erwähnte Offizier in die dringende Bitte desselben, daß er Tambour wurde; ein Schritt, der, wie wir eben gesehen haben, beynahe sehr traurige Folgen für ihn gehabt hätte. Herr B. . . . wollte also seinen Louis, so hieß der Kleine, einer neuen Kriegsgefahr nicht aussetzen, ließ ihn mit seinen Kindern unterrichten, und machte weder in Kleidung, noch in der sonstigen Behandlung irgend einen Unterschied. So verflossen acht Monate, und Louis machte sich bey allen Hausgenossen beliebt, denn was ihm befohlen wurde, that er pünktlich; er arbeitete gerne, so viel er konnte, und lernte fleißig; lauter Eigenschaften, die einem Kinde die Liebe vernünftiger Personen gewiß erwerben. Mehrere Gäste, welche den Knaben sahen, nahmen Antheil an seinem Schicksale, vorzüglich ein benachbarter Edelmann, der sogar in einer französischen Zeitung den Aeltern desselben Nachricht von seinem Aufenthalte ertheilte. So verflossen 11 Monate, als eines Nachmittags ein Mann von etwa 60 Jahren in das Haus trat, und die Mutter des Herrn B. . . . fragte, ob nicht ein Knabe aus Frankreich sich da aufhalte, der im letzten Feldzuge zurückgeblieben wäre, und sein Sohn seye? Der würdigen Großmutter fuhr der Gedanke, den lieben

Pflegsohn zu verlieren, wie ein Stich durch's Herz. Sie dachte bey sich selbst, es wäre ja doch möglich, daß der Mann die Unwahrheit sage, und daß er wohl gar aus einer bösen Absicht den Jungen rauben wolle. Ohne also zu sagen, wer da sey, wurde Louis in's Zimmer gerufen, weil ihn Jemand zu sprechen verlange. Er fand sich sogleich ein. Seine Abwesenheit von mehreren Jahren hatte ihm den Vater unkennbar gemacht, der während der Schrecken der Revolution ein Greis geworden war. Sprachlos standen beyde einige Augenblicke vor einander, sahen sich unverwandt an, und wußten nicht, was eigentlich in ihnen vorgieng. Plötzlich aber stürzte Louis auf die Erde, umfaßte die Knie des Vaters, den er wieder erkannte, und häufige Freuden-Thränen floßen beyden über die Wangen. Mit der größten Theilnahme und Rührung sahe Frau B.... diese Vereinigung an, und auch sie vergoß Thränen der Freude und des Schmerzes über die bevorstehende Trennung. Sie war indessen selbst Mutter, und wußte die Freude des Vaters zu theilen, dessen Schmerz über den Verlust seines Sohnes sie wohl früher lebhaft mitgefühlt hatte. Herr B.... und seine Kinder waren während dieses Auftritts nicht zu Hause gewesen; mit Sehnsucht harrete man ihrer Rückkunft, um sie von dem, was vorgegangen war, zu unterrichten. Kaum erblickte Frau B.... ihren Sohn von ferne, als sie ihm entgegen gieng, und die frohe und traurige Nachricht ihm mittheilte, die er wie ein gutdenkender Mann, dem es nicht um seine Freude allein, sondern auch um das Wohl des guten Knaben zu thun war, aufnahm. Sogleich kam

auch Louis mit dem Vater an der Hand zu Herrn B...., dem nicht Zeit gelassen wurde, in das Zimmer zu gehen. Der gerührte Pflegsohn fiel ihm mit Thränen des Dankes um den Hals, sein Vater aber vermochte kein Wort zu sagen, voll war sein Herz über alles Gute, welches Herr B.... seinem Sohne erzeigt, und welches dieser nach den ersten Augenblicken der Freude ihm erzählt hatte. Auf einmal entstand aber ein neuer Auftritt. Kaum hörten nämlich die Kinder des Hauses, daß Louis sie verlassen werde, als ein allgemeines Klagen und Weinen unter ihnen entstand. Da hieng sich das eine an den Vater, die andern dort an die Mutter und Großmutter, und an Louis selbst, und baten, daß er bleiben möge; auch sein Vater sollte nicht fortgehen, doch könne letzterer noch eher wegreisen; von einer Trennung von ihm wollten sie durchaus nichts hören. — Herr B.... trat also in's Mittel, und bat Louis wenigstens 3 Tage noch zu bleiben, den Kindern aber ward Hoffnung gemacht, daß der letztere den Vater begleiten, dann aber vielleicht wieder kommen würde, womit sich die kleine Familie beruhigte. Vergnügt brachte sie nun die wenigen Tage hin, die Louis bei ihnen verlebte. Dieser führte den Vater überall herum, erzählte ihm von allem, was er gesehen und gehört hatte, zeigte jeden Acker und Weinberg seines Pflegevaters, und was darauf wachse, und schied mit den Gefühlen des lebhaftesten Dankes und Schmerzens von der guten Familie, bei welcher er 11 Monate so glücklich verlebt hatte.

25.

Christliche Feindesliebe.

In der Mitte des 13ten Jahrhunderts lebte zu Genf ein angesehener Bürger, Namens Nathan, der ein sehr beträchtliches Vermögen besaß, und seine größte Lust und Freude darin fand, Andern wohlzuthun. Er schränkte aber seine Wohlthätigkeit nicht darauf ein, daß er wartete, bis sich derjenige, dessen Elend ihm bekannt war, in der äussersten Noth befand, sondern er kam seinen Bedürfnissen zuvor, und handelte hiebey mit dem edeln Scharfsinne der Liebe, die dem Unglücklichen die Beschämung, von Andern Wohlthaten annehmen zu müssen, ersparte. Nach dem Tode seiner Gattin und seines einzigen Sohnes kam er auf den edeln Gedanken, seine Unterstützungen auch auf hilfsbedürftige Durchreisende auszudehnen, und erbauete zu dem Ende an den nach Frankreich und Italien führenden Strassen mehrere schöne und große Häuser, worin alle für Reisende zur Bequemlichkeit dienenden Einrichtungen anzutreffen waren. Auch sonstige Fremde fanden bei ihm die beste Aufnahme, und er machte sich immer ein Vergnügen daraus, seine Gäste selbst zu bedienen. Unter dem Segen dessen, der zu allem Guten sein Gedeihen schenkt, hatte Nathan seine großmüthige Gastfreiheit schon über 40 Jahre lang fortgesetzt, und es konnte nicht fehlen, daß der Ruf von ihm nach und nach allenthalben erscholl, und daß sein Name auch in fernen Ländern mit Achtung genannt wurde. Um diese Zeit befand sich zu Neapel ein gewisser Marchese (Markese) v. M...

der, nachdem er bisher in seinem Pallaste ganz eingezogen gelebt hatte, durch den Ruhm von Nathans großmüthiger Gastfreiheit angereizt wurde, ein Gleiches zu thun. Da er sich Nathans Einrichtung und Handlungsweise zum Muster wählen wollte, so schickte er vertraute Leute nach Genf, die ihm von allem Nachricht geben mußten, was Nathan zum Besten armer Unglücklichen und Fremden that; er suchte hierauf alles dasjenige, was ihm von Nathan erzählt wurde, auf's genaueste nachzuahmen. Allein so viel Mühe er sich auch immer gab, so mußte er doch allezeit hören, daß ihn der edelmüthige Genfer weit übertreffe. — Ach! nur ein einziger Schritt — und wir sinken von der Tugendbahn in den Abgrund des Lasters; und da, wo keine wahre Demuth im Herzen lebt, kann unmöglich reine Tugend bestehen. So auch hier. — Die Nacheiferung des Marchese verwandelte sich gar bald in eine geheime Eifersucht. Er war nun einzig darauf bedacht, wie er sich mehr Ruhm und Ehre erwerben möchte, als jener Genfer, den er für seinen Nebenbuhler hielt. Er that daher Alles, um diesen Zweck zu erreichen, allein vergebens! Man berichtete ihm beständig etwas Neues und Ausserordentliches von Nathan, und er erfuhr immer neue Schwierigkeiten, die sich der Ausführung seines Vorhabens entgegenstellten. Er wurde nun von einem bittern Verdrusse und Unwillen eingenommen. Und weil er einige Zeit hernach, zu seinem größten Aerger, um einen ansehnlichen Theil seines Vermögens kam, so sah er sich am Ende ausser Stande, es dem Nathan gleich, geschweige zuvor zu thun. Er überließ sich nun gänzlich seinem Verdrusse. Sein

Zorn verwandelte sich in Wuth; und der Marchese von M..., der bisher einen unbescholtenen Lebenswandel geführt hatte, verfiel aus Neid auf die schrecklichste Unternehmung, die sich nur ein Mensch, der in dem Laster erzogen und verhärtet worden ist, kann in den Sinn kommen lassen. Nathans überwiegende Tugenden machten, daß er ihn als Feind haßte. Er kam auf den schrecklichen Gedanken, denselben aus dem Wege zu schaffen. Weil er sich aber nicht unterstand, sein Vorhaben Jemand zu vertrauen, so reisete er mit einigen Bedienten in der Absicht von Neapel ab, demjenigen, der ihm allein Unruhe erwecken konnte, das Leben zu rauben. Nach einer Reise von 14 Tagen kam er drey Meilen rückwärts von Genf an. Er befand sich, ohne es zu wissen, auf den Gütern des Nathan, und es traf sich gerade, daß dieser, schon ein ehrwürdiger Greis von 70 Jahren, nur in ein schlechtes Kleid gehüllt, nicht weit vor einem seiner Häuser auf und ab gieng. So bald er Leute zu Pferde gewahr wurde, gieng er ihnen entgegen. Der Marchese näherte sich ihm mit der Frage: ob sie sich noch weit von dem Hause Nathans befänden. „Ihr seyd ganz nahe dabey,“ — antwortete ihm dieser, — „und diese ganze Gegend gehört ihm zu.“— „Ihr kennet ihn also?“ — versetzte der Marchese von M.... — „Ja!“ — sagte Nathan — „schon sehr lange.“ — Der Marchese stieg vom Pferde, und fuhr fort: „Weil Ihr ihn also kennet, so sagt mir doch, ist er wirklich so tugendhaft, wie man öffentlich von ihm rühmet, und verdient seine Mildthätigkeit alle die Lobsprüche, die man ihm beyleget?“ — „Die Menschen urtheilen nur nach dem Aeusserlichen,“ —

antwortete Nathan — Gott aber weiß allein, ob wir tugendhaft sind. Was mich anbetrifft, der ich ihn schon seit siebenzig Jahre kenne, so versichere ich Euch, ich habe an ihm Fehler wahrgenommen, die Andern nicht bekannt sind, und ich weiß aus meiner eigenen Erfahrung, daß er der Loberhebungen, die man ihm beylegt, nicht würdig ist.“ — Als der Marchese dieses hörte, gab er denen, die bey ihm waren, ein Zeichen, ein wenig bei Seite zu gehen, und indem er fortfuhr, den Nathan, den er für einen Bedienten hielt, zu befragen, so schloß er aus seinen Antworten, das Glück habe ihm diesen Mann zur Erleichterung der Ausführung seines bösen Vorhabens zugeschickt. Er bat ihn also, die Sache so einzurichten, daß er von Nathan nicht gesehen würde, und auf den Abend zu ihm in das Dorf zu kommen, in welchem er bleiben wollte, wobey er ihm zugleich versprach, daß ihn seine Dienstleistung nicht gereuen sollte. Nathan sagte zu ihm, er hätte nichts zu befürchten, er könne sich in eines der nächsten Häuser begeben; und wenn diese gleich dem Nathan angehörten, so wolle er es doch so einrichten, daß er allein die Ehre haben könne ihn zu bedienen: indem ihm sein Herr die Sorge überließe, diejenigen Fremden, welche hieher kämen, zu empfangen. Der Marchese ließ es sich gefallen, und nachdem er seine Begleiter herbey gerufen hatte, ergriff Nathan den Zaum ihrer Pferde, und befahl dem Bedienten, den er bei sich hatte, sie in das Haus zu führen, wobey er ihm zugleich heimlich sagte, vor allen Dingen zu verbieten, daß man nicht merken lassen sollte, wer er wäre. Seinem Befehle wurde auf das genaueste

nachgelebt. Man führte den Marchese von M.... in ein sehr schönes Zimmer. Nathan bediente ihn bey der Abendmahlzeit, und blieb hernach allein bei ihm. Jetzt rückte der Marchese mit Eröffnung seines Anliegens heraus, sagte dem Nathan, wer er wäre, und daß sein Herr seiner Familie einen höchst empfindlichen Schimpf zugefügt hätte, weßhalb er ihn jetzt zur Rede stellen wolle. Er überreichte ihm einen Beutel mit hundert Dukaten, und bat ihn, er möchte ihm Gelegenheit verschaffen, seine Rache auszuüben, wobey er ihm zugleich versprach, ihn mit sich zu nehmen, und ihm den großen Dienst, den er würde geleistet haben, reichlich zu belohnen. Sobald Nathan den Marchese seinen Namen hatte nennen hören, merkte er gar bald, was ihn gegen ihn aufbrächte. Er wußte nämlich, was er ihm zu Neapel nachzuthun gesucht hatte: sein erlittener Verlust war ihm auch bekannt, und er sah daher ganz deutlich ein, daß dasjenige, was dieser thue, aus Neid und Verzweiflung geschehe. Er nahm die hundert Dukaten, und sagte, ohne es sich im Geringsten anmerken zu lassen, zu dem Marchese, indem er ihm ein kleines Wäldchen zeigte, welches eine Viertelstunde von dem Orte, in welchem sie sich befanden, lag: sein Vorhaben wäre sehr leicht auszuführen, sein Feind gehe alle Morgen an dem Eingange dieses Wäldchens spatzieren, er müsse sich also bei guter Zeit mit seinen Leuten dahin begeben, und allda verbergen; er wolle alsdann nicht unterlassen, zu ihm zu kommen, und ihm einen Weg zeigen, auf welchem sie sich insgesammt, wenn sie den Nathan getödtet haben würden, mit der Flucht retten kön-

ten. Der Marchese, dem diese Nachricht sehr wohl gefiel, umarmte ihn. Er ergriff die nöthigen Maßregeln. Während nun der Marchese, von seinem abscheulichen Vorhaben beunruhigt, die Nacht vor Furcht und Gewissensbissen, welche das Laster allezeit begleiten, gequält zubrachte, demüthigte sich Nathan vor Gott, dem weisen Regierer der menschlichen Schicksale, auf dessen Hilfe er kindlich vertrauete, und bat ihn mit Thränen, das Herz seines Feindes zu ändern. Er hätte, wenn er ihn gefangen nehmen ließ, des Marchese Vorhaben fruchtlos machen, ja diesen sogar deßhalb bestrafen lassen können; allein der großmüthige Greis verlangte aus dem edeln Triebe der erhabensten Feindesliebe, weiter nichts als dessen Bekehrung, und betete noch immer, als der Tag anbrach. Er sahe seinen Mörder nach dem Walde zu reiten, welchen er dem Marchese gezeigt hatte, nahm, voll Vertrauen auf Gott, die hundert Dukaten, die er bekommen hatte, that noch vierhundert andere Dukaten hinzu, welches zu den damaligen Zeiten eine sehr beträchtliche Summe ausmachte; und nachdem er ein anderes Kleid angezogen hatte, gieng er ganz allein nach dem Orte, wo der Tod auf ihn wartete. Sobald der Marchese unsern rechtschaffenen Alten, der sein Gesicht mit Fleiß verbarg, wahrgenommen hatte, lief er mit aufgehobenem Säbel auf ihn zu; und nachdem er ihn von hinten zu ergriffen hatte, sagte er zu ihm: „Verräther, du mußt sterben!“ Nathan sah ihn an, und sagte zu ihm: „Marchese, womit habe ich das verdient?“ — „Wie, rief dieser aus, „ist das nicht Nathan?“ — „Ja, er ist es wirklich, mein

Sohn," — antwortete Nathan — „ich bin es, der Dir versprochen hat, Dir wider mich zu dienen. Dieses ist der Weg, auf welchem du Dich durch die Flucht retten kannst. Nimm diesen Beutel, Du wirst in demselben, ausser den hundert Dukaten, die Du mir gestern gegeben, noch vier hundert andere finden, die ich hinzu gethan habe, weil mir dein erlittener Verlust bekannt ist. Wenn Du aber bey deinem Vorsatze bleibst, so tödte mich. Allein ich kann mir nicht einbilden, daß, da Dir Gott von deiner Jugend an so viel Gnade erwiesen hat, Du ihn dergestalt verlassen willst." Indem Nathan dieses sagte, sah ihn der Marchese ganz bestürzt an; Schaam und Schmerz bemächtigten sich seines Herzens. Von der Großmuth des Greises gerührt, fiel er, ohne daß er ein einziges Wort hervor bringen konnte, dem Nathan zu Füßen, und umfaßte eine Zeitlang seine Kniee. Nathan hob ihn auf, und sagte zu ihm, indem er ihn umarmte: „Schäme Dich nicht, mein Sohn, daß Du überwunden bist! Nicht ich, sondern die Gnade sieget in Dir. Gott hat dich demüthigen wollen, damit er Dich mit desto größerer Ehre überhäufen möge. Du wirst in Zukunft weit standhafter in Ausübung der Tugend seyn."

Er führte ihn hierauf in sein Haus, und behielt ihn länger als einen Monat bey sich, indem er ihn wie ein liebreicher Vater tröstete, und von ihm wiederum als von einem rechtschaffenen Sohne geehrt und geliebt wurde. Endlich reisete der Marchese v. M.... ab, und Nathan nöthigte ihn, die Summe anzunehmen, die er in den Wald mitgebracht hatte.

26.

Das wohlfeile Mittagessen.

Es ist ein altes Sprichwort: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selber darein. Aber der Löwenwirth in einem gewissen Städtlein war schon vorher darinn. Zu diesem kam ein wohlgekleideter Gast. Kurz und trotzig verlangte er für sein Geld eine gute Fleischsuppe. Hierauf forderte er auch ein Stück Rindfleisch und Gemüß für sein Geld. Der Wirth fragte ganz höflich: ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe? O freylich ja erwiederte der Gast, wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld. Nachdem er sich alles wohl hatte schmecken lassen, zog er einen abgeschliffenen Sechser aus der Tasche und sagte: Hier Herr Wirth ist mein Geld. Der Wirth sagte: Was soll das heißen? Seid ihr mir nicht einen Thaler schuldig? Der Gast erwiederte: Ich habe für keinen Thaler Speise von euch verlangt, sondern für mein Geld. Hier ist mein Geld. Mehr hab ich nicht. Habt ihr mir zu viel dafür gegeben, so ist es eure Schuld. — Dieser Einfall war eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur Unverschämtheit dazu, und ein unbekümmertes Gemüth, wie es am Ende ablaufen werde. Aber das Beste kommt noch. „Ihr seyd ein durchtriebener Schalk,“ erwiederte der Wirth, „und hättet wohl etwas anders verdient. Aber ich schenke Euch das Mittagessen und hier noch ein Vier und zwanzig-Kreutzer Stück dazu. Nur seyd stille zur Sache, und geht zu meinem Nachbar, dem Bärenwirth, und macht es ihm ebenso.“ Das sagte er weil er mit seinem Nachbar, dem Bä-

renwirth, aus Brodneid im Unfrieden lebte, und einer dem andern jeglichen Tort und Schimpf gerne anthat und erwiederte. Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Geld, mit der andern vorsichtig nach der Thüre, wünschte dem Wirth einen guten Abend, und sagte: Bey Euerem Nachbar dem Herrn Bärenwirth, bin ich schon gewesen, und eben der hat mich zu Euch geschickt und kein anderer.“

So waren im Grunde beyde hintergangen, und der Dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich noch obendrein einen schönen Dank von beyden verdient, wenn sie eine gute Lehre daraus gezogen, und sich mit einander ausgesöhnt hätten. Denn Frieden ernährt, aber Unfrieden verzehrt.

27.

Eine sonderbare Wirthszeche.

Manchmal gelingt ein muthwilliger Einfall, manchmal kostet's den Rock, oft sogar die Haut dazu. Dießmal aber nur den Rock. Denn obgleich einmal drey lustige Studenten auf einer Reise keinen rothen Heller mehr in der Tasche hatten, alles war verjubelt, so giengen sie doch noch einmal in ein Wirthshaus, und dachten, sie wollten sich schon wieder hinaus helfen, und doch nicht wie Schelmen davon schleichen, und es war ihnen gar recht, daß die Wirthin ganz allein in der Stube war. Sie aßen und tran-

ken gutes Muths, und führten miteinander ein gar gelehrtes Gespräch, als wenn die Welt schon viele tausend Jahre alt wäre, und noch eben so lang stehen würde, und daß in jedem Jahre, an jedem Tage, und in jeder Stunde des Jahrs alles wieder so komme, und sey, wie es am nemlichen Tage und in der nemlichen Stunde vor sechstausend Jahren auch gewesen sey. Ja, sagte endlich einer zur Wirthin — die mit der Strickerei seitwärts am Fenster saß und aufmerksam zuhörte, — „ja Frau Wirthin, das müssen wir aus unsern gelehrten Büchern wissen." Und Einer war so keck und behauptete, er könne sich wieder dunkel erinnern, daß sie vor sechs tausend Jahren schon einmal da gewesen seyen, und das freundliche Gesicht der Frau Wirthin sey ihm noch wohl bekannt. Das Gespräch wurde noch lange fortgesetzt, und je mehr die Wirthin alles zu glauben schien, desto besser ließen sich die jungen Schwenckfelder den Wein und Braten, und manche Bretzel schmecken, bis eine Rechnung von 5 fl. 16 kr. auf der Tafel stand. Als sie genug gegessen und getrunken hatten, rückten sie mit der List heraus, worauf es abgesehen war." „Frau Wirthin, sagte einer, es steht dießmal um unsere letzten Batzen nicht gut, denn es sind der Wirthshäuser zu viele an der Straße. Da wir aber an euch eine verständige Frau gefunden haben, so hoffen wir als alte Freunde hier Credit zu haben, und wenns euch recht ist, so wollen wir in 6000 Jahren, wenn wir wieder kommen, die alte Zeche samt der neuen bezahlen." Die verständige Wirthin nahm das nicht übel auf, wars vollkommen zufrieden und freute sich, daß die Herren so verlieb genommen, stellte sich aber unver-

merkt vor die Stubenthüre und bat die Herren möchten nur so gut seyn, und jetzt einstweilen die 5 fl. 16 kr. bezahlen, die sie vor 6000 Jahren schuldig geblieben seyen, weil doch alles schon einmal so gewesen sey, wie es wieder komme. Zum Unglück trat eben der Vorgesetzte des Orts mit ein paar braven Männern in die Stube, um miteinander ein Glas Wein in Ehren zu trinken. Das war den gefangenen Vögeln gar nicht lieb. Denn jetzt wurde von Amtswegen das Urtheil gefällt und vollzogen: „Es sey aller Ehren werth, wenn man 6000 Jahre lang geborgt habe. Die Herrn sollten also augenblicklich ihre alte Schuld bezahlen, oder ihre noch ziemlich neuen Ueberröcke in Versatz geben.“ Dieß letzte mußte geschehen, und die Wirthin versprach, in 6000 Jahren, wenn sie wieder kommen und besser als jetzt bey Batzen seyen, Ihnen alles, Stück für Stück, wieder zuzustellen.

Dieß ist geschehen im Jahr 1805 am 17 April im Wirthshause zu Segringen.

28.

Der kleine Wollhändler.

In der Grafschaft Kork in England lebte zu Fermeri ein Pächter, der drey Söhne und zwey Töchter hatte. Als der dritte Nichols genannt, sah, daß seine ältern Brüder das Gut seines Vaters einst in Pacht nehmen würden, und er sein Leben auf eine andere Art durchbringen müsse, nahm er sich vor,

durch den Wollhandel sein Glück zu gründen, und machte im Stillen alle nöthige Vorbereitung dazu. Diese bestand in Anschaffung einiger dicken Kleidungsstücke, die ihn vor Regen schützen sollten, ein Paar tüchtiger Handschuhe, eines kleinen, tragbaren Wasserfäßchens, und eines mit Eisen beschlagenen Stockes. An Geld, der Hauptsache bei einem Handelsmanne, fehlte es ihm aber gänzlich.

Nichols verließ heimlich das väterliche Haus und wanderte nach der Grafschaft Gallmoni, wo er sehr viel schöne Wolle sah, aber leider solche ohne Geld nicht kaufen konnte. Sein gutes Geschick führte ihn jedoch zu dem Baron von Baltimore, der sich des Knaben erbarmte, und ihm schon der Seltenheit seines Benehmens wegen, eine kleine Summe borgte, um seinen Wollhandel betreiben zu können.

Nichols, der sich im Besitze einer grössern Summe sah, als er je zu erhalten gehofft hatte, lief nun allenthalben herum, um einzukaufen, und eilte dann mit seinen Waaren in solche Provinzen, wo die Wolle seltner war, und stark gesucht wurde. Ein ansehnlicher Gewinn krönte seinen ersten Versuch, und er sah sich im Stande, dem Baron die vorgeliehene Summe zurück zu erstatten, und ihm auf das innigste für seine Unterstützung zu danken.

Der Baron, von dem glücklichen Erfolge seiner Wohlthat, und von der Rechtschaffenheit des jungen Menschen gerührt, wollte ihm die dargeliehene Summe schenken, aber Nichols schlug das Geschenk aus, und bath sich nur die Gnade aus, dem Baron, überall wo er ihn nur treffen würde, von dem Zustande sei-

nes Handels und Vermögens, als der Frucht seiner Wohlthat, Rechnung ablegen zu dürfen.

Nichols empfahl sich, immer noch in Holzschuhen und schlechter Kleidung, und trieb sein Gewerb täglich glücklicher und bedeutender. Er folgte dem Rathe seines Wohlthäters, und ließ sich in einen Tausch gegen Tuch ein, und gewann das dadurch doppelte. Der Baron, dem er bei jeder Gelegenheit den Fortgang seines glücklichen Handels berichtete, hatte sehr viele Freude daran; und lobte seine Thätigkeit und Redlichkeit.

Der kleine Wollhändler trieb sein Gewerb mehrere Jahre mit immer wachsendem Vortheil, und sehnte sich endlich einmal darnach, sein väterliches Haus wieder zu sehen. Er machte sich unverzüglich dahin auf den Weg, und langte eines Abends vor der Wohnung seiner Aeltern ganz allein an; nachdem er seinen Diener mit den Lastthieren im Gasthause zurückgelassen hatte. Seine Aeltern und Geschwisterte von seinem ärmlichen Ansehen getäuscht, empfiengen ihn zwar auf das herzlichste, aber nicht ohne Bedauren seines anscheinend elenden Zustandes, da Nichols noch immer die nämliche Weste, und Holzschuhe trug, die er aus dem väterlichen Hause mit sich genommen hatte.

Der Vater war selbst geneigt, ihn für einen liederlichen Menschen zu halten, und fieng schon an, ihm deßhalb Vorwürfe zu machen, als ihn Nichols bath, ihn erst anzuhören, und zuvor zu erlauben, daß er seinen Geschwisterten einige kleine Geschenke überreichen dürfe. Bei dem Worte Geschenke, ward der Pächter roth, sah seinen Sohn starr an, und als dieser ihm

einen Beutel mit 100, der Mutter einen mit funfzig, und jedem Geschwister einen mit fünf und zwanzig Goldstücken überreichte, rief er aus: „O ich unglücklicher Vater! womit habe ich den Himmel beleidigt, ach! mein Sohn ist gewiß ein Räuber!“.—

Mit Nichten, erwiederte Nichols und erzählte seine Geschichte. —

Wie, rief nun der Pächter aus, also wärest du der kleine Wollhändler, von dem wir so viel haben sprechen hören? —

Ja mein Vater, antwortete Nichols, mein Bedienter, der in meiner Nähe ist, und die Waaren, die ich bei mir habe, können die Wahrheit meiner Aussage bezeugen. — Jetzt brach die ganze Familie in ein Freudengeschrei aus, und liebkoste den braven Nichols, der seinen Geschwistern noch Tuch und Leinewand zum Geschenk machte. — Acht Tage blieb der gute Sohn im väterlichen Hause, und reiste dann von den Aeltern gesegnet, wieder ab, seine Geschäfte fortzusetzen.

Es vergiengen abermals zehn Jahre, während welchen Nichols keine Gelegenheit hatte, den Baron Baltimore zu sprechen, bis dieser endlich nach Waterford kam, wo sich eben der kleine Wollhändler aufhielt. Der König hatte den Baron zu seinem Minister ernannt, und Nichols eilte, ihm deshalb Glück zu wünschen, und ihm wiederholt seinen Dank für jene edelmüthige Unterstützung abzustatten. Er gestand seinem Wohlthäter, daß er bereits eine halbe Million erworben habe, und bath den Baron, von ihm ein Geschenk anzunehmen.

Der Baron bewilligte Nichols Bitte, mit der

Einschränkung, daß das Geschenk seine Delikatesse nicht beleidige, und ließ den kleinen reichen Kaufmann in seinem Wagen nach Hause führen, nachdem er ihm vorgestellt hatte, daß man die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens mit allem Rechte genießen könne, wenn man sie vorher durch Fleiß und Arbeit verdient habe.

Nichols sah ein, daß der Baron recht hatte; er schaffte sich daher ein Kleid von feinem Tuche, aber ohne Gold, und ordnete überhaupt seinen Anzug schön und einfach zugleich, dann kaufte er einen dauerhaften und bequemen Reisewagen und ein Paar stattliche Pferde, fuhr damit zum Minister und übergab ihm ein Kästchen, welches das angebotene Geschenk enthielt. Er zog eine zusammengerollte Leinwand hervor, und sagte während dessen, sie haben eine Menge trefflicher Gemählde in diesem Saale, wollten sie nicht auch diesem ein Plätzchen darunter gönnen?—

Wir wollen sehen, antwortete Baltimore. Jetzt rollte Nichols auf. Es war ein Gemählde, welches ihn in seiner dicken Weste, mit den weiten Holzschuhen, kurz ganz so darstellte, wie er gieng, als er das erstemal zum Baron kam und dieser ihm Geld borgte.

Gnädigster Herr und Gönner, sagte Nichols, ich bitte Sie, dieses Bild von mir anzunehmen, und wenn man dann hier, mitten unter diesen Meisterstücken, das Bild eines armen Bauernknaben sieht, und nach der Ursache fragt, warum dieses Gemälde hier hängt, dann erzählen sie jedem, daß es Nichols sey, wie er sein erstes Geld bei ihnen borgt, jenes Geld, mit dem er so viel gewann, daß er heute in

seinem eigenen Wagen fährt. Nichols und sein Glück waren ihr Werk, und jedes Gute, dessen er sich in seinem Leben erfreuen wird, ist eine neue Wohlthat, die er ihnen zu danken hat.

Der Minister nahm das Gemählde mit Vergnügen an, und noch heutigen Tages ist es die größte Zierde in seiner Gemählde-Sammlung.

29.

Arbeitsamkeit und Berufstreue.

Anton Rindenschwender, der Sohn eines armen Holzhauers zu Gaggenau, einem Badischen Dorfe im Murgthale, zeichnete sich so sehr durch Fleiß, Arbeitsamkeit und Thätigkeit aus, daß er als ein Beyspiel zur Nachahmung aufgestellt zu werden verdient. Schon als Knabe machte er seinen Eltern, die ihn zur wahren Gottesfurcht und zum Lernen anhielten, durch sein gutes Betragen viele Freude. Als er sein zwölftes Jahr erreicht hatte, entschloß er sich aus eigenem Antriebe, das Haus seiner Eltern, die in armen Umständen waren, zu verlassen, um ihnen die Last ihrer Haushaltung zu erleichtern. „Wenn ich nur“ — sagte er — „so lange Essen und Kleidung erhalte, bis ich herangewachsen bin, um mit meinem Vater Geld im Walde zu verdienen.“ — Er verdingte sich nun in dem nahe gelegenen Dorfe Ottenau an einen Fuhrmann, Namens Klump. Ein Reichsthaler an Geld, ein abwerkenes Hemd, Kittel und Hosen von Zwilch, ein Brusttuch und ein schwarzer Hals-

flor waren sein ganzer Jahres-Lohn. Ehe er aber seinen Dienst antrat, hörte er, daß in dem Würtembergischen Gränzorte Loffenau Handarbeiter zum Ausgraben der Kartoffeln gesucht würden. Eine so schöne Gelegenheit, etwas zu verdienen, dachte er nicht aus den Händen lassen zu dürfen! Diese so wohlthätigen Kartoffeln waren damals (1740.) noch nicht allgemein verbreitet, und er gerieth in große Versuchung, einige zu entwenden, um sie in seinem Geburtsorte zu verpflanzen. Aber er widerstand dieser Versuchung, und bedung sich statt des Lohnes so viel Kartoffeln aus, als die Eigenthümer glaubten, daß er verdient hätte. Er erhielt 9 Körbe voll, von denen er 5 nach Hause brachte, und dadurch der erste Verbreiter derselben im Murgthale wurde. Nun trat er seinen Dienst an, und erlernte das Nöthigste vom Ackerbaue, der Viehzucht und dem Fuhrwesen. Nach einigen Jahren entschloß er sich, seinem Vater im Holzmachen Gesellschaft zu leisten, und erlangte durch beständige Aufmerksamkeit eine solche Geschicklichkeit in dieser Handarbeit, daß ihn hierin Niemand übertraf. Denn, als er schon Holländischer Faktor war, und sich nicht mehr mit Holzhauen beschäftigte, wurde einst in Gegenwart eines reichen Ausländers darüber gesprochen, wie viel Zeit wohl erfordert würde, eine Eiche, vor der sie eben standen, umzuhauen. Anton lächelte über die lange Zeit-Bestimmung eines andern, und setzte dazu eine so geringe Anzahl von Minuten fest, daß der Fremde eine ansehnliche Wette vorschlug. Anton warf seinen Rock ab, ergriff die Axt, und hieb die Eiche in kürzerer Zeit um, als er bestimmt hatte. — Nicht lange hatte er seinem Vater in seiner Arbeit bey-

gestanden, als ihm ein unglücklicher Fall denselben raubte, und ihm viele Sorgen wegen der Ernährung seiner Mutter und seiner Schwestern verursachte. Doch seines Vaters Landsmann und Freund, Berger zu Weißenbach, der von dem Holzhändler Böhringer zu Buchenbronn zum Meisterknechte beym Holzfällen angestellt worden war, bestellte ihn zum Oberknecht der Holzhauer, und verschaffte ihm durch Geld-Vorschuß Gelegenheit, selbst Bäume zu kaufen und zu verkaufen, wodurch er Geld und Handelskenntnisse gewann.

Aber auch Berger starb bald; doch empfahl er ihn noch sterbend seiner Gattin, deren Geschäfte er ein ganzes Jahr betrieb, worauf ihn Böhringer, in seinem 21sten Jahre, als Meisterknecht anstellte. In diesem seinem Dienst besorgte er die Geschäfte der Holländer so gut, daß sie ihn selbst kennen zu lernen wünschten. Bald darauf kam van Derven aus Rotterdam, der Handelsherr der Böhringerischen Spedition, in's Land, lernte Anton's Kenntnisse näher kennen, und nachdem er ihm die Besorgung einiger Privat-Geschäfte aufgetragen hatte, die Anton zu seiner größten Zufriedenheit ausrichtete, so bestellte er ihn zu seinem Faktor mit einem Jahrs-Gehalte von 500 Rthlr. (900 Gulden.) Nun hatte er Gelegenheit, sein Glück zu verfolgen. Er kaufte und verkaufte Holz, und erwarb sich durch diesen Handel bald so viel Vermögen, daß er sich ein eigenes Haus anschaffen konnte. Einige Zeit nachher erhielt er Zutritt bey dem damaligen Bischofe zu Speyer, und verkaufte ihm für viele tausend Gulden Holz nach Holland. — Er schloß Handelsverträge mit Baden, Kur-Pfalz, Zweybrücken, dem ehemaligen Bisthume Strasburg, den vorder-

österreichischen Ständen, und mit vielen Klöstern, Städten und Gemeinden. Dabey aber blieb er fromm und demüthig und versäumte seine Hauswirthschaft nicht; er kaufte Feld, bauete öde Plätze an, brachte die Viehzucht empor, und pachtete mehrere Ländereyen. Während dieser Zeit hatte sich Rindenschwender mit Franziska Wolf von Oberweiher verehlicht, einer Frau, die zwar ohne Vermögen, aber mit ihm Eines Sinnes war, und deren Wohlthätigkeit noch jetzt in jenen Gegenden im lebhaftesten Andenken steht. Er wurde Vater von zwölf Kindern, wovon noch drey leben. Nach neunzehn Jahren trennte der Tod diese glückliche Ehe. — Einige Zeit darauf ward Sabina Lump, des Forstmeisters von Ettlingen Tochter, ein braves aber auch reiches Mädchen, seine zweyte Frau. Das beträchtliche Vermögen, welches er schon selbst erworben hatte, und das durch seine nunmehrige Frau ansehnlich vermehrt worden war, setzte ihn in den Stand, den Antheil des Kommerzienrathes Dürr an der Schifffahrt oder an der Holzhandel-Gesellschaft im Murgthale zu kaufen, wodurch sein Einfluß und sein Vermögen immer mehr vergrößert wurden. Nun ward er erster Orts-Vorsteher in Gaggenau, in der Folge unter dem Titel Oberschultheis, welche Stelle er vierzig Jahre verwaltete. Wohlthätig waren seine Anstalten, um den Verwüstungen des reissenden Murg-Stromes Gränzen zu setzen. Unterdessen bauete er Häuser und Scheunen, legte Potaschensiedereyen und Ziegelhütten an, kaufte eine große Strecke Gaggenauer Gemeindefeld, baute darauf eine schöne Glashütte, und versah sie mit einer eigenen Schmiede und Sägmühle.

Der jetzige Amalienberg, sonst Hilvert genannt, ist vorzüglich ein Denkmal seines unermüdeten Fleißes und seiner Thätigkeit. Ein unfruchtbarer, äusserst unebener und felsiger Boden wurde durch ihn zu der lachendsten Fruchtgegend umgeschaffen. Tiefen wurden ausgefüllt, Hügel mit eigens dazu erfundenen Werkzeugen abgehoben, unfruchtbare Gegenden mit fruchtbarerer, weit hergeholter Erde drey Ellen hoch überfahren. Apfel-Birn-Kirschen-Pflaumen- und Nuß-Alleen wechselten mit Aecker und Weinpflanzungen, und im Hintergrunde erschienen die lachendsten Wiesen. Noch schien der Hauptfels ihm seine ganze Anlage zu entstellen. Aber ihm war nichts unmöglich; sechs und dreißig Felsensprenger mußten den Felsen hinaufklettern, und durch Sprengen und Bohren, durch Gewalt diesen Felsen zu Terrassen ebnen, auf welchen jetzt die herrlichsten Weinstöcke prangen. Die ganze Anlage dieses Gutes kostete ihm über 100,000 Gulden. Mitten unter diesen wohlthätigen Beschäftigungen riß der Tod seine zweyte Gattin von seiner Seite, die durch einen stillen Marien-Sinn, durch eheliche Liebe und Mutter-Treue für ihn und seine Kinder gleich beglückend war. — Das Selbstbewußtseyn, so viele nützliche Thätigkeit bewiesen, und dabey so vielen, meist armen Personen, durch Arbeit Brod und Unterhalt verschafft zu haben, würden ihm seine Sorgen und Kosten schon reichlich belohnt haben; aber er wurde auch von seinem Fürsten dieser seiner gemeinnützigen Thätigkeit wegen geschätzt und geehrt. Die Erbprinzessin von Baden, nachher verwittibte Frau Marggräfin, besuchte ihn auf seinen obgedachten Berg-Anlagen, und verließ voll Entzücken

über die herrlichen Anlagen und den Mann, dessen Werke sie sind, diese Gegend, deren Besitzer ihr von diesem Tage an den Namen Amalienberg gab. Der edle, nun verewigte Großherzog von Baden, Karl Friedrich, selbst äusserte über diese Anlagen sein herzliches Wohlgefallen, und gab ihrem Stifter den Rang und den Titel eines Oekonomie-Rathes. Mehrere Jahre nacheinander wurde nun dieß Gut der Sommeraufenthalt der Badenschen Herrschaften.

Das Ende seiner irdischen Laufbahn nahete, aber sein immer thätiger Geist fand noch keine Ruhe. Er schloß nämlich mit dem damals noch bestandenen adelichen Kloster Frauenalb einen Contrakt über den Scheiter- und Floß-Holzhandel. Um denselben mit Erfolg treiben zu können, ließ er das schwache Wasser der Alb durch kostspielige Räumungen und Schwellungen so einrichten, daß nunmehr auf demselben Holländer-Flöße für Schiffbauholz gehen können. — So hob sich ein armer Holzhauer durch seinen Fleiß und Thätigkeit empor, und mit sich erhob er ganze Landesgegenden; wie er denn über 126 Morgen öden Landes in fruchtbares Erdreich umschuf, 24 Wohnhäuser, 25 Nebengebäude und 3 Lusthäuschen baute, und mehrere Fabriken anlegte. Er war offenherzig mit Klugheit, nachdenkend und unternehmend, freundlich, mitleidig, religiös, ohne doch die erlaubten Lebensfreuden zu verachten, gastfrey ohne Verschwendung. Nicht leicht vergieng eine Woche, wo nicht Fremde aus der Nähe und Ferne einen frohen Tag bey ihm gehabt hätten. Ungeachtet dieser edlen Genüsse, und der großen Kosten, die ihm die Anlagen des Amalienberges verursachten, und ungeachtet der großen Kriegs-Lasten

und einige Jahre zuvor erlittene Plünderungen, hinterließ er noch ein Vermögen von 150,000 Rthlr. (270,000 Gulden.) Er endete seine rastlose und merkwürdige Laufbahn, am 4ten May 1803. in seinem 70sten Lebensjahre, nachdem er 6 Monate lang einen merklichen Nachlaß seiner körperlichen Kräfte empfunden hatte.

30.

Abukasem und sein Sklave.

Abukasem war der älteste Sohn eines sehr vornehmen und reichen Herrn zu Balsora, einer Stadt am persischen Meerbusen. In seiner frühesten Jugend wollte er gar nichts lernen, und pflegte zu sagen: „Warum soll ich etwas lernen, was meine Sklaven für mich verrichten können. Warum arbeiten, da ich reich genug bin, andere dafür zu bezahlen.“ — Sein Vater, der ein sehr vernünftiger Mann war, brachte es aber doch dahin, daß der Knabe, dem es nicht an einem natürlich guten Verstand fehlte, sich mehrere nützliche Kenntnisse sammelte. Musik und Gartenkunst gefielen ihm vorzüglich, und er betrieb sie mit vielem Eifer, so zwar, daß er es in der letztern Kunst auf einen hohen Grad von Vollkommenheit brachte, und ihr bis in das Jünglingsalter unermüdet oblag.

In dieser Zeit starb der Vater Abukasems; die unermeßlichen Schätze, welche der Jüngling erbte, erstickten plötzlich sein Vergnügen an der Gärtnerei, und verleiteten ihn zum Genusse rauschender und glänzender Vergnügungen. In kurzem gefiel ihm aber auch der Lärm nicht mehr, die gewohnten Vergnügungen eckelten ihn an, und die Quälerin vornehmer Müssiggänger — Langeweile — entkleidete sein jugendliches Leben von allen Reizen. Erwünscht war ihm in dieser peinlichen Lage ein mit Persien ausgebrochener Krieg, wodurch er Gelegenheit erhielt, den Feldzug mitzumachen.

Abukasem fand anfänglich an der rohen Lebensart der Krieger Gefallen, er erndtete im Kampfe manche blutige Lorbeeren, und erwarb sich in kurzer Zeit den Ruhm eines der tapfersten Krieger. Sein Glück dauerte aber nicht gar zu lange. Bei einem feindlichen Ueberfalle wurde sein Korps fast aufgerieben, und er entfloh mit Mühe nach Sues, wo er einen Bekannten fand, der ihm Geld zum nach Hause reisen vorstreckte. Da es aber nicht zu Lande geschehen konnte, so miethete er sich auf einem Schiffe ein, und segelte der Heimath zu. — Nahe schon dem Ziel seiner sehnlichen Wünsche ergriff ein gewaltiger Sturm das Schiff, trieb es in den Ozean, und zerschelte es endlich an einer felsigten Insel. Von der ganzen Mannschaft retteten sich nur Abukasem und sein Sklave Isan; eine ungeheure Welle hatte sie an's Ufer geschleudert.

Nachdem die beiden Schiffbrüchigen mehrere Stunden lang gelegen, und sich von ihrem Schrecken erholt hatten, machte sich Isan auf, um zu sehen,

ob er nichts erblicken könne, was ihre Lage zu mildern vermögend wäre. Er bemerkte einige Kisten, welche zwischen Felsenspitzen stacken, und eilte solche zu öffnen. Die erste enthielt blos kostbare Stoffe, die andere aber harten Zwieback und Reis, wovon man keinen Gebrauch machen konnte, da man kein Feuer hatte, solche weich zu kochen.

Isan suchte weiter nach, und fand glücklicher Weise ein Feuerzeug und einen kupfernen Kessel. Ein häufiger Regen, welchen sie in einer leeren Tonne auffiengen, versah die Geretteten mit süssem Wasser. Isan fieng seine Kocherei an, und Abukasem wärmte sich indeß beim Feuer. Als die Mahlzeit besorgt, und dann genossen war, kleideten sich die beyden Unglücksgefährten in zwei lange Röcke von Seidenstoff mit silbernen Blumen durchwirkt, hängten ihre nassen Kleider um das Feuer herum, und überliessen sich dann dem Schlafe.

Das Feuer ward indessen auf einer nahe gelegenen Insel bemerkt; der König derselben schickte sogleich ein großes Boot ab, um zu sehen, ob etwan Unglückliche auf dem Felsen Schiffbruch gelitten hätten. Man fand die beyden Schlafenden, und da man aus ihrer kostbaren Kleidung auf einen hohen Rang schloß, so wartete man ehrfurchtsvoll ihr Erwachen ab.

Abukasem gab sich für einen vornehmen Kriegsbedienten des Königs von Persien aus, Isan aber gestand, daß er der Sklave seines Herrn sey.

Man führte die beyden Schiffbrüchigen vor den König dieser Insel, welcher also zu ihnen sprach: „Fremdlinge! ihr werdet wohl bei uns, so lang euch der Himmel das Leben schenkt, verbleiben müssen,

da wir kein grosses Schiff besitzen, euch nach dem weitentfernten festen Lande zu überschiffen. Vor allem wißt, daß man bei uns keinen Unterschied der Stände kennt, als denjenigen, welchen Einsicht, Geschicklichkeit und Kenntnisse festsetzen. Sage daher Abukasem, was du für Geschicklichkeiten besitzest."

Ich bin ein wohlerfahrner Kriegsmann, versetzte Abukasem.

„Die Kriegskunst ist bei uns eine unnütze Kunst, denn wir brauchen keine Krieger, da die Klippen unserer Insel uns vor allen feindlichen Anfällen schützen.

Ich besitze auch die Kunst, das Wild zu jagen, und zudem ist ja Isan mein Sklave, und kann arbeiten, daß er mich ernähre.

„So besitzest du denn keine nützliche Kenntnisse, dich selbst zu ernähren? Ich bedaure dich, denn dein Sklave kann für dich nichts arbeiten, da es bei uns keinen Sklavenstand giebt. Du hast also keinen Sklaven mehr."

Ich habe in meiner Jugend die Gärtnerei gelernt, und weiß damit sehr wohl umzugehen.

„Nun, wenn das ist, so soll es dir bei uns recht gut gehen. Wir lieben die Gartenkunst sehr, und es fehlt uns an geschickten Gärtnern. Machst du deine erste Probe gut, so sollst du Aufseher über alle meine Gärten werden. — Sage nun du, Isan, was du für Kenntnisse und Geschicklichkeiten besitzest?

Gnädigster König! Ich kann in Holz arbeiten, baue Häuser und Schiffe, und kann auch das Eisen schmieden, und Stahl daraus machen. Aber erlaube, daß ich Abukasems Sklave bleibe, und für ihn arbeite, denn er ist der Arbeit nicht gewöhnt,

„Das kann nicht seyn. Deine Geschicklichkeit erhebt dich zu einem höhern Range. Du wirst einer der nützlichsten Bürger unserer Insel werden, und nur noch mehr Achtung genießen, da du so großmüthig gegen deinen Herrn handeln wolltest. — Geht jetzt beyde, und legt von euren Kenntnissen Proben ab, und ihr sollt nach Verdienst belohnt werden.

Die Proben fielen zur Zufriedenheit des Königs aus, Abukasem wurde Aufseher über die königl. Gärten, und Isan erster Baumeister des Reichs. So lebten sie drey Jahre lang; Isan theilte sein Glück mit seinem ehemaligen Herrn, der den wahren Werth des Lebens erst schätzen gelernt hatte, und beyden floß die Zeit auf das angenehmste dahin.

Als eines Tags Isan am Ufer des Meers den Schiffszimmerleuten Anweisung gab, wie sie ein grösseres Schiff erbauen sollten, erblickte er ein grosses Schiff, welches sich hinter den Klippen vor Anker gelegt hatte. Er meldete es dem König, welcher ein Boot dahin sandte, um sich nach dessen Bestimmung zu erkundigen. Als man erfuhr, daß es ein persisches Schiff sey, welches an Lebensmitteln Mangel litt, ließ ihm der König sogleich das Benöthigte unentgeldlich zuführen, und sich nach Abukasem erkundigen. Der Schiffskapitän meldete, daß ihm Abukasem wohl bekannt sey, und, wenn er nicht bald zurückkäme, seine ungeheuren Reichthümer seinen Verwandten ausgeliefert würden.

Der König bewilligte, daß Abukasem in seine Heimath zurückkehren dürfe, aber Isan, der indeß in die Zahl der Reichsräthe versetzt wurde, mußte auf der Insel bleiben.

Abukasem eilte mit Freuden, das Schiff zu besteigen. Er konnte nicht ohne Rührung ein Land verlassen, wo er vernünftiger und zufriedener geworden war, und erhielt beim Abschiede vom König und Isan ansehnliche Geschenke. Die guten Insulaner begleiteten ihn bis an den Port des Schiffes, und nahmen mit Thränen in Augen von ihm Abschied, indem sie ihn mit tausend Segenswünschen überhäuften.

Abukasem kam glücklich in seiner Vaterstadt an. Sein Vermögen wurde ihm ohne Verzug ausgeliefert, und er verlebte den Rest seiner Tage in Ruhe und Zufriedenheit. Das Unglück war sein Lehrmeister gewesen.

Wie kann der Jüngling die Wege voraussehen, auf welchen er nach dem Rathe der ewigen Vorsehung einst wandeln soll! Er lerne daher fleißig, und sammle sich nützliche Kenntnisse, so wird ihm kein Pfad zu steil, und keine Bahn zu rauh seyn. —

31.

Zufriedenheit.

Simon Flade, ein Schuhflicker in einem Dorfe Deutschlands, war 30 Jahre Soldat gewesen, hatte alle Feldzüge vom Jahre 1731 bis 1761 mitgemacht, und dabey unbeschreibliche Mühseligkeiten und Gefahren erduldet. Als er endlich im siebenjährigen Kriege, verwundet und zum fernern Dienste untüchtig geworden war, und seinen Abschied mit einer kleinen Pen-

sion erhalten hatte, ließ er sich in seinem alten Geburtsorte nieder. Weil er aber daselbst weder Anverwandte noch Freunde, die ihn hätten unterstützen können, mehr hatte, und seine Pension nicht einmal zu trockenem Brode und zur Hausmiethe hinreichte, seine Wunden hingegen ihm keine schwere Arbeit zuliessen, so legte er sich auf das Schuhflicken, und verdiente damit, wenn es gut gieng, den Tag einen Groschen, oft aber kaum einen Kreuzer. Er aß dabey gewöhnlich Mittags nur eine ungeschmälzte Suppe, die er selbst kochte, oder Kartoffeln, Rüben, und des Abends ein Stück Brod; nur an hohen Festtagen konnte er sich mit einem Stückchen Fleisch gütlich thun; reines Brunnenwasser war sein gewöhnliches Getränke, blos wenn er eine gute Einnahme hatte, trank er für einen Kreuzer Bier oder Brantwein; eine alte Montur war sein Sonntagskleid, und in der Woche trug er einen Leinwandkittel; ein Bett hatte er gar nicht, sondern er schlief auf einem Strohsacke, und wohnte in einer halb eingefallenen Hütte, wo er sich selbst die Stube dürftig genug gegen das Eindringen der rauhen Witterung durch Verstopfen der Löcher ausgebessert hatte.

Bei all' dieser Armseligkeit seiner Umstände, gab es denn doch im ganzen Dorfe, und vieleicht in der ganzen umliegenden Gegend keinen zufriedenern Menschen, als diesen guten Mann. Niemals sah man ihn mürrisch oder mißvergnügt; stets war er heiter und bei guter Laune, er mochte Brod im Hause haben oder nicht, er mochte Kartoffeln mit Salz oder Fleisch essen, er mochte arbeiten oder feyern. Ueber nichts konnte er herzlicher lachen, als wenn er andere Leute mit niederhängenden Köpfen oder fin-

stern Gesichtern einhergehen sah. „Sind das nicht Thoren!“ — rief er dann gemeiniglich aus: — „daß sie sich das bischen Leben selbst verkümmern; sie müssen keinen Gott und keine Vorsehung glauben, sie müssen gar nie eine Lilie in ihrer Farbenpracht, nie einen Sperling, den der Herr ernährt, betrachtet haben, und dem Worte unsers lieben Erlösers gar nichts zutrauen, sonst könnten sie nicht so heidnisch sorgen.“ So hatte Flade zehn Jahre in diesem Dorfe gelebt, ohne auch nur Eine unruhige Nacht oder Einen traurigen Tag zu haben, als ein neuer Pfarrer dahin gesetzt wurde. Dieser gieng nicht lange nach seiner Ankunft im Dorfe an Fladens Hütte vorbey, und hörte ihn das fromme Lied singen: „Befiehl du deine Wege u. s. w.“ — Durch diesen Gesang aufmerksam gemacht, trat der Pfarrer in die Hütte ein, und erstaunte sehr, als er einen schwachen Greis in diesem erbärmlichen Winkel mit Ausbesserung eines alten Schuhes beschäftiget traf, der aber sogleich aufstand, und mit der heitersten Miene, die völlig mit seinem Gesange übereinstimmte, ihm entgegen trat.

Der Pfarrer grüßte ihn, und redete ihn also an: „Gieng euch denn das wohl von Herzen, was ihr eben jetzt gesungen habt?“ — Flade. Warum denn nicht, Euer Hochwürden! — Ich habe andächtig gesungen. — Pfarrer. Aber mich dünkt doch, das Lied, das ich hörte, paßte nicht so recht auf Eure Umstände. (Dabey sah er sich in der Stube um.) — Fl. Ha! Ha! Nehmen Sie mir nicht für ungut, ich muß lachen. — Also halten sie mich für unglücklich? Freylich habe ich heute nur eine ungeschmalzte Suppe gegessen, — und da steht mein Wasserkrug — und hier mein

Bette — aber ich bin nichts weniger als unglücklich tauschte vielleicht nicht mit hunderten, die heute Braten essen und Wein trinken, und auf Pflaumfedern schlafen. — Pf. Und wie ist das möglich? — Fl. Ich will ihnen einmal meine Reichthümer sagen, und dann mögen Sie urtheilen. Ich glaube eine Vorsehung, habe einen gnädigen Gott, einen Versöhner und Seligmacher Christus Jesus, ein gutes Gewissen und ein zufriedenes Herz; ich bin gesund, und durfte noch selten hungrig zu Bette gehen. Ja ich habe auch Gelegenheit genug, mir Vergnügen zu machen, wenn ich hinausgehe in Gottes Schöpfung, und seine schönen Werke sehe, und bewundere. Mir scheint die Sonne, mir grünt der Wald, mir blühen die Bäume, mir singen die Vögel so gut als dem Reichsten; und wenn ich das Alles geniesse, muß ich oft ausrufen: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll von deiner Güte! — Pf. Alles gut, alles schön! Aber Kummer und Sorgen und vieles Elend in der Welt drücken doch den menschlichen Geist nieder, und rauben uns Heiterkeit, Frohsinn und Zufriedenheit. — Fl. Zuweilen, ja! aber nur selten und niemals lange, wenn man es recht angreift, Gott vertrauet, seine irdischen Wünsche einschränkt, und an die Ewigkeit glaubt. — Herr, ich bin dreyßig Jahr Soldat gewesen, und in dieser ganzen Zeit habe ich nur zwey traurige Tage gehabt, und nur zweymal geweint: Einmal, da mein bester Freund bei Kesselsdorf an meiner Seite erschossen wurde, und das anderemal, da ich vor zehn Jahren, ohne todt zu seyn, auf dem Schlachtfelde liegen blieb. Alles andere Ungemach

habe ich ruhig und standhaft ertragen, ohne mich zu grämen; und sollte ich nun traurig seyn, da mein Ende herannahet, da ich gewiß bald am Ziele bin? Nein, ich will so zufrieden sterben, wie ich gelebt habe. — Pf. (sich eine Thräne vom Auge wischend, ihm die Hand reichend und sie treuherzig schüttelnd) Mann, wenn euch das Alles von Herzen geht, wie ich nicht zweifle, so seyd ihr allerdings der glücklichste Mensch in meiner ganzen Gemeinde, und ich will von Euch lernen! — Von dieser Zeit an besuchte der Pfarrer Fladen oft, ließ ihn auch oft zu sich kommen, und an seinem Tische essen, da sie sich aufs nützlichste unterredeten. Dies dauerte aber nicht mehr lange. — Nach einigen Wochen kam der Pfarrer auch einmal des Morgens zu ihm, da er ihn nur einen Tag zuvor gesprochen hatte, und fand die Thüre verschlossen. Nach langem, vergeblichem Rufen und Pochen rief er einige Leute, und ließ aufbrechen. Da lag Flade auf seinem Strohlager — todt. Seine Hände waren gefaltet, und auf seinem Gesichte war immer noch die heitere Miene, die er stets in seinem Leben gehabt hatte. — Der Pfarrer ließ ihn auf seine Kosten anständig begraben, und hielt ihm eine schöne Leichenpredigt, worin er von dem Glücke eines festen Vertrauens auf Gott im Leben und im Tode redete, welche seine ganze Gemeinde erbaute, und sehr viel Gutes stiftete. —

Möchte doch die Erzählung dieser kleinen, wahren Geschichte eine gesegnete Wirkung haben, und recht viele Leser in der Ueberzeugung stärken, daß der Glaube an die Alles wohlmachende Vaterliebe Gottes und das Bewußtseyn recht

gehandelt zu haben, uns unter allen Umständen unsers Lebens Frohsinn und Zufriedenheit bereiten!

32.

Der Glückliche.

Auf dem Throne von Persien saß einst König Cyrus, den seine Schmeichler den Großen nannten, weil er viele Länder erobert, ihre Bewohner geplündert und Millionen Menschen unglücklich gemacht hatte, und dann von der Beute eine Menge Müßiggänger ernährte, die es sich vor allem angelegen seyn ließen, den großmüthigen König mit vollen Backen lobzupreisen. Man prieß den mächtigen Eroberer glücklich, und wie seine Hofdichter behaupteten, gab es gar keinen glücklichern Menschen auf dem weiten Erdenrunde, als ihn. Der Geschmeichelte glaubte es selbst! und es ergriff ihn allemal ein gewaltiger Neid, wenn er hörte, daß einer seiner Unterthanen sich eben so glücklich zu seyn dünkte, als er der große König der Könige.

Der Wahn eben so glücklich seyn zu wollen als der König, kam aber Jedermann theuer zu stehen, denn so wie der König davon Kunde bekam, so verfolgte er ihn mit seinem Hasse, und verbitterte sein Leben auf die grausamste, sinnreichste Art.

Die Zahl dieser Opfer der Mißgunst sollte auch Moradin vermehren, der sich einst in Gesellschaft seiner Freunde rühmte, er halte sich für den glücklich-

sten unter allen Menschenkindern. Einer seiner Tafelgenossen, obgleich er von Moradin viele Wohlthaten genossen: säumte doch nicht die Aeußerung seines Freundes, dem glücksüchtigen Könige zu hinterbringen, in der Hoffnung, dafür eine große Belohnung zu erhalten.

Der Morgen des nächsten Tages dämmerte kaum, als eine Menge Garden des Königs vor Moradins Hause erschienen, und ihn vor den Thron des Mächtigen brachten; der König sah den herbeygeführten mit finstern Blicken an, und sprach zornvoll: „Wie? du Unbesonnener! du hast es gewagt, dich glücklicher als dein König zu dünken! gehe Wurm und erfahre, daß ich im Stande bin, dich eines bessern zu belehren.“

Moradin verließ den Pallast mit aller Seelenruhe, die ihm, wie er fest überzeugt war, keine Gewalt auf Erden rauben konnte, und eilte nach Hause, fand es aber bereits zerstört und in eine Ruine verwandelt.

Alle seine Güter und Schätze waren ihm genommen, und seinem Ankläger Orosmann zu Theil geworden. Ihm blieb nichts übrig als der Bettelstab, und das schöne Bewußtseyn der Unschuld. Seine Freunde unterstützten indeß den Beraubten in Geheim, und Moradin verlebte acht Tage so ruhig und vergnügt als in den Zeiten des Ueberflusses.

Der König hatte den Zufriedenen beobachten lassen, ihn ärgerte die Ruhe des Weisen, und auf einen Wink schleppten ihn abermal die Trabanten seiner Macht vor den königlichen Thron. Mit Hohn im Blick und Worten sprach nun der Herrscher zu ihm:

„Wie nun du Glücklicher, haben Schmach und Elend etwa noch zu deinem größeren Glücke beygetragen?“

Und Moradin beugte sein Haupt vor dem Gewaltigen, und sagte mit sanfter Stimme: „Du irrst, o König! wenn du glaubst, das Glück beruhe bloß auf dem Besitz irrdischer Güter. Es ist wahr, du hast mir die Bequemlichkeiten des Lebens entzogen, und mir nach deiner Meinung ein großes Unglück bereitet, aber dem ist nicht so, denn im Unglücke habe ich ein neues Glück kennen lernen, die Liebe meiner Freunde, die mich noch eben so schätzen und ehren, als in den Zeiten, wo Ueberfluß und Freude in meiner Nähe herrschten.“

Der König ergrimmte ob dem Trotz des Glücklichen, er befahl ihn in einen Kerker zu werfen, und gesellte zu ihm den Verräther Orosmann, um ihn durch dessen Gegenwart noch mehr zu kränken. Moradin sollte eine tiefe Seelenquaal erleiden, und endlich bekennen, daß er nicht glücklich sey. Aber der König schloß falsch; der tugendhafte Moradin erlag den beabsichtigten Leiden nicht. Der Anblick Orosmanns machte keinen widrigen Eindruck auf ihn, im Gegentheil stimmte er ihn zum Mitleiden gegen den Gefährten, der nur so kurze Zeit die königliche Gunst genossen. Er behandelte den gefallenen Günstling mit aller Güte, und munterte ihn auf, die Ungnade des Königs für eine Verirrung des menschlichen Herzens anzusehen, und die Ruhe des Geistes darüber nicht zu verlieren.

Der falsche Freund erlag so vieler Güte, er bat den Beleidigten ihn für seine Verrätherey zu tödten, erhielt aber nicht nur dessen Verzeihung, sondern auch

Trost und Aufmunterung in seiner für ihn so schmerzlichen Lage. Dankbar erkannte Drosmann das Benehmen des edlen Moradin, und segnete sein Unglück, das ihn zu einem bessern Menschen bildete.

Die beiden Gefangenen erlebten in ihrem Kerker glückliche Tage, stärkten ihr Vertrauen zu Gott, und sahen der Zukunft vertrauungsvoll entgegen. So floß ein Monat dahin, als der große Cyrus des gefangenen Moradin gedachte, und ihn vor seinem Throne erscheinen hieß.

Der Geforderte erschien mit ungekünstelter Fassung, und erwartete den Ausspruch des Königs. „Ich zweifle nicht, sagte dieser spottend, daß du nun im Kerker das wahre Glück erkennen gelernt hast, und fordre dich auf, mir darüber ein aufrichtiges Bekenntniß zu leisten."

„Mit jedem Tage, o König!" versetzte Moradin, „muß ich dir eine neue Wohlthat danken, denn du hast mir das hohe Glück bereitet, einen verdammungswerthen Feind, in einen biedern, erkenntlichen Freund verwandelt zu haben. Ich habe Drosmann den hohen Zweck unseres Lebens kennen gelernt, und ihm den Weg in das ewige Leben, durch die Würdigung und Festhaltung der Tugend gezeigt. Der schönste selige Lohn harret mein dafür."

O! der soll dir werden, rief der König, Garden! führt diesen Glücklichen zum Tode, sein Haupt falle unter dem Schwerdte des Henkers. Wir wollen sehen, ob er sich in dem letzten Augenblicke seines Lebens nicht eines bessern besinnen wird.

Des Königs Befehl wurde augenblicklich vollzogen. Moradin wurde von den Garden in Beglei-

tung einer Menge Volks zum Richtplatze geführt, und beugte unerschrocken sein Haupt dem Beile des Henkers entgegen. Er hoffte vertrauungsvoll auf ein ewiges himmlisches Leben, und seine Seele erhob sich zu Gott dem Schöpfer aller Kreaturen, dem Herrn des Himmels und der Erde. Da rief ihm der König zu: erhebe dein Haupt und sprich die Wahrheit, fühlst du dich jetzt noch als den Glücklichsten der Sterblichen?

Und warum nicht, versetzte Moradin, denn ich gehe rein und schuldlos in ein besseres Leben, du aber o König wirst von Gewissensbissen gemartert, fühlst Angst und Begierde, und ich möchte dich wohl selbst in dem letzten Augenblicke meines Lebens fragen, ob du denn dich auch wirklich glücklich fühlst, und ob es kein Wahn sey, der dich bisher durch deine Schmeichler beherrscht hat?

Der König schwieg eine lange Weile ohne Moradin eine Antwort zu geben, er betrachtete ihn mit festem Blicke, indeß Schaam nnd Reue auf seinem Angesichte wechselten. Endlich trat er rasch dem Platze näher, wo Moradin sein Leben verbluten sollte, und sagte mit weicher Stimme: „Steig herab von der Bühne des Todes, du tugendhaftester und glücklichster der Menschen, werde mein Freund nud mein Rathgeber, und lehre mich die Kunst, wahrhaft glücklich zu seyn.“ Er umarmte Moradin, und führte ihn wie im Triumphe nach seinem Pallaste; und von nun an segneten die Völker die Regierung ihres wahrhaft glücklichen und großen Königs, da der tugendhafte Moradin des Königs Lehrer ward, und ihn auf der Bahn des Guten und Rechten leitete.

33.

Hochachtung und Dankbarkeit.

Als zu Anfang dieses Jahrhunderts die französischen Kriegsvölker nach Deutschland kamen, ward unter andern auch der Bayerische Marktflecken Alberswied sehr unfreundlich von ihnen heimgesucht. Auch in die Wohnung des Schullehrers Gruber war das Militär mit Uebermacht eingedrungen. Schon hatte dieser Ursache für sein kleines Eigenthum zu zittern, als ein Krieger herbeygeeilt kam, in welchem der geängstete Schullehrer einen neuen Feind zu erblicken fürchtete, der aber wider Erwarten sein Freund und Schutzgeist werden sollte. Er trieb mit drohenden Worten den Haufen auseinander, und jeder achtete in ihm die Stimme eines Befehlhabers. Gruber sah diesem Auftritte mit Bewunderung zu, und wußte nicht, wie ihm geschah. Aber noch mehr erstaunte er, als ihm sein Retter, sobald er mit ihm allein war, um den Hals fiel, und ihn ungestümm an seine Brust drückte. Stumm und verwirrt sah ihm Gruber in das Gesicht, und konnte sich nicht besinnen, wer es wohl seyn möchte. — „Mein Gott! — rief der narbige Kriegsmann, — „kennen Sie Ihren armen Jakob nicht mehr?“ — Nun war das Räthsel gelöst, und Gruber erwiederte mit Innigkeit die Umarmung. Die Geschichte verhielt sich nämlich so: In den ersten Jahren von Grubers Lehramte kam einst eine arme Frau vor seine Thüre, und bettelte. Sie trug ein Kind auf dem Rücken, und zwey Knaben führte sie an den Händen. Der eine davon, ein Junge von

sieben Jahren, fiel dem Schullehrer durch seine blühende Gesichtsfarbe, sein schön gekräuseltes blondes Haar, und sein offenes, gescheutes Aussehen besonders auf. —

Schon lange hatte er sich einen talentvollen Knaben gewünscht, den er, fern vom älterlichen Einflusse, ganz nach den Grundsätzen einer von ihm selbst erfundenen Lehrmethode möchte unterrichten können, aber in seinem Dorfe keinen gefunden. Er fragte scherzhaft die Frau: ob sie ihm den Krauskopf nicht abtreten wolle, und erhielt die Antwort, es sollte ihr lieb seyn, wenn sie einen Brodesser weniger in der Kost hätte. Gruber machte nun Ernst, hielt es für verdienstlich, den Kleinen einer gefühllosen Mutter zu entreissen, und da das Bettelweib nicht weit von dem Orte zu Hause war, auch versprach, öfters Kundschaft über ihren Jakob einzuziehen, so kostete es nicht viele Mühe, auch den Knaben zur Einwilligung zu bereden. Gruber behielt ihn sogleich bey sich. Jakob saß seinem Pflegevater stets zur Seite, horchte achtsam auf das warme, seelenvolle Wort des Unterrichts, und erwarb sich in kurzer Zeit mancherley Kenntnisse. Auf allen Spaziergängen war er des Schullehrers beständiger Begleiter, und wurde von ihm auf manche Merkwürdigkeiten der Natur und des menschlichen Kunstfleißes aufmerksam gemacht: die man sonst zu übersehen pflegt. Im Schreiben und Lesen machte er die schleunigsten Fortschritte, und da er sich zum Rechnen so gut anließ, daß er die gewöhnlichen Rechnungsarten schnell begriff, so gieng sein Lehrer mit ihm nach und nach zu den mathematischen Kenntnissen über.

Jakob hatte vor allen andern Schülern den Vortheil, daß er nicht nur die allgemeinen Lehrstun-

den mit ihnen theilte, sondern auch ausser der Schulzeit im Umgange mit seinem Lehrer die nützlichsten Uebungen anstellen konnte. Kein Wunder, daß er bey vorzüglichen Fähigkeiten allen andern Schülern den Vorsprung abgewann, so daß der arme Bettelknabe bald ein Gegenstand der Nacheiferung und des Neides für viele Schüler reicher Aeltern wurde.

Jakob stand im vierzehnten Jahre seines Lebens; und war unschlüssig, welches Fach er ergreifen sollte, als eine benachbarte Herrschaft einen Bedienten suchte, wozu der Pfarrer von Alberswied unsern Jakob empfahl. Um seiner schönen Geistes- und Leibesbildung willen wurde er mit Freuden angenommen. Späterhin machte seine Herrschaft eine Reise auf ihre Güter am linken Rheinufer. Durch ein Zusammentreffen verwickelter Umstände, ward Jakob wie im Sturmwinde vom französischen Kriegsheere wider seinen Willen in Reihe und Glied mit fortgerissen. Seiner Tapferkeit und seltenen Geschicklichkeit verdankte er die baldige Beförderung zum Officier, und als solcher trat er zum Beschützer seines ehemaligen Wohlthäters auf.

Der Schullehrer Gruber begnügte sich aber nicht bloß mit seiner eigenen Rettung, sondern verwendete sich auch bey dem Biedermanne für den kräftigen Schutz der übrigen Einwohner des Dorfes. Mit Vergnügen bot dieser alles auf, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Mit vielen jungen Leuten des Dorfes, die ehedem mit ihm in die Schule gegangen waren, erneuerte er seine alte größtentheils innige Bekanntschaft; er besuchte sie alle in Gesellschaft des gemeinschaftlichen Lehrers, und ward überall mit großer Ehrerbietung und Dankbarkeit aufgenommen. Drey Ta-

ge rastete er in dem Hause seines Lehrers, dann folgte er dem Rufe der Trommel wieder vorwärts. Die Segenswünsche des ganzen Dorfes begleiteten ihn, und der Schullehrer riß sich mit der Bitte aus seiner langen und stummen Umarmung, daß er allenthalben der Schutzgeist der Bedrängten und Wehrlosen seyn möchte.

34.

Der Commandant und die Jäger in Hersfeld.

Im letzten preußischen Krieg, als die französische Armee und ein grosser Theil der bundsgenossischen Truppen in Polen und Preussen stand, befand sich ein Theil des badischen Jäger-Regiments in Hessen und in der Stadt Hersfeld auf ihren Posten. Denn dieses Land hatte der Kaiser im Anfang des Feldzugs eingenommen, und mit Mannschaft besetzt. Da gab es nun von Seiten der Einwohner, denen das Alte besser gefiel, als das Neue, mancherley Unordnungen, und es wurden besonders in dem Orte Hersfeld mehrere Widersetzlichkeiten ausgeübt, und unter andern ein französischer Offizier getödtet. Das konnte der französische Kaiser nicht geschehen lassen, während er mit einem zahlreichen Feind im Angesicht kämpfte, daß auch hinter ihm Feindseligkeiten ausbrachen, und ein kleiner Funke sich zu einer grossen Feuersbrunst entzündete. Die armen Einwohner von Hersfeld bekamen

daher bald Ursache, ihre unüberlegte Kühnheit zu bereuen. Denn der französische Kaiser befahl, die Stadt Hersfeld zu plündern, und alsdann an vier Orten anzuzünden, und in Asche zu legen.

Dieses Hersfeld ist ein Ort, der viele Fabriken, und daher auch viele reiche und wohlhabende Einwohner und schöne Gebäude hat; und ein Menschenherz kann wohl empfinden, wie es den armen Leuten, den Vätern und Müttern zu Muthe war, als sie die Schreckenspost vernahmen; und der arme Mann, dem sein Hab und Gut auf einmal auf dem Arm konnte weggetragen werden, war jetzt so übel daran, als der Reiche, dem man es auf vielen Wägen nicht wegführen konnte, und in der Asche sind die grossen Häuser auf dem Platz und die kleinen in den Winkeln auch so gleich, als die reichen und armen Leute auf dem Kirchhof. — Nun zum Schlimmsten kam es nicht. Auf Fürbitte der französischen Commandanten in Cassel und Hersfeld wurde die Strafe so gemildert: es sollten zwar nur vier Häuser abgebrannt werden, und dieß war glimpflich; aber bei der Plünderung sollte es bleiben, und das war noch hart genug. Die unglücklichen Einwohner waren auch, als sie diesen letzten Bescheid hörten, so erschrocken, so alles Muths und aller Besinnung beraubt, daß sie der menschenfreundliche Commandant selber ermahnen mußte, statt des vergeblichen Klagens und Bittens, die kurze Frist zu benutzen, und ihr Bestes noch geschwind auf die Seite zu schaffen.

Die fürchterliche Stunde schlug, die Trommel wirbelte in's Klaggeschrey der Unglücklichen. Durch das Getümmel der Flüchtenden und Verzweifel-

ten eilten die Soldaten auf ihren Sammelplatz. Da trat der brave Commandant von Hersfeld vor die Reihen seiner Jäger, stellte ihnen zuerst das traurige Schicksal der Einwohner lebhaft vor die Augen, und sagte hierauf: „Soldaten! die Erlaubniß zu plündern, fängt jetzt an. Wer dazu Lust hat, der trete heraus aus dem Glied.“ Kein Mann trat heraus. Nicht einer! Der Aufruf wurde wiederholt. Kein Fuß bewegte sich, und wollte der Commandant geplündert haben, so hätte er selbst mitgehen müssen. Aber es war niemand lieber als ihm, daß die Sache so gut ablief, das ist leicht zu bemerken. Als die Bürger das erfuhren, war es ihnen zu Muthe, wie einem, der aus einem schweren Traume erwacht. Ihre Freude ist nicht zu beschreiben. Sie schickten sogleich eine Gesandtschaft an den Commandanten, liessen ihm für seine Großmuth danken, und boten ihm aus Dankbarkeit ein großes Geschenk an. Wer weiß was mancher gethan hätte! Aber der Commandant schlug dasselbe ab, und sagte: er lasse sich keine gute That mit Geld bezahlen. Dies geschah zu Hersfeld im Jahr 1807., und das Städtchen steht noch.

35.

Die von Vaterlandsliebe beseelten Bürger.

Der englische König, Eduard der Dritte, belagerte Kalee (Calais) nach der Schlacht bei Kressi

1346. Er hatte sein Lager so unüberwindlich befestigt, daß alle Bemühungen von französischer Seite, ihn zur Aufhebung der Belagerung zu nöthigen, oder Hülfstruppen in die Stadt zu werfen, vergebens waren. Gleichwohl vertheidigten sich die Einwohner unter der Anführung des Grafen von Wien (Viene) ihres tapfern Stadthalters aufs standhafteste. Tag und Nacht machten die Engländer Lücken in die Wälle, und hofften, sie den nächsten Morgen mit stürmender Hand zu erobern; aber des Morgens fanden sie Mauern und Wälle von den Ruinen in der Nacht wieder hergestellt.

Eduard lag schon den zweyten Sommer vor der Stadt, und Europa war auf den Ausgang begierig. Die Engländer griffen ohne Unterlaß an; wurden aber immer wieder mit Verlust zurückgetrieben. Endlich that der Hunger mehr für Eduard, als die Waffen. Nachdem die Bürger ihr verhungertes Vieh aufgezehrt, suchten sie Würmer und Ungeziefer unter dem Schutte hervor; assen gekochtes Leder, und Unkraut, und ein Bissen verschimmeltes Brod würde für eine Leckerey gehalten worden seyn.

In der Verzweiflung machten sie endlich einen kühnen Ausfall in das feindliche Lager. Die Engländer schlugen sich mit ihnen tapfer herum, und nach einem langen blutigen Gefechte wurde der Graf von Wien gefangen genommen; und die von dem Blutbade übrig gebliebenen Bürger begaben sich zurück in die Stadt.

Nach der Gefangenschaft des Gouverneurs übergab man das Kommando dem Eustasius Saint Pier, einem Manne von geringer Herkunft, aber erhabener Tugend. Dieser sah sich zur Uebergabe der Stadt mit

allen Einwohnern und Gütern genöthigt, doch unter der Bedingung eines freien Abzuges.

Eduard, der schon längst gehofft, den Thron von Frankreich zu besteigen, war zu erbittert, da bloß die Tapferkeit dieser Leute seine Erwartung vernichtet hatte, als daß er diese Bedingung hätte eingehen sollen. Er beschloß vielmehr eine exemplarische Strafe zu nehmen, ob er gleich den Vorwurf der Grausamkeit vermeiden wollte. Er antwortete also durch Sir Walther Mauny: ob sie gleich als die hartnäckigsten Verräther gegen ihren wahren eigenthümlichen Herrn die Todesstrafe verdienten, so wolle er Gnade für Recht ergehen lassen, und das ganze Volk verschonen: aber unter der Bedingung, daß man ihm sechs der vornehmsten Bürger zur schuldigen Büßung des Aufruhrs überlieferte.

Alle noch übrigen Einwohner der verwüsteten Stadt standen auf dem Markte, und erwarteten mit klopfenden Herzen das Urtheil ihres Eroberers. Auf Sir Walthers Antrag verbreitete sich Schrecken und Angst auf ihren bleichen Gesichtern. Denn wer sollte sich von ihrem Verdammungs-Urtheile ausschließen? Wen hatten sie auszuliefern, als Väter, Brüder, Verwandte, tapfre Freunde und Nachbarn, die so oft ihr Leben für alle und jeden insbesondere zur Vertheidigung gewagt? Ein tiefes Seufzen und Aechzen folgte auf ein langes und todtes Stillschweigen, bis endlich Eustasius Saint Pier eine Anhöhe bestieg, und die Versammlung so anredete:

Meine Freunde! Wir sind nun aufs Aeußerste gebracht. Entweder müssen wir uns den Bedingungen unsers tyrannischen und verschmitzten Eroberers unter-

werfen; oder unsre Weiber und Kinder dem Blutdurst wüthender Soldaten aufopfern. Wir sehen zu gut, was Eduard durch seine scheinbare Gnade zur Absicht hat. Es ist ihm nicht genug uns elend zu machen, er will uns auch strafbar und verächtlich machen, und uns unser Leben unter keiner andern Bedingung überlassen, als auf unser eigen Geständniß, daß wir dessen unwürdig sind.

Sehet um mich her, meine Freunde! und wählet die, die ihr als Schlachtopfer für eure Sicherheit zu übergeben wünscht. Welche von diesen wollet ihr wohl zur Folter, zum Beile, oder zum Strange bestimmt wissen? Ist irgend einer unter uns, der nicht für euch gewacht, gekämpft, geblutet hat? der nicht diese schreckliche langwierige Belagerung hier durch tausendmahl fürchterlichere Trübsal und Angst als der Tod selbst ist, ausgestanden hat, damit ihr und die Eurigen noch Tage der Ruhe erleben, und die Früchte des Friedens genießen möchtet?

Wollet ihr also wohl eure Erhalter dem Verderben übergeben? — Nein, das wollt, das könnt ihr gewiß nicht thun. Gerechtigkeit, Ehre, Menschenliebe machen eine solche Verrätherey unmöglich.

Was bleibt uns übrig? Wodurch können wir Schuld und Schande auf der einen Seite, oder Verwüstung und Greuel einer geplünderten Stadt auf der andern verhindern? — Ein Mittel ist uns übrig; ein gnadenreiches, vortreffliches, göttlich grosses Hilfsmittel. Ist einer hier, dem die Tugend theurer ist, als das Leben, der biethe sich zum Opfer für die Erhaltung seiner Mitbürger an? Es wird ihm nicht an einem gesegneten Beifall derjenigen Macht fehlen,

welche ihren eigenen Sohn zur Erlösung des menschlichen Geschlechts hingegeben hat.

So sprach er, — und es erfolgte ein allgemeines Stillschweigen. Jedes sah sich nach dem Beispiele der Tugend und Großmuth um, von dem sie wünschten, daß es ihnen gegeben würde, aber es selbst zu geben nicht Entschlossenheit genug hatten.

Endlich fieng Saint Pier wieder an: Es wäre niederträchtig von mir, daß ich von andern ein Opfer fodern sollte, das ich selbst nicht darzubringen bereit wäre. Ich hielt es aber für unedel, jemand den Vorzug und die Ehre zu rauben, welche die erste freiwillige Anerbiethung bei einem so ausserordentlichen Vorfall nothwendig begleiten müssen. Denn ich zweifle nicht, daß hier eben so viele bereitwillig, ja noch eifriger nach dieser Martyrerkrone streben werden, als ich es seyn kann. Vielleicht hält sie aber bloß Bescheidenheit und Furcht zurück, für prahlhaft und stolz gehalten zu werden, wenn sie andern in Aeußerung ihrer Verdienste vorgreifen wollten.

In der That gibt mir der Rang, wozu die Gefangennehmung des unglücklichen Grafen von Wien mich erhoben hat, ein Recht, der Erste zu seyn, der sein Leben für euch darbiethet; dieß thue ich denn mit Freuden — wer folgt mir? —

Ihr Sohn, rief ein junger Mensch in der ersten Blüthe der Jahre.

Ach mein Kind! rief Saint Pier; ich soll also zweymal geopfert werden? — Aber nein; ich zeuge dich vielmehr zum zweytenmahle — deiner Jahre sind wenige, aber sie sind voll, mein Sohn! — Das Schlachtopfer der Tugend hat den äußersten Endzweck

und das höchste Ziel erreicht. — Wer kommt nun, meine Freunde? Dieß ist die Heldenstunde.

Ihr Vetter! rief Johann de Aer; — Ihr Blutsfreund rief Jakob Wissant! — Ihr Verwandter! rief Peter Wissant!

Ach! rief Sir Walther aus, und Thränen strömten aus seinen Augen, ach, daß ich nicht ein Bürger von Kalee bin! —

Das sechste Schlachtopfer fehlte noch; und man mußte es durchs Loos aus der Menge wählen, die sich zu der Ehre drängten, ein so edles Beispiel zu geben.

Die Schlüssel der Stadt wurden sodann Sir Walther überreicht. Er nahm die sechs Gefangenen in Verwahrung, ließ die Thore öffnen, und trug seinen Begleiter auf, die übrigen Bürger nebst ihren Familien durch das Lager der Engländer zu führen.

Eh dieß geschah, baten sie um Erlaubniß von ihren Befreiern Abschied zu nehmen. Welch eine Trennung! Was für ein Auftritt! Sie drängten sich mit ihren Weibern und Kinder um Saint Pier und seine Mitgefangenen, umarmten sie, schlangen sich fest um sie, warfen sich vor ihnen zur Erde, ächzten, weinten laut, und das vereinte Geschrey ihres Schmerzens und ihrer Liebe drang durch die Thore der Stadt und wurde durch das ganze Lager gehört.

Nun erfuhren die Engländer was in Kalee vorgieng. Die Stimme des Wehklagens schmelzte ihre Herzen zum Mitleid. Jeder Soldat bereitete einen Theil von seiner eigenen Kost, die verhungerten Einwohner zu willkommen, und belastete sie mit so vielen Lebensmitteln, als sie unter ihrer Schwachheit tragen konnten, damit sie unterwegs nicht darbten. Endlich er-

schienen Saint Pier und seine Mitopfer unter Sir Walthers Anführung und einer Wache.

Alle Gezelte der Engländer waren augenblicklich leer. Der Soldat lief von allen Seiten herzu, und stellte sich in Reihen, diese kleine Schaar von Helden und Patrioten, so, wie sie vorbeigiengen, zu sehen, zu betrachten, zu bewundern. Sie bückten sich auf beiden Seiten vor ihnen, murmelten ihnen Beifall wegen einer solchen Tugend zu, die sie auch an Feinden verehren mußten, und sahen die Stricke, die sie sich freiwillig um die Hälse gelegt hatten, für ein Zeichen einer höhern Würde, als alle Ordensbänder an. —

Sobald sie der König erblickte, fragte er: Walther, sind dieß die vornehmsten Einwohner in Kalee?

Sie sind's, gnädigster Herr! versetzte dieser; und nicht nur die Vornehmsten in Kalee, sondern in ganz Frankreich, wenn Tugend anders wahrer Adel ist.

Wurden sie friedlich ausgeliefert? War keine Widersetzlichkeit, keine Empörung unter dem Volke? Keine, gnädigster Herr! Das ganze Volk wäre eher umgekommen, als daß es den geringsten unter ihnen ausgeliefert hätte. Diese haben sich freiwillig übergeben, und kommen her, ihre Häupter als das kostbarste Lösegeld für viele Tausende zu bezahlen."

Der König war heimlich erbittert über das Lob, das Walther diesen edelsinnigen Bürgern beilegte. Doch verbiß er seinen Zorn, und sagte: „Die Erfahrung hat von jeher gelehrt, daß Gelindigkeit zu nichts dient, als das Volk zu neuen Verbrechen einzuladen. Strenge ist öfters nothwendig, um Gehorsam zu erhalten; und ohne Strafen und schreckende Beispiele würde man das Gesetz spotten."

Darauf befahl er, die sechs Gefangenen zum Tode zu führen, und sagte zu Eustach Saint Pier: „Eure Widerspänstigkeit gegen mich, den rechtmäßigen Erben der französischen Königskrone, wird durch eure jetzige Vermessenheit gar sehr vergrössert.“ —

„Wir verlangen nichts von Euer Majestät, antwortete Eustach, als das, was sie uns nicht versagen können.“

Und was?

„Ihre Hochachtung, gnädigster Herr!“ – Mit diesen Worten giengen sie fort, und waren zum Sterben bereit.

Doch in diesem Augenblick kam die Königin von England in dem Lager an. Walther Mauny eilte ihr entgegen, bewillkommte sie, und erzählte ihr sogleich die Geschichte von den sechs Schlachtopfern. Sie eilte sofort zum König; und bewirkte durch ihre Fürbitte, daß die sechs Gefangenen Pardon erhielten, und wieder frei gelassen wurden.

Der König von Frankreich rühmte und belohnte nicht nur die sechs, sondern auch alle andere Bürger dieser treuen Stadt für ihre Tapferkeit, Liebe und Treue für das Vaterland.

36.

Das Ehrenwort.

Heinrich Kampion, ein angesehener Kaufmann in Marseille beschloß seine dritte Seereise zu unternehmen, da ihm das Glück in den beyden vorhergehen-

den gelächelt hatte. Er nahm von Weib und Kindern Abschied, und schiffte sich ein. Der Himmel war heiter, und alles um ihn her ließ die glücklichste Fahrt erwarten; aber mitten in den schönsten Hoffnungen stieß ein Seeräuber auf das Schiff, und nahm es gefangen. Kampion wurde als Sklave zu Algier *) an Said, einem der vornehmsten Staatsbedienten, verkauft.

Said entdeckte in Kampions edlem Betragen sehr bald den gebildeten Mann, lernte ihn täglich höher schätzen, und erleichterte ihm sein trauriges Schicksal auf alle ihm mögliche Weise. Waren sie allein, so behandelte ihn Said zärtlicher als den Freund seines Herzens, er fragte ihn in allem um Rath, und hielt jede Stunde für verlohren, die er nicht mit ihm theilen konnte.

Kampion ehrte das Herz seines Wohlthäters, konnte aber dennoch den Schmerz über seine Lage nicht verbergen, und gestand endlich dem edlen Said, daß er sich nach seiner Heimath sehne. „Nur noch einmal, seufzte er, möchte ich die Meinigen sehen, um sie zu segnen und als ein Sterbender von ihnen Abschied nehmen zu können. Gern wollte ich dann mein trauriges Schicksal vergessen, gern —“

*) Die Hauptstadt des Räuberstaates gleichen Namens auf der Nordküste von Afrika am mittelländischen Meere. Sie wird von einem muhamedanischen Fürsten beherrscht, der den Titel: Dey führt, und dem Scheine nach, die Oberherrschaft des türkischen Kaisers anerkennt.

Said ließ ihn nicht ausreden, er drückte ihn an sein Herz, und erlaubte ihm auf sechs Monden lang, mit dem ersten Schiffe nach Marseille zurückzukehren. Kampion gab sein Ehrenwort und versprach in seinen Dienst wieder zu kommen. Der edle Said, überhäufte ihn mit Juwelen und den kostbarsten Geschenken für sein Weib und seine Kinder, und weinte beim Abschiede Thränen der innigsten Rührung an der Brust seines Freundes.

Kampions Reise war glücklich, er machte die Fahrt in ungewöhnlich schneller Zeit, und überraschte Gattin und Kinder, mit seiner Gegenwart auf die entzückendste Weise von der Welt. Kaum waren die ersten Stunden des Wiedersehens verrauscht, so drangen die Kinder mit ihren Bitten in ihn, ihnen etwas von seiner Gefangenschaft zu erzählen. Der Vater erfüllte ihre Wünsche, beschrieb ihnen, jedoch mit vieler Schonung, seine Schicksale, um ihr Zartgefühl nicht zu erschüttern, flocht in seine Erzählung manche fromme Lehre und Ermahnung vom Nutzen einer frühen Gottesfurcht, vom Segen eines festen Vertrauens auf Gott, und vom Frieden kindlicher Gottergebenheit ein, die so tief in ihre junge Seelen Wurzeln schlugen, daß sie für ihr ganzes Leben, die segensreichsten Früchte trugen.

Er hatte ihnen viele Seltenheiten aus dem fremden Erdtheile mitgebracht, und wendete diese vorzüglich dazu an, ihre Kenntnisse, und besonders aus dem Naturreiche, zu vermehren. Ein grosses Vergnügen machten diese Unterhaltungen seinen Kindern; denn viele dieser Gegenstände kannten sie bereits aus der Naturgeschichte wenigstens dem Namen nach, und

wunderten sich bald, daß manche ganz anders aussahen, wie sie ihnen die Bücher beschrieben hatten; bald freuten sie sich aber auch, wenn diese ihre Vorstellung mit dieser anschaulichen Darstellung übereintrafen. Auch das erste Sklavenkleid, welches er in Algier getragen, zeigte er seinen Kindern, und sein älterer Sohn, ein Knabe von 8 Jahren betrachtete es am genauesten. Er legte es dann aus der Hand, weinte bitterlich, und sagte schluchzend: „Ach Vater, ich kann dirs nicht sagen, wie du mich dauerst.“ Der Vater drückte ihn an sein Herz, und hatte alle Mühe den Knaben zu beruhigen.

Als fünf Monden verflossen waren, und die Zeit heranrückte, um in die Sklaverey zurückzukehren, verdüsterte sich mit jedem Tage sein Auge, und schwerer hob sich seine Brust. Es konnte seiner Gattin nicht unbemerkbar bleiben: sie drang in ihn, und beschwor ihn ihr zu entdecken, was seine Seele beunruhige, und Kampion vertraute ihr das Gelübde, das er Said, seinem Wohlthäter, geleistet hatte. Die besorgte Mutter erschrack heftig bey dieser Nachricht, sie holte ihre Kinder und warf sich mit ihnen zu seinen Füssen, indem sie ihn beschwor, sie nicht zu verlassen.

Mit bebender Lippe sprach Kampion: ich gab mein Ehrenwort, und mein Beispiel, liebe Kinder, möge euch lehren, wie heilig dem Menschen sein Ehrenwort seyn müsse. Solltet ihr auch darüber, indem ich mich aufopfere, euern Vater verlieren, so weint nicht, habet Vertrauen auf Gott, den Vater der Waisen, und seht getrost der Zukunft entgegen, was ihr jetzt verliert, gewinnt ihr einst doppelt in der Ruhe eueres Herzens wieder. Welcher Mensch kann

glücklich seyn, so lange noch auf seiner Seele ein Verbrechen lastet? Könnte ich undankbar gegen Said seyn und mein ihm gegebenes Wort brechen?

Kampion setzte einen Vormund seinen Kindern und einen Geschäftsleiter der Handlung vor, sorgte wie ein sterbender Vater für das Beste seiner Familie und segnete die Seinen. Ohne sein Herz von der Wehklage seiner Gattin, und dem Jammer seiner Kinder noch mehr zu zerreissen, brach er einige Tage früher auf, als er bestimmt hatte, und ließ seine Abschiedsworte in einem Briefe zurück, der von seinen Thränen benetzt war.

Said staunte bei Kampions Ankunft in Algier über die Treue seines Freundes. „Wie,“ sprach er, sind deine Lieben gestorben? oder fandest du ihr Herz verändert?

„Ich fand sie gesund, erheiterte ihr Leben; jetzt aber betrauern sie mich vielleicht als einen Todten. Dankbarkeit und Freundschaft führen mich zu dir zurück; gebiethe nun über mein Schicksal,“ versetzte Kampion.

„Schwer wird es mir, deiner zu entbehren, erwiderte Said; aber hat die Zeit auch meinen Schmerz gemindert, so schwächte sie doch die Freundschaft nicht, die ich für dich empfand. Komm an mein Herz und überzeuge dich, daß dir dein Freund an Edelmuth nicht nachstehe. Ein Theil meines Vermögens sey dein, und wenn du dich von der Reise erholt hast, dann kehre in deine Heimath zurück, zu deiner Gattin und deinen Kindern, und gedenke stets meiner mit Liebe und Freundschaft.

Kampion war zu überrascht, als daß seine Empfindungen in Worte übergehen konnten. Er sank auf seine Knie nieder. Said hob ihn auf und zog ihn sanft an seine Brust. „Nicht so," sprach er gerührt: „laß unsere Herzen an einander ruhen, sie sind einander werth."

Schwer ward es ihm jetzt, sich von dem edlen Said loszureissen. Endlich forderte das Vaterherz Genugthuung, da er den Pflichten der Freundschaft die höchsten Opfer dargebracht hatte, und es siegte.

Kampion kehrte, von Saids Segen begleitet und mit ansehnlichen Schätzen bereichert, in sein Vaterland zurück.

Noch waren die Thränen nicht getrocknet als er in die Mitte seiner Lieben trat. Doch wurde ihre Freude nicht eher ganz vollkommen, als bis er ihnen versichert hatte, daß er sich nie wieder von ihnen trennen werde. Er hatte die Landessprache in Algier erlernt, und unterhielt mit Said den freundlichsten Briefwechsel, und Saids ununterbrochene Freundschaft ward ihm sogar bey seinen Handelsgeschäften vom ausgezeichneten Nutzen. —

Meine jungen Leser mögen nun nach Lesung dieser Erzählung sich selbst die Frage beantworten, wer von den beyden Freunden edler gehandelt habe?

37.

Wahre Ehrliebe.

Den Griechischen Philosophen Xenophanes forderte Jemand auf, mit ihm Würfel zu spielen; er schlug es ihm ab. — „Du bist eine feige Memme,“ — sprach dieser. — „Ja das bin ich“ — erwiederte Xenophanes — „sobald es Dinge betrifft, deren ich mich zu schämen hätte.“ — Mit Würfeln können auch Kinder spielen; wer ein Mann von Kopf seyn will, überläßt dieß den Kindern, und wendet seine Zeit edler an, oder vergnügt sich wenigstens männlicher: — so dachte Xenophanes, und er hatte Recht. — Alles, wobey gar nichts zu denken übrig bleibt, ist zu tief unter der Würde des Weisen; auch bey seinen sogenannten Zeitvertreiben muß einige Verstandesübung statt finden. Unstreitig wollte jener Würfelspieler aber auch um Geld, und zwar hoch spielen, und auch dieß fand Xenophanes für sein Herz entehrend. Entweder — so dachte der Edle — kann er mir viel abgewinnen, oder ich ihm. Gewinnt er mir viel ab, welche Schande wäre es für mich, mein Vermögen einer Unternehmung Preis gegeben zu haben, wobey mein Verstand gar nichts thun konnte, sondern ein bloßer Zufall alles that! Hätte ich's nicht auf eine würdigere Weise aufopfern können, wenn ich es einmal aufzuopfern nicht ungeneigt war? Hätte ich wenigstens nicht warten können, bis es das Schicksal ohne mein Verschulden genommen hätte? Gewinne ich ihm aber viel ab, wie müßte ich darüber erröthen, daß ich ohne alle gemeinnützige Arbeit, ja so-

gar ohne alle Verstandesanwendung, durch ein offenbares Glücksspiel nicht nur Vermögen erworben, sondern auch fremdes Vermögen zu dem meinigen gemacht hätte! — Kann mit wenigen Worten etwas Bündigeres gegen alle sogenannten Hazardspiele gesagt werden, als — daß sie unter die Dinge gehören, deren sich jeder Mensch von Kopf und Herz zu schämen hat? Wie sehr verdient doch, dieses Urtheil des Xenophanes über dergleichen Spiele einer oft erneuerten Beherzigung! Was aber Xenophanes von den Glücksspielen urtheilt, das gilt auch von allen andern Dingen, deren Unternehmung zwar Muth und Herzhaftigkeit zu erkennen gibt, die aber an sich entweder Possen oder gar Bubenstücke sind.

Wer sich zu diesen verleiten läßt, der verräth nicht sowohl Muth, als vielmehr Muthwillen, nicht sowohl Herzhaftigkeit, als vielmehr Rohheit. Wie viele straften sich schon selbst für muthwillige Handlungen dieser Art, wie noch mehrere wurden schon für solche Aeusserungen eines verwilderten Herzens von andern gestraft! Zu spät sahen dann viele ein, daß sie Dinge unternommen, deren sie sich zu schämen hatten. — Junge Leute, die ihr in die Welt, und zwar in die Welt eures Alters tretet, hütet euch! Euer Kraftgefühl, euer Unternehmungsgeist sind äusserst gefährlich für euch. — „Es zeigt von Muth, wenn ich's thue:“ dieser Gedanke wird bey jeder Gelegenheit in euch aufsteigen, und alle andern Betrachtungen zu verdrängen suchen. — „Du hast keinen Muth, wenn du nicht mitmachst:“ diesen Zuruf werdet ihr überdieß häufig hören, und dadurch in die größte Gefahr gerathen, Thorheiten, oder gar Zügel-

losigkeiten zu begehen. Gewöhnet euch daran, bey allem, was ihr unternehmen wollet oder sollet, erst zu fragen: welchen Nutzen stifte ich dadurch? — Könnet ihr alsdann auch nicht den geringsten wahren Nutzen davon angeben, sehet ihr vielmehr, daß ihr Unheil, es sey von welcher Art es wolle, damit anrichten würdet, so stehet von eurem eigenen Vorsatze ab, und lasset euch auch von Andern nicht dazu verleiten! Und, sollte eine ganze Welt von Leuten eueres Alters über euch dann auch spotten, und euch feige Memmen nennen, — antwortet ihnen mit Xenophanes: — „ja, das sind wir auch, sobald es Thorheiten oder Bosheiten betrifft! — O wie werdet ihr euch im männlichen Alter einst dafür segnen, daß ihr als Jünglinge nichts thatet und mitmachtet, worüber ihr euch in späteren Jahren eures Lebens gewiß schämen würdet!

38.

Heilighaltung des Eides.

Die Römer kamen im ersten Punischen Kriege bis nach Afrika. Ihr Heer, von dem Consul Regulus angeführt, machte mit erstaunlichem Glücke die größten Eroberungen. In diesem Gedränge faßten die Carthaginenser den Entschluß, einen Anführer aus ihren griechischen Colonien kommen zu lassen: und es gelang auch wirklich dem Xantippus, daß er schon in der ersten Schlacht die Römer völlig auf das Haupt

schlug, und selbst den Regulus gefangen bekam, der dann in Carthago auf die empfindlichste Weise mißhandelt wurde, und sechs Jahre lang in einem Kerker schmachten mußte.

In der Folge gewannen die Römer jedoch wieder Vortheile, und der Carthaginensische General Asdrubal wurde vom Metellus überwunden, wobey 20,000 Mann auf dem Platze blieben, so daß die Carthaginenser sich nach dem Frieden sehnten. In dieser Absicht schickten sie den Regulus nach Rom, um einen Frieden auf erträgliche Bedingungen zu Stande zu bringen, wenigstens eine Auswechslung der Gefangenen zu bewirken. Ehe er aber abreiste, mußte er sich durch einen feierlichen Eid verpflichten, daß er, im Falle die Unterhandlungen den gewünschten Ausgang nicht haben sollten, ohnfehlbar zurückkehren wolle.

Regulus kommt in Rom an, und wird ausdrücklich aufgefordert, der Sitzung des Senates beyzuwohnen. Als nun bei'm Stimmensammeln die Reihe an ihn kam, rieth er nicht zum Frieden, wie es sein Vortheil erforderte, sondern stellte vielmehr die Schwäche der Carthaginenser vor, und drang sehr eifrig auf die Fortsetzung des Krieges.

Jedermann bewunderte die Uneigennützigkeit dieses großen Mannes, und suchte ihn zu bereden, in Rom zu bleiben. Selbst der Oberpriester that den Ausspruch: daß er dieses, ohne meineidig zu werden, thun könne. Nur der edle Gefangene selbst stimmt damit nicht überein, und spricht: „Ich weiß zwar wohl, welche Martern zu Carthago auf mich warten. Aber ich fürchte mich nicht so sehr vor den Martern einer grausamen Folterbank, als vor dem Schimpfe

einer schlechten Handlung, welche mir bis ins Grab folgen würde. Meine Pflicht erfordert es, wieder nach Carthago zu reisen, für das übrige lasse ich die Götter sorgen.“ —

Unter den Klagen und Thränen der ganzen Stadt stieg er mit den Carthaginensischen Botschaftern heiter zu Schiffe, und reiste nach dem Orte seiner Sklaverey zurück. Als die Carthaginenser ihn, ohne die Auswechslung der Gefangenen erhalten zu haben, zurückkommen sahen, und erfuhren, daß er sich sogar widersetzt habe, verübten sie die grausamsten Martern an ihm, und schlugen ihn zuletzt an ein Kreutz. So starb der gewissenhafte Regulus.

Ehrlich sein Wort halten, und der Heiligkeit des Eides alle persönlichen Vortheile aufzuopfern, ist das Kennzeichen einer wahrhaft erhabenen Seele.

39.

Wahre Reue und Besserung.

Peter Victor Baron von Besenval, ein geborner Schweitzer, gehörte zu den Menschen, welche indem Augenblicke der Aufwallung alles bezwingen können, nur sich selbst nicht. Im Gewühle der Schlacht, bey Erstürmung von Schanzen, wußte er nicht, was Furcht war: aber gegen sich selbst kämpfte er oft vergebens. Wenn er sich durch seinen Eifer hatte hinreissen lassen, war er nachher ungehalten auf sich selbst, und sein treffliches Herz trieb ihn, den be-

gangenen Fehler wieder gut zu machen, sobald es sich nur thun ließ. Sein Vater starb als General-Lieutenant und Oberster des Regiments der Schweitzer-Garde, welches in französischen Diensten war. Er selbst kam schon in seinem neunten Jahre zum Garde-Regiment; in seinem 13ten Jahre (1735.) machte er schon einen Feldzug mit; in seinem 26sten Jahre war er als Adjutant des Generals Broglio in Böhmen, weil damals die Franzosen Krieg mit den Oestreichern führten. Er war ein sehr schöner, kraftvoller Mann, und zeichnete sich im Kriege durch seine persönliche Tapferkeit sehr aus.

Unter andern erwarb er sich bey der Eroberung einer Feld-Schanze großen Ruhm. Die Franzosen hatten bey ihr schon viele Leute verlohren, ohne sich ihrer bemächtigen zu können; endlich befahl der General den tapfersten Grenadieren, und dazu gehörten auch die Schweitzer, einen neuen Sturm; Besenval bat um Erlaubniß, dabey zu seyn. Er stürzte sich an der Spitze seiner Schweizer, in den Graben, und klimmte an der entgegengesetzten Seite hinauf. Das Feuer der Oestreicher war fürchterlich, es schien nicht möglich, die Redoute zu ersteigen; mit blutenden Händen hatte er sich an die Mauer festgeklammert; der Muth schien allen zu sinken, da wandte sich Besenval lächelnd zu den Grenadiers, und rief: „Der tausend! Kameraden, das ist keine bequeme Lage: wißt ihr wohl, daß man's gar nicht aushalten könnte, wenn es keine Kugeln zu gewinnen gäbe?" — Der lustige Einfall, mitten in der größten Gefahr, belebte sie auf's neue; muthig setzten sie noch einmal an, erkämpften die Schanze, freilich mit dem Verluste ihrer bravsten

Kameraden — und Besenval war der Erste auf dem Walle.

Besenvals Einfall gieng von Munde zu Munde; Jedermann war ihm gut; seine Kameraden achteten ihn, seine Obern beförderten ihn zu höheren Stellen; alles das nahm er mit einer so einfachen, natürlichen Bescheidenheit, mit einer so offenen Fröhlichkeit auf, daß dadurch der Werth seiner kühnen That noch erhöht wurde. In seinem 35ten Jahre war er schon General-Major und Adjutant des vorletzten Herzogs von Orleans, welcher ihn sehr liebte. Und wirklich war auch Besenval sehr liebenswürdig; er war tapfer, voller Einsicht und Thätigkeit, stets heiter und freundlich, der beste Gesellschafter rc.; daher liebte man ihn am Hofe eben so sehr als bey der Armee.

Bey vielen großen und guten Eigenschaften hatte er aber auch einen großen, sehr schlimmen Fehler, welcher ihn oft traurig machte, da es ihm nicht gelingen wollte, ihn ganz abzulegen; er wahr sehr jähzornig. Ein Beyspiel wird ihn am besten schildern. Er hatte einen Kammerdiener, Blanchard, der schon in dem Hause seines Vaters gewesen war, und ihn als Knabe sehr geliebt und gepflegt hatte. Da Blanchard schon beynahe 80 Jahre alt und schwächlich war, so behandelte ihn Besenval nicht als einen Dienstboten, sondern als alten Hausfreund. Er war besser logirt als die übrige Dienerschaft, speisete nicht mit dieser, hatte keine anderen Geschäfte, als leichte Zerstreuungen; z. B. begoß Blumen, und gieng jeden Tag einmal aus, einen Auftrag auszurichten, um sich Bewegung zu machen. Obgleich nun der Baron den guten, alten Blanchard liebte, und ihn mit ausseror-

dentlich vieler Herzlichkeit und Güte behandelte, so trafen doch auch ihn manchmal die Ausbrüche seines jähzornigen Charakters.

Er hatte einst einen schönen ausländischen Jasmin-Stock erhalten, welchen er zum Geschenk für die Königin bestimmte. — Er geht aus, vertraut den Blumentopf seinem verständigen und getreuen Blanchard an; dieser, ganz mit dem anvertrauten Gute beschäftigt, thut alles, um es zu erhalten und zu verschönern; er will die Blumen begießen, packt den Topf, läßt ihn aber aus den zitternden Händen fallen, und Topf und Blume und Pflanze zerbrechen, und zerknicken.

Besenval kommt zurück, sieht die Blumen zerknickt, mit welchen er des folgenden Tages der Königin ein großes Vergnügen zu machen hoffte, und geräth ausser sich vor Zorn. Der arme Blanchard will forteilen; er hält ihn aber zurück, und überhäuft ihn mit den bittersten Vorwürfen. Der Tag gieng vorüber, noch schneller aber der Zorn des Barons; er schickt mehrere Male an des gekränkten Blanchards Thüre, um zu hören, was er mache; er liegt zu Bette, hieß es immer. Des andern Morgens tritt Blanchard in sein Zimmer gefaßt und ruhig: „Herr Baron, ich komme, mir eine Gnade von Ihnen auszubitten; erlauben Sie, daß ich Ihr Haus verlasse, und zu meinen Verwandten gehe.“ — „Was“ — rief der Baron hitzig, — „Du willst fort? Du bleibst hier! wir müssen zusammen leben und sterben.“ — „Nein, Herr Baron, ich finde, daß ich Ihnen zuwider geworden bin; ich bin zu alt, und meine Langsamkeit reitzt Sie nur zum Zorn. Sie haben mich mit Güte überhäuft; ich werde Sie recht oft besuchen: aber wenn

ich nicht mehr hier wohne, gar keine Verrichtungen hier habe, werden wir Auftritte vermeiden, welche uns beyde unglücklich machen." — Dem Baron tratten die Thränen in die Augen: „Es ist also entschieden, Du willst gehen?" — fragte er. — „Müssen wir uns trennen? Wohl, Du bist der Aelteste im Hause, daher muß ich gehen; ich will wieder kommen, wenn Du meinen Fehler wirst ertragen können." Hierauf nahm er Stock und Hut, und wollte gehen. Betroffen eilte ihm der gute Blanchard nach; der Baron umarmte ihn; beyde zerfloßen in Thränen, und schwuren, sich nie zu verlassen.

Wer das Zarte und Edle in diesem Benehmen nicht zu fühlen vermag, für den ist diese Erzählung nicht geschrieben. Besenval starb in seinem 70sten Jahre eines ruhigen und sanften Todes, nachdem in der ersten Zeit der Revolution sein Leben mehr als einmal der Gefahr ausgesetzt gewesen war; zuerst in dem Volks-Aufstande, wo er immer mit seinem treuen Schweizer-Regimente die Ruhe aufrecht zu erhalten, und den König zu schützen suchte, und dann vor einigen erbitterten Richtern, die ihn lieber zum Tode verdammt, als frey gesprochen hätten. Aber die Freunde verließen ihn nicht in dieser gefährlichen Zeit, sie waren so treu und bieder, als er selbst. Das letzte Glück, welches er in diesen unglücklichen Zeiten erlebte, war — seine Freunde unerschütterlich treu in der Noth gefunden zu haben. — Möchte jeder, der einen Fehler in seinem Charakter nicht immer ganz besiegen kann, ihn doch wie Besenval wenigstens wieder gut machen durch recht viel gute und würdige Eigenschaften.

40.

Merkwürdige Gespenster-Geschichte.

Verwichenen Herbst fuhr ein fremder Herr durch Schlingen, so ein schöner braver Ort ist. Dem Berg hinauf aber gieng er zu Fuß wegen den Rossen, und erzählte einem Crenzacher folgende Geschichte die ihm selber begegnet ist.

Als der Herr ein halbes Jahr vorher nach Dänemark reiste, kommt er auf den späten Abend in einen Flecken, wo nicht weit davon auf einer Anhöhe ein sauberes Schlößlein stand, und will übernacht bleiben. Der Wirth sagt, er habe keinen Platz mehr für ihn, es werde morgen Einer gerichtet, und seyen schon drey Scharfrichter bey ihm übernachtet. So erwiederte der Herr: Ich will denn dort in das Schlößchen gehen. Der Zwingherr, oder wem es angehört, wird mich schon hineinlassen, und ein leeres Bett für mich haben. Der Wirth sagt: Manch schönes Bett, mit seidenen Umhängen, steht aufgeschlagen in den hohen Gemächern; und die Schlüssel hab ich in Verwahrung. Aber ich will es euch nicht rathen. Der gnädige Herr ist schon vor einem Vierteljahr mit seiner Frau und mit dem Junker auf eine weite Reise gezogen, und seit der Zeit wüthen im Schlößlein die Gespenster. Der Schloßvogt und das Gesinde konnten nimmer bleiben; und wer seitdem in das Schlößlein gekommen ist, der geht zum 2ten mal nimmer hinein. Darüber lächelt der fremde Herr, denn er war ein herzhafter Mann, der nichts auf Gespenster hielt, und sagt: Ich wills versuchen. Trotz

aller Widerrede, mußte ihm der Wirth den Schlüssel geben; und nachdem er sich mit dem Nöthigen zu einem Gespenster-Besuch versehen hatte, gieng er mit dem Bedienten, so er bey sich hatte, in das Schloß. Im Schloß kleidete er sich nicht aus, wollte auch nicht schlafen, sondern abwarten, was geschieht. Zu dem Ende stellte er 2 brennende Lichter auf den Tisch, legte ein paar geladene Pistolen daneben, nahm zum Zeitvertreib den rheinländischen Hausfreund, so in Goldpapier eingebunden an einem rothen seidenen Bändelein unter der Spiegelrahme hieng, und beschaute die schönen Bilder.

Lange wollte sich nichts spüren lassen. Aber als die Mitternacht im Kirchthurme sich rührte, und die Glocke 12. schlug, eine Gewitterwolke zog über das Schloß weg, und die großen Regentropfen schlugen an die Fenster, da klopfte es dreymal stark an die Thür, und eine fürchterliche Gestalt, mit schwarzen schielenden Augen, mit einer halbellenlangen Nase, fletschenden Zähnen, und einem Bocksbart, zottig am ganzen Leibe, trat ins Gemach, und brummte mit fürchterlicher Stimme: „Ich bin der Großherr Mephistopholes. Willkomm in meinem Pallaste! und habt Ihr auch Abschied genommen von Frau und Kind?" Dem fremden Herrn fuhr ein kalter Schauer vom großen Zehen an, über den Rücken hinauf, bis unter die Schlafkappe, und an den armen Bedienten darf man gar nicht denken.

Als aber der Mephistopholes mit fürchterlichen Grimassen, und hoch gehobenen Knieen gegen ihn herkam, als wenn er über lauter Flammen schreiten müßte, dachte der arme Herr: In Gottes Namen, jetzt

ist's einmal so, und stand herzhaft auf, hielt dem Ungethüm die Pistole entgegen, und sprach: „Halt, oder ich schieß!" Mit so etwas läßt sonst nicht jedes Gespenst sich schrecken, denn wenn man auch schießen will, so gehts nicht los, oder die Kugel fährt zurück und trifft nicht den Geist, sondern den Schütz. Aber Mephistopholes hob drohend den Zeigefinger in die Höhe, kehrte langsam um, und gieng mit eben solchen Schritten, als er gekommen war, wieder fort. Als aber der Fremde sah, daß dieser Satan Respekt vor dem Pulver hatte, dachte er, jetzt ist keine Gefahr mehr, nahm in die andere Hand ein Licht, und gieng dem Gespenste, das langsam einen Gang hinabschritt, eben so langsam nach, und der Bediente sprang, so schnell er konnte, hinter ihm zum Tempel hinaus, und ins Ort, dachte, er wolle lieber bey den Scharfrichtern übernacht seyn, als bey den Geistern. —

Aber auf dem Gang, auf einmal, verschwindet der Geist vor den Augen seines kühnen Verfolgers, und war nicht anderst, als wär er in den Boden gesunken. — Als aber der Herr noch ein paar Schritte weiter gehen wollte, um zu sehen wo er hingekommen, hörte auf einmal unter seinen Füßen der Boden auf, und er fiel durch ein Loch hinab, aus welchem ihm Feuerschein entgegen kam, und er glaubte selber, jetzt geh es an einen andern Ort.

Als er aber ungefähr 10 Fuß tief gefallen war, lag er zwar unbeschädigt auf einem Haufen Heu, in einem unterirrdischen Gewölb; aber 6 curiose Gesellen standen um ein Feuer herum, und der Mephistopholes war auch da. Allerley wunderbares Geräth lag herum, und 2 Tische lagen gehauft voll funkelnder

Rößleins-Thaler, einer schöner als der andere. Da merkte der Fremde wie er daran war. Denn das war eine heimliche Gesellschaft von Falschmünzern, so alle Fleisch und Bein hatten. Diese benutzten die Abwesenheit des Zwingherrn, legten in seinem Schloß Münzstöcke an, und waren vermuthlich von seinen eigenen Leuten dabey, die im Haus Bericht und Gelegenheit wußten, und damit sie ihr heimlich Wesen ungestört und unbeschrien treiben konnten, fiengen sie den Gespensterlärmen an, und wer in das Haus kam, wurde so in Schrecken gesetzt, daß er zum zweytenmale nimmer kam.

Aber jetzt fand der verwegene Reisende erst Ursache, seine Unvorsichtigkeit zu bereuen, und, daß er den Vorstellungen des Wirths im Dorf kein Gehör gegeben hatte. Denn er wurde durch ein enges Loch hinein in ein anderes finsteres Gehalt geschoben, und hörte wohl, wie sie Kriegsrecht über ihn hielten, und sagten: Es wird wohl das Beste seyn, wenn wir ihn umbringen." Aber einer sagte noch: Wir müssen ihn zuerst verhören, wer er ist, und wie er heißt, und wo er sich herschreibt. Als sie aber hörten, daß er ein vornehmer Herr sey, und nach Koppenhagen zum König reise, sahen sie einander mit großen Augen an; und nachdem er wieder in dem finstern Gewölb war, sagten sie, jetzt steht die Sache schlimm. Denn wenn er vermißt wird, und es kommt durch den Wirth heraus daß er ins Schloß gegangen ist, und nimmer zurückgekommen, so kommen über-Nacht die Husaren, heben uns auf, und der Hanf ist dieses Jahr wohl gerathen, daß ein Strick zum Henken nicht viel kostet.

Also kündigten sie dem Gefangenen Pardon an, wenn er ihnen einen Eid ablegte, daß er nichts verrathen wolle, und drohten, daß sie in Koppenhagen wollten auf ihn Achtung geben lassen; und er mußte ihnen auf den Eid sagen wo er wohne. Er sagte, neben dem wilden Mann linker Hand in dem großen Haus mit grünen Läden. Darnach schenkten sie ihm Burgunder-Wein ein zum Morgentrunk, und er schaute ihnen zu, wie sie Rößlein-Thaler prägten, bis an den Morgen. Als aber der Tag durch die Kellerlöcher hinab schien, und auf der Straße die Geiseln knallten, und der Kühhirt hürnte, nahm der Fremde Abschied von den nächtlichen Gesellen, bedankte sich für die gute Bewirthung, und gieng mit frohem Muthe wieder in das Wirthshaus, ohne daran zu denken, daß er seine Uhr und seine Tobakspfeife, und die Pistolen habe liegen lassen. Der Wirth sagte: Gottlob, daß ich Euch wieder sehe, ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können. Wie ist es euch gegangen? Aber der Reisende dachte: Ein Eid ist ein Eid, und um sein Leben zu retten, muß man den Namen Gottes nicht misbrauchen, wenn man's nicht halten will. Deßwegen sagte er nichts, und weil jetzt das Glöcklein läutete, und der arme Sünder hinausgeführt wurde, so lief alles fort.

Auch in Koppenhagen hielt er nachher reinen Mund, und dachte selber fast nimmer daran. Aber nach einigen Wochen kam mit der Post ein Kistlein an ihn, und waren darinn ein paar neue mit Silber eingelegte Pistolen von großem Werth, eine neüe goldene Uhr, mit kostbaren Diamantsteinen besetzt, eine türkische Tabakspfeife mit einer goldenen Kette daran,

und eine seidene mit Gold gestickte Tabaksblase, und ein Brieflein drinn. In dem Brieflein stand: Dieß schicken wir Euch für den Schrecken, so Ihr bey uns ausgestanden habt, und zum Dank für Euere Verschwiegenheit. Jetzt ist alles vorbey, und ihr dürft es erzählen, wem Ihr wollt.

Deßwegen hats der Herr dem Crenzacher erzählt, und das war die nemliche Uhr, die er oben, auf dem Berge herauszog, als es in Hertingen Mittag läutete, und schaute ob die Hertinger Uhr recht geht, und sind ihm hernach im Storken zu Basel von einem französischen General 75 neue Dublonen darauf geboten worden. Aber er hat sie nicht darum gegeben.

41.

Offenherzigkeit.

Ein Prinz gieng einmal auf ein Galeerenschiff, um die Gefangenen zu sehen, die auf demselben, wegen ihrer bösen Thaten, an Ketten geschmiedet, arbeiteten. Es jammerte ihn, da er so viele Menschen erblickte, die nur halb mit elenden Lumpen bekleidet waren, und Tag und Nacht das schwere Ruder führen mußten.

Er nahm sich also vor, wenigstens Einem davon die Freiheit zu schenken. Vorher wollte er aber untersuchen, welcher unter ihnen diese Wohlthat am meisten verdiente. Deßwegen fragte er einen nach dem andern, warum er hieher gebracht worden wäre? Da gieng nun das Lamentiren und Klagen an. Jeder

sagte, er wäre ein ehrlicher, unschuldiger Mensch; böse Leute hätten ihn bey der Obrigkeit verläumdet, und so wäre er auf eine ungerechte Art hieher gebracht worden. Und jeder bat, der Prinz möchte sich doch seiner erbarmen, und ihm die Freiheit schenken.

Endlich kam der Prinz auch zu einem jungen zerlumpten Menschen, und fragte ihn: „Was hast denn du gethan, daß man dich hieher gebracht hat?“ — „Gnädigster Herr!“ — antwortete er — „ich bin ein abscheulich gottloser Mensch. Ich habe meinem Vater und meiner Mutter nicht gehorchen wollen, bin ihnen davon gelaufen, habe ein liederliches Leben geführet, habe gestohlen und die Leute betrogen; ja ich müßte ein paar Stunden Zeit haben, wenn ich alle die bösen Streiche erzählen wollte, die ich mein Leben lang begangen habe. Gerne will ich meine Strafe leiden, denn ich weiß, daß ich sie verdient habe.“

Der Prinz wußte wohl, daß sie alle ihre Strafe verdient hatten. Aber von diesem letzteren hatte er die beste Hoffnung, daß er sich bessern würde, weil er seine Verbrechen erkannte. Deßwegen sagte er lächelnd: „Wie kommt denn ein so abscheulicher Mensch unter diese ehrlichen Leute? Geschwind nehmet ihm die Ketten ab, und jaget ihn fort, damit er nicht etwa diese ehrlichen Leute auch verführe!“ Sogleich wurde er von seinen Banden erlöset, und in Freiheit gesetzt; die Andern aber, die sich für unschuldig gehalten hatten, mußten auf der Galeere bleiben.

42.

Unerschrockenheit.

Christian Bohren, Wirth zu Grindelwald, einem der höchsten Orte in der Schweitz, wollte mit einem seiner Jungen im July 1787 seine Schaafheerde auf den benachbarten Mettenberg zur Weide führen. Als sie über das Eisgebirge wandern, bricht plötzlich unter Bohrens Füßen ein Stück Eis 8 Fuß breit und 19 Fuß lang; und stürzt mit ihm in eine tiefe Höhle. Der Unglückliche bricht den einen Arm, und verrenkt die andere Hand. Indem er sich von seiner ersten Betäubung erholt hat, bemerkt er mit Schrecken, daß diese Höhle einige 60 Fuß tief ist, daß sie lauter gähe und schroffe Wände hat, und daß er also hier wahrscheinlich lebendig begraben worden seye. Der schaudernde Gedanke schreckt ihn auf; er untersuchte die Beschaffenheit des furchtbaren Ortes genau, und findet an einer der steilen Eiswände eine beträchtliche Oeffnung, in welche sich das Wasser einer Quelle ergoß. Ohne zu wissen, ob diese Oeffnung ihn nicht in neue Gefahren führen könne, beschließt er gleichwohl, sich lieber dieser Höhle anzuvertrauen, und einen Ausgang zu suchen, als langsam in seinem Kerker zu verschmachten.

Er kriecht hinein in die Höhle, und arbeitet in dem Bache unter einem wolkenhohen Eisgebirge sich durch eine Strecke von 130 Fuß durch. Da ward es helle: er kam aus dem Bauche der Erde heraus, und sah sich nun gerettet: denn er war jetzt an der Quelle des Weißbaches, der nach seinem Laufe unter jenem Eisgebirge erst in Grindelwald sichtbar wird.

43.

Der Spieler.

Ein Oberster der englischen Truppen erzählte jungen Offizieren eine Geschichte von sich, zur Warnung für alle.

Während den Kriegen unter der Königin Anna stand ich als Fähndrich bei der Armee, welche damals in Spanien lag. Ich spielte gern und mit Leidenschaft, so daß mir die Ausübung meiner Pflichten eine höchst unangenehme Störung machte, wenn ich den Spieltisch verlassen mußte.

Kaum konnte ich mich entschließen, dem Spiele einige Stunden zu entziehen, und selbst im Traume sah ich Kartenhaufen und hörte das Geprassel der Würfel. Jede Mahlzeit war mir zu lang, und ich konnte sie nicht genug beschleunigen, um nur bald zum Spieltische zu gelangen. — Der schönste Frühling, der angenehmste Sommerabend, die herrlichste Gegend, kurz, nichts hatte für mich mehr einen Reiz, und alles nahm ich mit Kaltsinn wahr. Wer nicht mit mir spielte, dessen Gesellschaft war mir beschwerlich, und bei einem so verwilderten Gemüthe konnte ich nicht einmal mit freudigem Gemüthe an Gott denken.

Ich spielte eine Zeit lang mit grossem Glücke, so, daß ich oft im Uebermuthe des Gewinnstes Gold auf die Erde schüttete, und mich auf demselben herumwälzte, damit die Leute im eigentlichen Verstande von mir sagen möchten: er wälzt sich im Golde!

So war mein Leben eine geraume Zeit beschaffen; aber, glaubt mirs, ihr jungen Freunde, es war

der elendeste Theil desselben, den ich noch jetzt in meinem Alter mit meinem Blute zurückkaufen möchte, weil das Andenken daran mich stets beunruhiget.

Nach Verlauf einiger Zeit ward ich auf Werbung ausgeschickt; ein Geschäft, welches ich lediglich meinen Unteroffizieren überließ, um unterdeß meine Lieblingsneigung befriedigen zu können. Der Unteroffizier brachte 150 Rekruten auf, ich aber war unterdeß so unglücklich im Spiele, daß ich nicht nur alles eigene Geld, sondern auch den für die Rekruten bestimmten Sold verlohr.

Meine Verlegenheit war nun unbeschreiblich groß. Ich wandte mich an meinen Hauptmann eben dieses Regiments, der sich immer sehr freundschaftlich gegen mich bewiesen hatte, und bath ihn, mir 10 Guineen zu leihen. Wie? antwortete dieser, ich sollte mein Geld einem Spieler vom Handwerke leihen? Nein, mein Herr, Sie werden mich entschuldigen. Eins muß ich freylich verlieren, Ihre Freundschaft, oder mein Geld; ich möchte aber doch lieber mein Geld behalten.

Mit dieser spöttisch-abschlägigen Antwort begab ich mich in mein Quartier, und warf mich auf das Bett. Mein trauriger Zustand stellte sich mir mit den schwärzesten Farben vor. Ich war der Schande ausgesetzt, bey Nichtablieferung der Rekruten kassirt zu werden, und fieng an, das Spiel zu verwünschen. Und, als ich der Ursache nachdachte, was mich so sehr zum Spiel verleitet hatte, fand ich, daß es nichts anderes, als der Müßiggang, war.

Die Ursache meiner Krankheit hatte ich jetzt gefunden, die Heilung fehlte aber noch immer. Das

Spielen mußte aufgegeben werden, aber dazu gehörte eine Lebensart, die mir nicht Zeit zur Langenweile ließ. Ich entschloß mich, die Adjutantenstelle beym Regimente zu kaufen, bey der ich eine hinlängliche Beschäftigung hatte, und nahm mir von den Wechselbriefen, die ich auf den Fall vom Hause erhielt, wenn ich solche zu meiner Beförderung bey der Armee verwenden würde, Gebrauch zu machen, aber, ehe ich diese Gelder heben konnte, mußte ich mit meinen Rekruten beym Regimente seyn, und woher nun das nöthige Geld nehmen?

Indeß ich darüber mich in der äußersten Verlegenheit befand, trat der Hauptmann, welcher mich mit meinem Gesuche einer Darleihe von 10 Guineen so schnöde abgefertigt hatte, in mein Zimmer. Ich empfieng ihn mit dem größten Kaltsinn, er aber schien darauf nicht zu achten, und fragte mich, wie ich mich aus meiner Verlegenheit loszumachen gedächte? und ich erzählte kurz und mürrisch, was ich Willens war, vorzunehmen.

Kaum hatte ich geendet, so umarmte mich der Hauptmann, und sagte: Mein Bester, ich schlug Ihnen diesen Morgen Ihre Bitte auf eine kränkende Weise ab, um Sie dadurch zum Nachdenken über die unseligen Folgen der Spielsucht zu bewegen. Ich freue mich herzlich, diese Absicht erreicht zu haben. Fahren Sie in Ihrem löblichen Vornehmen fort, denn, glauben Sie mir, M ü ß i g g a n g i s t a l l e r L a s t e r A n f a n g. Mein Ansehen, mein guter Rath, mein Vermögen, alles steht jetzt zu Ihrem Dienste. Da, fügte er hinzu, indem er mir seinen Geldbeutel reichte, nehmen Sie diese Kleinigkeit, und bedienen Sie sich der-

selben zu Ihrer eigenen Bequemlichkeit, und zur Fortschaffung Ihrer Rekruten.

Mit Erstaunen sah ich nunmehr, wie falsch ich das Betragen dieses Mannes gegen mich erklärt hatte, und dankte ihm herzlich, für sein freundschaftliches Benehmen. Ich stellte meine Rekruten an Ort und Stelle, erhielt die angesuchte Adjutantenstelle, lag von dieser Zeit lediglich meinen Berufsgeschäften ab, und, da ich die Karten und Würfeln nicht mehr anrührte, so verlohren sie auch in kurzer Zeit allen Reiz für mich.

„Seht junge Freunde," pflegte der Obrist am Ende dieser Erzählung hinzuzufügen; so wahr ist es also, daß man jeder Leidenschaft, wenn man nur recht will, mit Gottes Gnade widerstehen kann, und daß Vermeidung des Müssiggangs das sicherste Verwahrungsmittel gegen eine grosse Anzahl von Thorheiten ist.

44.

Beherrschung des Zornes.

Ein junger Mensch war von Natur so jähzornig, daß ihn schon eine Kleinigkeit bis zur Vergessenheit seiner selbst hinreißen konnte, und ließ sich dabey noch von der höchst unglücklichen Leidenschaft der Wollust beherrschen. Er öffnete aber, glücklicherweise, der Stimme Gottes zur Rükkehr auf die Bahn der

Tugend sein Herz wieder, und erzählt in der Geschichte seines Lebens, wie ihm das Werk seiner Selbstbesserung, durch Gottes Gnade, gelungen seye: „Ich habe sie sorgfältig geflohen, die Gesellschaften, wo eine oder die andere Leidenschaft hätte können erregt werden; und konnte ich sie ja nicht vermeiden, so gieng ich, so bald ich merkte, daß das Blut in meinen Adern zu wallen anfieng, heraus; blieb ein Weilchen von der Gesellschaft abgesondert, that einen kurzen Seufzer zu Gott, und überwand.

Und so machte ich es auch mit den Reitzungen zur Wollust. Ich bemühete mich, im Anfange dem Affekte zu widerstehen, richtete deßwegen, sobald ich für mich Gefahr merkte, die Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände, suchte der Einbildungskraft eine andere Richtung zu geben, oder sie mit etwas anderem zu beschäftigen, suchte mir die äusserst schädlichen Folgen des Lasters für Seele und Leib recht lebhaft vorzustellen, — und siegte auf diese Art mehr als einmal.

Insonderheit habe ich, unter allen Mitteln zur Zähmung meiner Leidenschaften, Gebet und Arbeitsamkeit am wirksamsten gefunden. Dieses mein Gebet bestand aber nicht in vielen Worten, sondern in einem stillen, aus ganzer Fülle des Herzens gethanen Seufzer, der doch immer die Kraft mit sich führte, daß er meinen Gedanken eine andere Richtung gab, und mir Zeit gewährte, mich eines bessern zu besinnen. Ich lernte auch einige Sprüche der Bibel, die mir meine unbändigen Affekten verabscheuungswürdig darstellten, auswendig, und gewöhnte mich, sie, sobald mein Blut aufbrausen wollte, meiner Seele vor-

zusagen, und zum Gegenmittel gegen jene Aufwallung zu machen. Auch dieß, daß ich mir zeitig einen Freund erwählte, der mich, weil ich ihm mein ganzes Zutrauen und meine Hochachtung geschenkt hatte, durch sein Beispiel sowohl als durch seine guten Lehren und durch seinen Umgang bildete, trug unendlich viel dazu bey, daß ich, ganz unvermerkt, aus einem leidenschaftlichen Menschen ein vernünftiger Mann wurde. Dieser rieth mir auch, daß ich über mich und mein Verhalten ein Tagebuch führen sollte. Ich that's, und zeichnete jeden Tag, an dem ich irgend einen Fehltritt gethan habe, mit einem rothen Striche, und merkte zuletzt, daß dieser weniger wurden. Und so half mir Gott, der meine Umstände so leitete, daß die Macht der Neigung zur Sünde immer schwächer werden mußte, das Vollbringen, was mir sonst unmöglich zu seyn dünkte.

45.

Die edlen Feinde.

Der berühmte König Eddoulat, hatte sich trotz dem tapfersten Widerstande des Fürsten Ali, ganz Karamoniens, einer Landschaft in Klein-Asien, bemächtiget, und belagerte seinen Gegner in Amasia, der letzten Stadt, welche noch Ali-Mahomed in seiner Gewalt hatte. Der König both alle Kriegskunst auf, die Stadt zu erobern, aber vergeblich; Fürst Ali schlug jeden Sturm zurück, und

wollte sich eher unter den Ruinen dieses Platzes begraben lassen, als solchen dem Feinde übergeben. In Eddoulats Lager herrschte bereits Mangel an Lebensmitteln, und der König war wirklich schon geneigt, die Belagerung Amasias aufzugeben, als ihn Nervan, ein junger tapferer Krieger, noch einmal überredete, den letzten Sturm auf die Veste zu wagen.

Der König billigte die Meinung des muthigen Nervan, und führte am nächsten Morgen seine Truppen zu einem Sturme. Man folgte ihm unter großem Jubelgeschrey, worüber er nicht wenig verwundert war, da die Soldaten Tags zuvor schon laut über die vielen unnützen Stürme, und den drückenden Mangel an Lebensmittel, gemurrt hatten; aber noch mehr stieg des Königs Verwunderung, als er hörte, das Heer wäre in verflossener Nacht von Engeln mit den nöthigen Lebensmitteln auf einen Tag lang versorgt worden. Er schwieg, und raubte seinen Soldaten den Glauben an ein Wunder nicht, das er selbst sich nicht zu erklären wußte.

Amasia wurde von neuem mit der größten Wuth bestürmt, die Stürmenden aber wiederholt mit großem Verluste zurückgeschlagen. Die ermatteten Soldaten bezogen muthlos ihr Lager, und darbten voll Hunger. Aber kaum sah man die ersten Sterne am Himmelsgewölbe, als die Engel dem Heere tausend Kameele mit Lebensmitteln zuführten.

Der König vernahm kaum das außerordentliche Ereigniß, als er den Anführer der Karavane zu sich in sein Zelt kommen ließ, und von ihm erfuhr, ihn sende Ali, die hungernden Soldaten des Königs zu

speisen. Die Großmuth des Feindes rührte Eddoulat sehr, er wollte dem feindlichen Fürsten nicht nachstehen, gab deßhalb 3000 Gefangene zurück, und ließ die 1000 Kameele mit Kostbarkeiten beladen, welche er dem Ali-Fürst zum Gegengeschenke übersandte. Dies freundschaftliche Verkehr hinderte ihn aber nicht, Amasia am nächsten Tage abermal zu stürmen, wobey sein Liebling Nervan der tapfern Faust der Amasier unterlag, und des Königs Heer in seine Verschanzungen zurückkehren mußte.

Eddoulat war über den Verlust des Nervan sehr betrübt, der Schlaf floh seine Augen, er stand um Mitternacht auf, und wandelte an dem Ufer des Flusses, in dessen Nähe sein Lager aufgeschlagen war. Plötzlich erblickte er des todtgeglaubten Lieblings-Gestalt, der freudig in seine Arme eilte, und sich als lebend zn erkennen gab. Ihm folgte ein Bothschafter des Ali, der sich für die übersandten 3000 Gefangene im Namen seines Herrn auf das rührendste bedankte, die Schätze und Kostbarkeiten aber wieder mit zurückbrachte.

Eddoulat war über Nervans Rettung hoch erfreut; er war von Alis Edelmuthe, der den tapfern, von ihm gefangenen Krieger, unverweilt frey ließ, ganz durchdrungen, und feyerte noch in dieser Nacht durch ein glänzendes Fest die Rückkehr des Nervan, welchem Fürst Alis Botschafter beywohnte, und dann am Morgen mit dem Danke des Königs nach Amasia zurück eilte.

Der Gesandte hatte sich aber kaum entfernt, als ein Mann, wilden Blicks und verstörten Angesichts, sich dem König vorstellen ließ, und ihn um eine gehei-

me Unterredung bath. Der Fremdling war ein Einwohner Amasias, und machte sich gegen eine Belohnung anheischig, die Festung, durch einen geheimen Eingang, dem König in die Hände zu spielen. Eddoulat, der keinem Feinde an Edelmuth weichen wollte, und den Verrath, wie die Sünde haßte, ließ den Verräther sogleich ergreifen, und übersandte ihn dem Fürsten Ali.

„Ich hasse den Feigen," ließ er ihm sagen, „der sich niederträchtiger Mittel bedient, seinen Feind zu besiegen, denn der Verrath ist nicht der Sohn des Muthes. Der Krieger muß dem Feind offen ins Antlitz sehen, und bekämpfen, aber nicht verrätherisch meuchelmorden, und sich schlechter Menschen bedienen, seinen Gegner zu besiegen."

Eddoulats Abgesandter hatte kaum den verrätherischen Einwohner Amasias der Wache an dem Thore der Feste überliefert, als die nahen Berge von Kampfgeschrey widerhallten, welches ein Hilfsheer erregte, das den Fürsten Ali entsetzen wollte. Der König eilte sogleich den neuen Feinden entgegen, und verwahrte sein Lager nicht zum besten, welches kaum von dem Fürsten Ali bemerkt wurde, als er sogleich einen Ausfall machte, das Lager überfiel, es zerstörte, und viele Gefangene in die Festung zurückbrachte.

Der König hatte indeß das Hilfsheer geschlagen, und betrat siegend sein Lager, welches er ganz verwüstet fand. Vor allem schmerzte ihn der Verlust seiner Gemahlin, welche in die Hände des Feindes gefallen, und nach Amasia gebracht worden war. Er konnte die Ungewißheit ihres Schicksals nicht ertragen, und zu ungeduldig, sich deßhalb erst erkundigen

zu lassen, verkleidete er sich als einen armenischen Kaufmann, nahm kostbare Waaren mit sich, und schlich sich in Amasia ein, wo er in der ansehnlichsten Herberge seine Wohnung nahm.

Kaum angelangt, erschien sogleich ein Offizier des Ali, und ersuchte den König, ihm zu seinem Herrn zu folgen, der an jedem Fremdlinge die herzlichste Gastfreundschaft übe.

Eddoulat folgte seinem Führer in Alis Pallast, und wurde von seinem Feinde auf das wohlwollendste empfangen. „Fremdling! sagte er: „ich frage dich nicht um deinen Namen, Stand und Vaterland. Du bist ein Mensch, und demnach mein Bruder, denn ich hoffe, daß dich keine tadelhaften Beweggründe nach Amasia geführt haben, da ich dir nie Uebels gethan, und nur dir wohlzuthun wünsche.“

Der König verstummte, und blickte verlegen vor sich hin. Ali führte seinen Gast in einen großen Saal, wo sich die Vornehmsten seines Hofes befanden, und setzte sich mit ihnen zur Tafel. Die Unterhaltung war lebhaft und freymüthig, scherzhaft und bescheiden. Der König bewunderte seinen Feind und dessen Umgebungen, er hörte ihn von Jedermann glücklich preisen, und konnte sich nicht enthalten, ihn zu fragen, ob er sich noch für glücklich halte, da er seine Länder verlohren, und in seiner letzten Veste belagert werde. Ali versetzte zur Antwort: „Mein Geschick ist in der Hand Gottes, was er über mich beschließt, ist wohl gethan.“

Eddoulat sah sich gezwungen, seinen Feind zu achten, aber dem Durste nach Rache für die geraubte Gattin, konnte er doch nicht Herr werden, und seine

Hand faßte krampfhaft den Dolch, welchen er in seinem Busen verbarg.

Ali bemerkte seine Zerstreutheit und finstere Miene, und fragte ihn, um die Ursache seines Mißmuthes.

Fürst, versetzte der König, ich bin nach Amasia gekommen, den Räuber meiner Gattin zu ermorden.

Wie? rief Ali aus, du willst dir selbst Gerechtigkeit verschaffen. Hast du so wenig Zutrauen zu meiner Gerechtigkeitsliebe? In Amasia herrscht das Gesetz. Ich selbst werde den Entführer deiner Gattin bestrafen.

Du? erwiederte der Fürst, der du Eddoulats Gattin in deiner Verwahrung hältst!

Woher weißt du das?

„Weil ich Eddoulat bin."

Da bedaure ich dich, denn ich kann dir deine Gattin nicht mehr zurückgeben.

„Wie, das ist also dein gepriesener Edelmuth?"

Die Zurückgabe deiner Gattin steht nicht mehr in meiner Macht, denn — sie ist bereits in deinem Lager.

„O edelster Mensch," rief der König aus, indem er ihn umarmte, „nie werde ich deine Güte vergessen."

Entzückt von seines Feindes Großmuth kehrte Eddoulat nach seinem Lager zurück. Man war um ihn sehr besorgt gewesen, und alles war in Bereitschaft, den geliebten König mit Gewalt der Waffen zu befreyen, als er unvermuthet in der Mitte seines Heeres erschien, und Friede und Freundschaft mit Ali verkündete.

Nervan mußte sogleich nach Amasia eilen, und dem Fürsten Ali, Eddoulats Freundschaft antragen, welche mit Vergnügen angenommen wurde. Die beyden Fürsten kamen einander auf einem freyen Platze vor der Veste entgegen, und die beiderseitigen Truppen feyerten das Fest des Friedens vierzehn Tage lang, als Brüder und Freunde.

* * *

Wenn sich edle Feinde auch hassen, so kann doch ihr Haß nur so lange dauern, bis sie gegenseitig ihre Tugenden erkannt haben. Dem tapfern Feinde, der menschlich handelt, können wir nie unsere Achtung versagen, wenn er aber ein Tyrann ist, der nur die Menschen mißhandelt, sie ihres Vermögens und Glückes beraubt, und noch dazu, sie in ihrem Unglücke höhnt, dann verdient er unsere Verachtung. Kein Krieger soll über seinem Beruf die Rechte der Menschheit vergessen, er soll die Leiden seiner Brüder, welche der Krieg unvermeidlich mit sich bringt, nach seinen Kräften lindern, und sie nicht muthwillig vermehren. Es ist ein Gott! die Strafe ereilt den Bösen über kurz oder lang. Die Weltgeschichte ist auch eine Art des Weltgerichts. Nur die Thaten der Menschlichkeit und Gerechtigkeit sind dauernd und lohnend, und jedes Verbrechen bestraft sich durch sich selbst.

46.

Die polytechnische Krambude.

In der Stadt Pr. hatte ein Kaufmann eine Bude bloß für die Kinder errichtet. In derselben findet man was die Kinder zum Unterrichte brauchen: Lehrbücher, Bilderbücher, Schreib- und Zeichnungsmaterialien, Kupferstiche, Landkarten, Abbildungen der Thiere, und anderer Gegenstände, von denen beym Unterricht gehandelt wird, und überhaupt alles, was in den Lehrstunden zur Versinnlichung und deutlichen Darstellung der Lehrgegenstände dienen kann. Nebst bey kann man bey ihm auch alles haben, was den Kindern in den Freystunden Unterhaltung macht: alle Gesellschaftsspiele, Soldaten, zerschnittene Bilder zum zusammensetzen, Säbel, Flinten, Ballen, allerley kleine physikalische Experimente, das Täucherlein in der Flasche, Magnetnadeln, schwimmende Fischgen von Holz, und alles Uebrige, welches man in hundert Buden nur zerstreut antrifft.

Die Mädchen sind auch nicht vergessen. Von der Kinderpupe bis zur Stickrame können sie alles haben, was ihnen Nutzen und Vergnügen schaffen kann.

Das Herrlichste bey der Sache aber ist der Kaufmann selbst. Er ist ein launiger spaßhafter Mann, der mit den Kindern sehr gut umzugehen, und sie an sich zu locken weiß. Der Kauf macht den Kindern nicht mehr Vergnügen, als das Viertelstündchen, das sie mit ihm verplaudern, und mancher Knabe zieht den längern Weg zu seiner Bude vor, um nur bey ihm kaufen zu können. Zu jedem Stücke, das er ver-

kauft, fügt er eine gute Lehre bald im Scherze, bald auch etwas beißend hinzu, und sucht hauptsächlich dadurch die Kinder auf ihre Fehler aufmerksam zu machen. Er thut es aber immer auf eine Art, daß er ihnen nicht mißfallen kann. Ein großer Aushängschild, drollig und bund bemahlen, lockt die Fremden zu seiner Bude.

Adolph und Mathilde, der Sohn und die Tochter der Gräfin Reinfels, hatten durch ihre kleine Freunde und Freundinnen sehr viel artiges von diesem Kaufmann gehört, sie lagen mehrere Tage nacheinander der guten Mutter in den Ohren, und bathen sie, in seine Buden sie zu führen, und an einem schönen Nachmittage wurde ihnen die Bitte gewährt.

Adolph und Mathilde konnten sich in der Bude an allen den schönen Sachen nicht satt sehen. „Ich habe Ihnen zwey guten Kunden hieher geführt," sagte die Gräfinn zu dem Kaufmann, „ich hoffe, Sie werden sie zufrieden stellen." Er dankte höflich, und fragte, womit er sie bedienen könne. Die Gräfin ließ ihren Kindern freye Auswahl.

Mathilde warf sogleich ihren Blick auf einen sehr schönen Spiegel mit einer goldenen Rahme. Die Gräfin bath den Kaufmann, ihn ihrem Töchterchen näher beschauen zu lassen.

Dieser Spiegel, meine schöne kleine Gräfin, sprach der Kaufmann, indem er ihn darreichte, „ist eines der kostbarsten und nützlichsten Geräthe in meinem Gemache. Alle kleine Mädchen können in demselben nicht nur ihr leibhaftes Ebenbild sehen, sondern auch ihre Seele bildet sich in demselben ab. Ein Kind, welches zornig ist, soll sich nur geschwind in die-

sen Spiegel sehen, und es wird seine lieblichen Gesichtszüge gräßlich entstellt finden.

Einem Kinde, das aus Bosheit weint, stellt er ein garstiges Gesicht dar, wenn es in denselben bliket; dem lügenhaften Kinde mahlt er die Wangen blutroth, wenn es gelogen hat. Einem Kinde mit einem hübschen Gesichtchen sagt er, es soll sich bemühen, die Seele eben so schön und rein zu erhalten; ein garstiges Gesicht tröstet er damit, daß die Vorzüge des Menschen nicht in der Gesichtsbildung, sondern in Kenntnissen und Tugenden bestehen. Ist das Gesicht rein, so ermuntert er, — die Seele auch so von allen Fehlern rein zu erhalten."

Die beyden Kinder hörten dem Kaufmann mit Verwunderung zu, und wagten es kaum, einen Blick auf den Spiegel zu werfen. Wie froh waren sie, als er ihnen ihre lieblichen Gesichtszüge der Unschuld und Herzensgüte zeigte. Dieser Spiegel gab zu Hause Veranlassung zu einem weitläufigen Gespräche über die Schönheit des Körpers und die Vorzüge der Tugend und Wissenschaften; und Adolph und Mathilde sahen sich in der Folge nie in einen Spiegel, ohne sich an die Worte des Kaufmannes und die Erklärung der Mutter zu erinnern, und zu guten Vorsätzen zu ermuntern.

Adolph hatte ein niedliches Büchschen, aus Elfenbein herrlich gedrechselt, in die Hand genommen, und es von allen Seiten beschaut. „Dieses kleine Ding," sagte der Kaufmann lächelnd, „ist gar merkwürdig. So winzig es ist, kann doch der Lügner alle seine wahr gesprochenen Worte, der Leichtsinnige seine Bedächtlichkeit, der Faule seinen Fleiß, der Geizi-

ge seine guten Werke, der Näscher seine Enthaltsamkeit, der Gähzornige seine Langmuth darin aufbewahren. Wer einmal einen Schatz darin verschlossen hat, der gebe Acht, daß er ihm nicht entschlüpfe, wenn er das Büchschen öffnet!"

Die Gräfin mußte über diese scherzhafte Worte lachen, die Kinder aber, sahen den Kaufmann bedächtlich an, und fragten, wie man dieses alles in einem so kleinen Büchschen verschließen könnte? —

„Meine lieben Kinder," entgegnete die Gräfin, „ich muß euch nur sagen, daß dieser Herr da gerne scherzt. Man muß seine Worte nicht nach dem Buchstaben nehmen. Er will oft ganz etwas anders andeuten, als er spricht, oft meint er gerade das Gegentheil. Er sagt, daß ein Lügner alle seine wahren Worte in das Büchschen einsperren könne. Freylich haben sie darin Platz, weil der Lügner selten wahr spricht. Eben so will er andeuten, daß der Leichtsinnige selten mit Ueberlegung handelt, der Faule selten Fleiß anwendet, der Geizige selten ein Werk der Barmherzigkeit übet, der Näscher schwer seine Hand von der verbothenen Speise zurückhält, der Gähzornige schnell bey Beleidigungen in Wuth geräth. Er will euch vor diesen Fehlern warnen, und euch ermuntern, bey Zeiten denselben entgegen zu arbeiten, weil man desto tiefer in dieselben geräth, je mehr man ihnen nachhängt."

Die Gräfin gab dann Adolphen die Erlaubniß, sich etwas auszusuchen, was ihm besonders gefiele, das sie ihm auch kaufen wollte.

Er wies auf ein Fernrohr hin, und bath den Kaufmann, ihm dasselbe zu zeigen. Er wollte es auf

dem Landgute benützen, und von dem Berge weit und breit durch dasselbe aussehen.

„Bey dem Gebrauche dieses Fernrohres,“ sagte der Kaufmann, „muß ich Sie, mein lieber junger Graf, auf etwas Besonders aufmerksam machen. Wenn Sie hier da, bey diesem Glase, durch dasselbe sehen, so erscheinen Ihnen alle Gegenstände viel deutlicher, und näher; schauen Sie aber durch das Glas an dem entgegengesetzten Ende, so erscheint ihnen alles verkleinert, und weit entfernt, sie nehmen es kaum wahr.“

„Durch dieses Ende des Fernrohres, wo es verkleinert, sehen wir gewöhnlich unsere Fehler; sie kommen uns sehr klein und unbedeutend vor, wenn wir aber das Betragen unseres Nebenmenschen beurtheilen, so sehen wir mehrentheils durch das andere Ende. Da erscheinen uns ihre Fehler und Mängel so klar, so deutlich, und so groß, als sie in der Sache selbst oft nicht sind.“

„Durch das Glas, welches die Gegenstände verkleinert,“ fuhr der Kaufmann fort, „sehen wir die Dienste und Gefälligkeiten an, die uns andere erweisen; aber allemal, wenn wir einem andern etwas zu Gute thun, schauen wir durch das entgegengesetzte Glas, da erscheint uns die wenige Gabe so groß, die kleine Gefälligkeit so erheblich, daß wir in unsern Gedanken viel Lärmens davon machen.

Viele Menschen sehen durch die verkleinernden Gläser, wenn sie die Verdienste anderer betrachten. Da kommen ihnen alle Vorzüge und guten Eigenschaften derselben dunkel und klein vor; aber ihre eigenen Kenntnisse und Geschicklichkeiten wachsen, indem sie

sie durch das vergrößernde Glas beschauen, und dieselben erscheinen ihnen in einem herrlich strahlenden Glanze.

„In der That“ sagte die Gräfin zu dem Kaufmann, „Ihre Waare ist ein lebendiges Buch; wie sie ein Stück zur Hand nehmen, haben sie gleich Stoff die Tugend und das Laster im wahren Lichte darzustellen, und Ihre lehrreichen Bemerkungen sind so viel werth, als die Waare selbst. Ich wünsche Ihnen sehr viele Käufer; denn keiner wird unbefriedigt hinweggehen.“ „Wenn mich nur alle hören wollten,“ erwiederte der Kaufmann, und das Wort ihnen zu Herzen gienge.“

Mathilde wählte sich ein allerliebstes ausgestopftes Hündchen, und zwar mit besonderer Vorliebe, weil es mit dem trolligen Tamino, der ihr durch seine Sprünge und Schmeicheleyen zu Hause so viel Unterhaltung machte, viel Aehnlichkeit hatte. Der Kaufmann wußte die kleinen Thiere so geschickt auszustopfen, daß sie zu leben schienen. Auch hatte er zahlreichen Zuspruch von jungen und alten Damen, die im Umgange mit ihres Gleichen weniger Vergnügen finden, und lieber in Gesellschaft ihrer Schoßhunde, Katzen, Papageyen und Vögel die Zeit zubringen. Hatte so ein mütterlich gepflegtes Thier der grausame Tod ereilt, so wurde es zum Kaufmann gebracht, der es zur angenehmen Rückerinnerung an den verblichenen Gesellschafter ausstopfen mußte.

So eine leidenschaftliche Hundsfreundinn war die Baronin Spitzfeld, welche in dem Augenblicke in die Bude trat, als der Handel für Mathildens Hund geschlossen war. Sie wünschte einige ausgestopfte

niedliche Hunde zu sehen, indem sie hoffte durch einen derselben ihren kleinen Parisi, das vielgeliebte Schooßhündchen ersetzen zu können, welches zu verlieren, sie kurz zuvor das Unglück gehabt hatte. Ihre Augen schwammen noch in Thränen.

Der Kaufmann zeigte der Dame mehrere artige Hündchen, wie sie der Reihe nach da standen.

„Hier, gnädige Frau Baronin," sprach der Kaufmann, „ist ein liebes Hündchen, das immer aus einer netten Porzellän-Schale gegessen, und immer auf blumigen Teppichen herumgestiegen ist. Ein sammtnes Kissen war sein Ruhebette."

„Dieser andere kleine Hund hier gehörte einst einer der reichsten Damen im Lande. Er war ihr Freund, ihr Liebling, ihr Alles. Wer in Gesellschaft der Dame gelitten seyn wollte, der mußte dem Hunde den Hof machen, ihn loben, ihm schmeicheln, ihn liebkosen; und wehe dem, der jemals so unbehutsam war, den kleinen Günstling mit einem Fuße zu berühren, oder ihn gar auf das zärtliche Pfötchen zu treten!"

„Dieses Bologneser-Hündchen mit den langen seidenartigen Haaren, hat einst eine große Familie in die tiefste Trauer versenkt. Mehrere Tage lang nahm sie aus schmerzlicher Betrübniß keinen Besuch an, und lange konnte man Niedergeschlagenheit in ihrem Blicke lesen."

„Diesem Hunde hat man bey seinen Lebzeiten die Ehre erwiesen, mehr als dreyßig Dienstpersonen seinetwegen fortzujagen, weil sie in Bedienung desselben sich etwas zu Schulden hatten kommen lassen, oder ihn mit der nöthigen Zärtlichkeit nicht behandelt hat-

ten. Er starb an einem Keuchhusten, welchen er sich dadurch zugezogen hatte, daß ihn die Kammerfrau mit etwas kühlem Wasser wusch. Die Unglückliche wurde auf der Stelle aus dem Dienste gejagt, man versagte ihr sogar ein empfehlendes Zeugniß ihrer guten Aufführung."

„O die Pflichtvergessene!" unterbrach ihn die Baronin Spitzfeld; „ich hätte sie einkerkern, und wie eine Mörderin behandeln lassen."

Die Unglücksgeschichte reißt mir die Wunde neu wieder auf, die mir der plötzliche Tod meines lieben Parisi geschlagen hat." Bey diesen Worten befahl sie ihrem Kammermädchen, einen kleinen Hund aus einem niedlichen Kästchen herauszugeben. Er war in ein seidenes Tuch eingeschlagen, und mit Blumen und Wohlgerüchen bedeckt. Die Baronin drückte ihn zärtlich an ihre Lippen, und benetzte ihn mit Thränen.

Das Kammermädchen stellte sich Anfangs eben so niedergeschlagen, als ihre Gebieterin; wie sie aber den Rücken gewendet hatte, lächelte sie schalkhaft, weil sie wohl wußte, daß die Baronin fast keine Thränen, wegen ihres kleinen Söhnchens vergossen hatte, welches kurz vorher gestorben war; daß alle Armen und Dürftigen ungetröstet von der Thür der Baronin weggehen, daß sie ihnen die Brocken nicht vergönnt, welche der Hund zernagt liegen gelassen hatte, und daß der Tod dieses Günstlings, sie vieler harter Worte und Verweise enthoben hatte.

„Sehen Sie" sagte die Baronin mit einem tiefen Seufzer, „sehen Sie dieses liebe Geschöpf; da liegt es ohne Leben, todt hingestreckt. O mein armer Parisi! Jetzt kann ich dich nicht mehr an meinen

Busen drücken, du erwiederst meine Zärtlichkeit nicht mehr, du nimmst nicht mehr Bonbon und Biscuit aus meinem Munde, das ich dir mütterlich gekäuet habe. Der grausame Tod! wie schwer hat er sich an mir gerächet!"

Der Kaufmann bath sie, ihren Schmerz zu unterdrücken, indem er ihr vorstellte, daß der Himmel ihr noch gnädig war, daß es viel schmerzlicher gewesen wäre, wenn der Tod ihr ein Kind oder den Gemahl entrissen hätte.

„Ach Himmel!" rief die Baronin aus, die ganze Welt, ist mir ohne meinen Parisi eine leere Einöde. Ich kann ohne ihn nicht mehr leben; wenigstens muß ich sein leibhaftes Bild vor Augen haben. Wenn Sie mir ihn nicht so lebhaft ausstopfen können, daß er sich ganz ähnlich sieht, so giebt es keinen ruhigen Augenblick mehr auf der Welt."

Der Kaufmann versprach sein möglichstes zu thun, und den Hund so herzustellen, daß ihm nur die Bewegung abgienge, um ihn noch für lebendig halten zu können.

Die Baronin schien sich durch dieses Versprechen zu erheitern, stieg in den Wagen, und fuhr fort.

Die Kinder hatten dem Gespräche mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, und wußten nicht, was sie von der Baronin denken sollten. „Aber Mama" sagte Adolph, die Frau Baronin treibt es doch ein bischen gar zu arg mit ihrem Parisi, es dürfte ihr ein Sohn gestorben seyn, sie könnte sich nicht mehr grämen."

„Die Baronin Spitzfeld," sprach die Gräfin, „mag übrigens eine achtungswerthe Dame seyn, aber ihrer außerordentlichen Zärtlichkeit und Liebe für die

Hunde, kann ich meinen Beyfall nicht geben. Ich habe euch schon öfters gesagt, daß die Hausthiere allerdings Anspruch auf gute Behandlung machen können. Es verräth ein böses Herz einen Hund oder eine Katze zu mißhandeln, oder die nöthige Nahrung ihnen zu versagen.

Die Thiere verdienen auch unser Mitleiden, und nach Verhältniß des Nutzens, den sie uns verschaffen, unsere besondere Fürsorge. Doch muß ich das Betragen dieser Dame bey dem Tode ihres Hundes laut tadeln; denn sie betrauert ihn mehr, als ihren nächsten Verwandten.“

„Dieser Hund,“ fuhr die edle Gräfin fort, wurde, wie ich schon längst weiß, von dem besten Bissen der Tafel genährt, während hungrige Bettler ungespeiset von der Baronin abgewiesen wurden. Er nahm den nächsten Platz an ihrem Bette ein, während ihr kleines Söhnchen einer gedungenen Amme anvertraut war.

Er war den ganzen Tag an ihrer Seite, wurde geherzt, und liebkoset, während sie ihre Kinder nur zweymal des Tages, und da auch nur auf kurze Zeit sah. Er lag bey Spaziergängen auf dem Arme der Baronin, während das kleine Kind durch die Kindsmagd nachgetragen wurde. Wie oft mißhandelte sie ihre Dienstleute wegen des Hundes, und obendrein oft noch unschuldig. Heißt das nicht einen Hund dem Menschen, Hundesliebe der Menschenliebe vorziehen?“

Der Hund ist allerdings nützlich, und verdient unsere Freundlichkeit; er ist unser treuer Diener und Gefährte: er bewacht uns bey Tage, und schützet unser Eigenthum bey der Nacht; ist dieses nicht schon

genug, daß wir für ihn sorgen? Aber er verlangt nur schlechte Nahrung, und diese erhält ihm Gesundheit und Kräfte, daß er seine Dienste leisten kann, während ein Hund, der mit guten Bissen gefüttert wird, die ein Armer mit Gottes Dank annehmen würde, faul und zu seinen Diensten unfähig wird."

Mit diesen Worten empfahl sich die Gräfin dem Kaufmann, der ihrer Belehrung über Hundesliebhaberey immer Beyfall zugelächelt hatte. Die Kinder nickten ihm freundlich mit dem Köpfchen zu, und versprachen, ehestens ihn wieder zu besuchen.

Es vergiengen kaum 8 Tage, so bath Adolph, der schon ziemlich fertig schreiben konnte, daß ihm die Mama eine Schreibtafel mit einer Brieftasche kaufen möchte, und da er hinzufügte, daß der Kaufmann in der polytechnischen Bude sehr schöne Gattungen derselben habe, so merkte sie leicht, daß ihm daran gelegen war, zu demselben zu kommen, und am nächsten Ferien-Tage führte sie ihre Kinder dahin.

„Wenn ich Ihnen, lieber Graf, eine Brieftasche verkaufe," sprach da der Kaufmann, „so muß ich Ihnen doch auch sagen wozu Sie dieselbe vorzüglich benützen sollen.

Ich rathe Ihnen, mein schöner junger Graf, in dieselbe täglich alle Wohlthaten aufzuzeichnen, welche man Ihnen erweiset. Sie schreiben dann in dieselbe alle guten Eigenschaften, welche Sie noch nicht besitzen, und merken dabey den Tag an, wann Sie anfangen wollen, nach diesen Vorzügen zu streben."

„Zwei Blätter bestimmen Sie dazu, die Fehler, welche Sie an sich selbst bemerken, aufzuzeichnen, und wenn einer abgewöhnt ist, so wird er durchstrichen.

Auf einem Blatte wird Rechnung über ihr Taschengeld gehalten, und eine eigene Stelle zu den Gaben für die Armen offen gelassen. Für die Fehler anderer und Ihre eigenen Vorzüge darf kein Raum übrig bleiben, denn diese merkt man sich leicht im Kopfe; wohl aber zeichnen Sie auf einem Plätzchen die guten Handlungen auf, die Sie ausüben wollen, damit Ihr Wille bald ins Werk übergehe."

Während der Kaufmann so sprach, trat ein Mädchen, es mochte über zwölf Jahre alt seyn, in die Bude, und forderte eine Larve mit einer ländlichen Maske. Sie war zu einem Kinderballe geladen, und sollte mit mehrern andern, ihrer Gespielinnen maskirt erscheinen. „Daß man doch jetzt noch Larven vor das Gesicht nimmt," sagte der Kaufmann scherzend, „wo man es, selbst bis auf die kleinsten Kinder, zur Fertigkeit gebracht hat, sich zu verstellen, und in einer andern Gestalt zu erscheinen, als welche die eigenthümliche ist."

„Wie viel anders erscheinen Kinder vor den Augen der Aeltern und Lehrer, als wenn sie hinter ihrem Rücken sind. Da maskirt sich der Faule in einen Fleißigen, der Ungehorsame in einen Gehorsamen, der Lügner in einen Wahrheitsliebenden, der Zänker in einen Friedfertigen, der Aufbrausende in einen Sanftmüthigen und so weiter. Jeder will anders erscheinen, als er wirklich ist."

„Das Uebelste bey der Sache ist," fuhr der Kaufmann fort, „daß wir das Tadelhafte und Lächerliche an uns selbst nicht recht sehen, und es noch viel weniger andern gern sehen lassen, und daß wir uns sorgfältig bemühen, unter der Larve dieses alles

zu verbergen, während wir andern die Maske so gern abziehen.“

„Wollte Gott,“ sprach die Gräfin zu ihren Kindern, „daß ihr nie in Versuchung geriethet, euch anders zu zeigen, als ihr wirklich beschaffen seyd, und daß ihr nie gute Eigenschaften heuchelt. Ein Kind, das sich verstellt, ist wie ein Kranker, der seine Krankheit verbirgt. Wie kann ihn der Arzt heilen? Es verschlimmert sich sein Uebel von Tag zu Tag, bis keine Rettung für ihn mehr möglich ist.“

„So wird das heuchlerische Kind, welches seine Fehler vor den Aeltern und Lehrern verbirgt, oder zu beschönigen sucht, immer in größere Fehler gerathen, bis es unverbesserlich wird; und dann ist es um das Zutrauen und die Achtung der Menschen für immer geschehen.“

„Ein Kind aber, welches häuchelt, glaubt sich sicher unter der angenommenen Maske; sie wird ihm abgezogen, und es steht mit Schmach und Schande bedeckt da!“

„So hatte Karl Hammer, ein leichtsinniger Knabe, manchen Bubenstreich heimlich verübt, und sich so geschickt zu verstellen gewußt, daß ihn viele für ein gutes und offenherziges Kind hielten. Besonders aber wußte er sich bey dem geringsten Verdachte durch schöne Worte herauszulügen, daß er selbst seinen Vater oft täuschte.“

„Eines Tages war die Bruthenne mit ihren Küchlein aus dem Maierhofe entwischt, und streifte auf dem Felde herum, wo Karl Hammer eben spazieren gieng. Wie er sie nur gesehen hatte, war er schon hinter ihnen drein, und jagte sie den Acker hin-

auf und wieder herab, und quer durch das Feld, daß die kleinen Hühner nicht schleunig genug laufen konnten. Drey oder vier konnten nicht mehr von der Stelle, und blieben halb todt liegen. Karl schleuderte sie, wie einen Ball hoch in die Luft, und fieng sie mit den Händen wieder auf, bis sie vollends todt waren." Der Gärtner hatte über die Gartenmauer diesem muthwilligen und grausamen Spiele zugesehen, und als Karl Hammer sich entfernte, die todten Hühner aufgehoben. Ohne ein Wort zu sagen, gieng er zu dessen Vater, und erzählte ihm alles, was er gesehen. Auch ihm hatte er kurz vorher im Garten ein hergerichtetes Blumenbeete muthwilliger Weise verdorben, und alles rund weggeläugnet."

„Der Vater dankte dem Gärtner für diese Anzeige; er sagte, daß es für ihn traurig sey, solche Bubenstreiche, von seinem Sohne vernehmen zu müßen, daß er aber, wenn man ihm seine Fehler unverhohlen anzeige, ihn besser kennen lernte, und leichter an seiner Besserung arbeiten könnte."

„Karl Hammer kam wie gewöhnlich um die Mittagsstunde nach Hause, und setzte sich mit seiner erkünstelten unschuldigen Miene zu Tische. Der Vater erzählte den Schaden mit den Hühnchen, und setzte hinzu, daß es ein sehr böser Knabe müße gewesen seyn, der ein Vergnügen daran gefunden habe, diese armen Thiere zu Tode zu quälen."

„Ohne eine Farbe im Gesichte zu verändern, erwiederte Karl, daß ein so leichtfertiger Knabe eine scharfe Züchtigung verdiene, um zu fühlen, was es heiße, wehrlosen Thieren ein Leid zuzufügen."

„Und welche Strafe entgegnete der Vater, würdest du wohl für diesen bösen Buben bestimmen? Ich würde ihn mit Ruthen züchtigen lassen, antwortete Karl, und von seinem Taschengelde müßte er den Werth der Hühnchen bis auf den letzten Heller bezahlen.“

„Du hast nun dein Urtheil selbst gesprochen, sagte der Vater mit ernster Stimme. Du warst es böser Bube, der diese unschuldigen Thiere zu Tode gejagt hat, gehe aus meinen Augen, empfange die Strafe, und werde menschlicher!“

Karl war zwar betroffen, aber er wagte es noch, seine Unschuld zu betheuern, und sagte, daß er von allem nichts wüßte, was ihm der Vater vorwürfe. „Du bist ein niederträchtiger Lügner und Heuchler,“ fuhr ihn der Vater hart an; „nicht nur daß du böse Streiche verübest, du glaubst auch noch mit schönen Worten mich täuschen zu können? Nimmermehr! ich kenne dich jetzt ganz. Büsse für deine Schuld, und fange an, dich zu bessern! Da half weder Bitten noch Thränen.

Karl erlitt die Strafe, die er sich selbst auferlegt hatte. Sie wirkte; er fieng an, sich zu bessern, aber es brauchte lange und kostete ihm viele Mühe seine Fehler, besonders die Verstellung und Heucheley ganz abzulegen. —

Während dieser Erzählung, welche die Kinder mit größter Aufmerksamkeit angehört hatten, füllte sich die Bude mit neu angekommenen Käufern. Die Gräfin machte denselben Platz, und versprach nächster Tagen mit ihren Kindern wieder zu kommen, um

mit der Waare eine gute Lehre für ihre Kinder bey dem Kaufmann abzuhohlen.

47.

Tobias Witt.

(Ein Gegenstück.)

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher, der sein Erbgut in Paris oder London verzehrt hat.

Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigener Erfahrung gesammelt hatte. Das besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwey und zwey zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — „Ey, fieng der alte Witt an, und schmunzelte: wär' ich denn wirklich so klug?" —

Die ganze Welt sagts, Herr Witt! Und weil ich es auch gern würde —

Je nun; wenn er das werden will, das ist leicht.— Er muß nur fleißig acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen." —

Was? Wie es die Narren machen? —

Ja, Herr Till, und es dann anders machen, als die!

Als zum Exempel?

Als zum Exempel, Herr Till: so lebte da hier in meiner Jugend ein alter Rechnungsmeister, ein dürres grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der gieng immer herum, und murmelte vor sich s.lbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem in's Gesicht sehen, das that er noch weniger; immer gukt er ganz finster in sich hinein. — Wie meint er nun wohl, Herr Till! daß die Leute den hiessen?" —

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf. —

Ja, warum nicht gar? — Einen Narren?"

„Hui, dacht ich da bei mir selbst; — denn der Titel stand mir gar nicht an — wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. In sich selbst hineinsehen, das taugt nicht: sieh den Leuten dreist in's Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen, pfui! Sprich lieber mit andern!" — Nun was dünkt ihm Herr Till, hat ich da Recht? —

Ei, ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. —

Denn da lief noch ein anderer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink. Der guckte aller Welt in's Gesicht, und plauderte mit allen, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum: und den, Herr Till, — wie meint er wohl, daß die Leute den wieder hiessen?" —

Einen lustigen Kopf.

„Beinahe! Sie hiessen ihn auch einen Narren.— Hui, dacht ich da wieder, das ist doch drolligt! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heissen? —

„Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch

dreist ins Gesicht, wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtlich in dich hinein, wie der andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie Herr Veit."

Sieht er, Herr Till! so hab ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniß."

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte.

Ei was? fieng der alte Wirt an, und schüttelte ihn, er muß das Glück nur suchen, Herr Flau! Er muß darnach aus seyn." —

Das bin ich ja so lange; aber was hilfts? — Immer kommt ein Strich über den andern! Künftig leg ich die Hände lieber gar in den Schooß, und bleibe zu Hause.

„Ach, nicht doch, nicht doch! Herr Flau! Gehen muß er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie er's Gesicht trägt? —

Was? — Wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie ers Gesicht trägt. Ich will's ihm erklären.

Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus bauete, so lag einst die ganze Strasse voll Balken und Steine und Sparren; und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trik, damals noch ein blutsjunger Rathsherr: der rannte, mit vor sich geworfenen Armen, in's Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war." — „Plump! lag er da, brach das Bein und hinkt noch heutiges Tags daran. — Was will ich damit sagen, lieber Herr Flau?" Ei, die alte Lehre: Du sollst die Nase nicht allzu hoch tragen.

„Ja, sieht er? Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange darnach kam auch ein anderer gegangen, der war der Stadtpoete Herr Stoll. Der mußte entweder Verse oder Haus-Sorgen im Kopfe haben, denn er schlich ganz trübsinnig daher, als wenn er das einzige Stiefkind vom himmlischen Vater wäre, und guckte auf den Erdboden nieder, als wenn der schöne blaue Himmel nicht auch über ihn ausgespannt wäre.

Krach! riß ein Seil, und der daran befestigte Balken stürzte wie ein Blitz vor ihm nieder. Vor Schrecken fiel der arme Tropf in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang das Bett hüthen. Merkt er nun wohl Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muß?

Sie meinen, so hübsch in der Mitte.

„Ja freilich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig, nach Oben und nach Unten, und nach beiden Seiten umher wirft, mit dem Blick nach Oben fest auf Gott vertraut, und mit dem Blick nach Unten treu und redlich mit seinen Talenten haushält, so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen."

Noch ein andermal besuchte Herrn Witt ein junger Anfänger im Handelsstande; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. Viel, fieng er an, wird dabey nicht herauskommen, das sehe ich vorher: aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an.

Und wie viel meint er denn, lieber Herr Wills, daß er braucht? —

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa.

Wenns nicht mehr ist — die will ich ihm geben! — Und damit er sieht, daß ich ihm gut bin, so will ich ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden.

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein?

Es ist nichts. Es ist ein blosses Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolligtes Männchen, Herr Grell mit Name. Der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die brachte ihn zum Thore hinaus."

Ei! das wäre! die hieß? —

„Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts Herr Grell? Was haben sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fieng er an. Ein fünfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? —

„Oder wenn man ihn anredete: nun, Herr Grell! Sie haben ja auch bei dem Bankerotte verlohren? — Ach was? sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein Hundert fünf." Er saß in guten Umständen, der Mann; aber wie gesagt, die einzige fatale Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das er wollte? —

Ich? — Ich bath um hundert Thaler, lieber Herr Witt!

Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber

ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Getreidehändler, Herr Tomm. Der baute von einer andern Redensart das ganze grosse Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. Was dünkt ihn dazu?" Ei, ums Himmelswillen! Die mögt ich wissen — Die hieß?

„Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Tomm? Was haben sie bei dem Handel verdient? — Ach, viel Geld, fieng er an, viel Geld! Und da sahe man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganze hundert Thaler!"

„Oder wenn man ihn anredete: was ist ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? Ach, sagte er wieder, ich habe viel verlohren, viel Geld! Ganze fünfzig Thaler!"

„Er hatte klein angefangen, der Mann; aber wie gesagt, das ganze grosse Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills! welche Redensart gefällt ihm nun besser?—

Ei, das versteht sich, die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. — Denn er sagte auch viel Geld, wenn er Armen und Unglücklichen eine Gabe spendete, oder der Obrigkeit seine Leistungen entrichten mußte: und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie mein anderer Nachbar, Herr Grell.

Ich, Herr Wills, der ich zwischen der doppelten Redensart mitten inne wohne, ich habe mir beide gemerkt: und da sprach ich nun nach Zeit und Gelegenheit, bald wie Herr Grell, und bald wie Herr Tomm. Nein, bei meiner Ehre! Ich halts mit Hr.

Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefallen mir. Er wollte also.“ —

Viel Geld! viel Geld, lieber Herr Witt! Ganze hundert Thaler! --

„Sieht er, Herr Wills? Das war ganz recht. Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie Hr. Tomm; und wenn man einem Freund aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

48.

Die Pantoffeln.

Zu Bagdad, der ehemaligen Hauptstadt des muhamedanischen Kaiserthums, lebte ein alter Kaufmann, mit Namen Akbar, weit und breit wegen seines Geitzes bekannt. Er war sehr reich, gieng aber in den schlechtesten Kleidern einher. Vor allen seinen Kleidungsstücken zogen jedoch besonders seine Pantoffeln aller Menschen Augen auf sich. Ihre Sohlen waren dick und klotzig, und mit schweren eisernen Nägeln beschlagen, und das Oberzeug voll Schmutz, Flecken und Löcher. Er trug sie schon über zehn Jahre, und alle Schuster und Pantoffelmacher in ganz Bagdad hatten ihre Kunst daran erschöpft, sie zusammen zu halten.

Einst ging der alte Filz auf den Markt zu Bagdad, und machte daselbst einen guten Handel, welcher ihn bewog, einige Aspern auszugeben, und ein-

mal in ein Bad zu gehen, das er aus Sparsamkeit schon seit langer Zeit nicht besucht hatte. Ein Bekannter von ihm, den er daselbst antraf, machte sich über seine Pantoffeln lustig, und setzte dann hinzu: Es ist wohl einmal Zeit, daß ihr euch ein Paar neue anschafft.

Während dem, daß Akbar in das eigentliche Badebehältniß sich begab, und seine Pantoffeln in dem Vorgemache stehen ließ, trat der Kadi (Stadtrichter) in dasselbe, um sich ebenfalls zu baden.

Akbar verließ das Bad eher, als der Kadi, und zog ein Paar neue Pantoffeln, da er diese statt seinen an Ort und Stelle fand, ohne weiters an, indem er der Meinung war, daß sein Freund ihm damit ein überraschendes Geschenk gemacht habe, nur deßhalb kurz zuvor seine schlechte Fußbekleidung getadelt habe.

Als der Kadi genug gebadet hatte, suchten seine Bedienten vergebens nach den Pantoffeln ihres Herrn. Sie fanden nichts, als ein Paar alte Schluren, die jeder gleich für die des Kaufmanns Akbar seine erkannte.

Einige Gerichtsdiener liefen nun zu dem vermeinten Dieb, und brachten ihn mit dem gestohlenen Gute an den Füßen, zu dem Kadi, der ihn in's Gefängniß führen ließ, und nicht eher daraus befreyte, bis er eine ansehnliche Summe, als Strafe für seine Unvorsichtigkeit, bezahlt hatte.

Kaum war der tiefgebeugte Akbar wieder in seine Wohnung zurückgekehrt, so warf er die unglückbringenden Pantoffeln in den Strom, der dicht hinter seinem Hause vorbeyfloß.

Einige Tage darauf zogen Fischer hier am Ufer ein Netz aus dem Wasser, das ungewöhnlich schwer zu heben war. Sie fanden zu ihrem Erstaunen, Akbars alte Pantoffeln darin, welche ihnen fast alle Netze zerrissen hatten, und warfen sie voll Wuth durch's Fenster in sein Wohnzimmer, wodurch eine Menge krystallener Gefäße zerschlagen wurden, die voll des köstlichsten Rosenöhls waren.

Man kann leicht denken, wie sehr ein solcher Anblick den sparsamen Akbar erschüttern mußte. „Unglückbringende Pantoffeln!“ schrie er, „ihr stiftet nichts als Unheil! — Ich will euch daher auf ewig von der Erde beseitigen.“

Mit diesen Worten nahm er einen Spaden, ging in seinen Garten, und grub ein tiefes Loch, in welches er die Pantoffeln verscharrte. Ein Nachbar, der schon lange einen Groll auf ihn hatte, wurde ihn bey dieser Beschäftigung gewahr. Er lief sogleich zu dem Statthalter von Bagdad, und machte die Anzeige, daß Akbar einen Schatz in seinem Garten ausgegraben habe.

Dieß war für den geldgierigen Stadthalter hinlänglich, um darnach seine Maaßregeln zu ergreifen. Er eilte nach Akbars Wohnung, und forderte den gefundenen Schatz im Namen des Kaisers. Akbar versicherte vergebens, er habe nur seine alte Pantoffeln vergraben, aber seine Reden fanden keinen Glauben, und er mußte sich endlich mit einem ansehnlichen Theile seines Vermögens von dem Verdachte loskaufen, einen Schatz gefunden zu haben.

Voll Verzweiflung verwünschte Akbar seine Pantoffeln, und, um nun recht sicher zu gehen, mach-

te er sich mit ihnen auf den Weg, und warf sie, einige Meilen von der Stadt entfernt, in eine Wasserleitung. Er hoffte, nie mehr ein Wort von ihnen zu hören, aber das Schicksal wollte es anders. Die Pantoffeln fielen gerade auf eine Röhre der Wasserleitung, und verstopften dadurch den Ausfluß. Man untersuchte den Grund dieses Uebels, und wunderte sich nicht wenig, ihn in den Pantoffeln des geitzigen Akbars zu finden.

Der unglückliche Eigenthümer der Pantoffeln wurde abermal zu einer Geldbuße verurtheilt. Der Stadthalter, der den größten Theil von den Strafgeldern für seine Person behielt, machte nun den Unpartheyischen, und befahl, daß man den gehörig bestraften Akbar seine kostbaren Pantoffeln zurückgeben solle.

Um vor allem künftigen Unglück durch die Pantoffeln ganz sicher zu seyn, beschloß Akbar endlich, sie den Flammen zu opfern. Da sie ganz durchnäßt waren, mußte er sie zu dem Ende erst austrocknen lassen, und legte sie auf eine Terrasse vor seinem Hause in die Sonne.

Das Schicksal hatte aber auch noch jetzt nicht alle seine Tücke erschöpft. Der Hund seines Nachbars spürte die Pantoffeln aus, sprang auf die Terrasse, und warf den einen auf die Strasse. Der Pantoffel fiel auf eine angesehene Frau, und beschädigte sie. Ihr Mann verklagte Akbar, und er mußte abermal eine neue Geldbuße erlegen.

Voll Wuth und Verzweiflung eilte Akbar von der Gerichtsstube nach Hause, nahm die beiden Unglückspantoffeln, und gieng zu dem Kadi damit.

„Hier,“ sagte er zu dem Richter mit Heftigkeit: „Hier sind die unglückbringenden Urheber aller meiner Leiden. Diese infamen Pantoffeln haben mich fast an den Bettelstab gebracht. Ich bitte euch um Gotteswillen, gebt doch einmal den Befehl, daß mir nichts mehr zur Last gelegt werden darf, was sie noch Böses anrichten werden.“

Der Kadi war billig genug, einem Manne eine so gerechte Bitte zu gewähren, der schon durch Gerichtskosten und Strafgelder fast zum Bettler geworden war.

Akbar lernte, aber zu spät, wie viel es einem oft kostet, wenn man eine nöthige Ausgabe nicht zu rechter Zeit macht.

49.

Schlechter Gewinn.

Ein junger Kerl that vor einem Juden gewaltig groß, was er für einen sichern Hieb in der Hand führe, und wie er eine Stecknadel der Länge nach spalten könne mit einem Zug. Ja gewiß, Mauschel Abraham, sagte er, es soll einen Siebzehner gelten, ich haue dir in freyer Luft das Schwarze vom Nagel weg auf ein Haar und ohne Blut. Die Wette galt, denn der Jude hielt so etwas nicht für möglich, und das Geld wurde ausgesetzt auf den Tisch.

Der junge Kerl zog sein Messer und hieb, und verlor's, denn er hieb dem armen Juden in der Un-

geschicklichkeit das Schwarze vom Nagel, und das Weiße vom Nagel und das vordere Gelenk mit Einem Zug rein von dem Finger weg. Da that der Jude einen lauten Schrey, nahm das Geld und sagte: Au weih, ich habs gewonnen!

An diesen Juden soll jeder denken, wenn er versucht wird, mehr auf einen Gewinn zu wagen, als derselbe werth ist. Wie mancher Prozeßkrämer hat auch schon so sagen können.

Ein General meldete einmal seinem Monarchen den Sieg mit folgenden Worten: „Wenn ich noch einmal so siege, so komme ich allein heim." Das heißt mit andern Worten. „O weih, ich habs gewonnen!"

50.

Untreue schlägt den eignen Herrn.

Als in dem Krieg zwischen Frankreich und Preußen ein Theil der französischen Armee nach Schlesien einrückte, waren auch Truppen vom rheinischen Bundesheer dabey, und ein bairischer oder würtembergischer Offizier wurde zu einem Edelmann einquartiert, und bekam eine Stube zur Wohnung, wo viele sehr schöne und kostbare Gemählde hiengen.

Der Offizier schien recht große Freude daran zu haben, und als er etliche Tage bey diesem Manne gewesen und freundlich behandelt worden war, verlangte er einmal von seinem Hauswirth, daß er ihm eins von diesen Gemählden zum Andenken schenken möch-

te. Der Hauswirth sagte, daß er es mit Vergnügen thun wollte, und stellte seinem Gaste frey, dasjenige selber zu wählen, welches ihm die größte Freude machen könnte. —

Nun wenn man die Wahl hat, sich selber ein Geschenk von jemand auszusuchen, so erfordern Verstand und Artigkeit, daß man nicht gerade das Vornehmste und Kostbarste wegnehme, und so ist es auch nicht gemeynt. Daran schien dieser Mann auch zu denken, denn er wählte unter allen Gemählden fast das schlechteste. Aber das war unserm schlesischen Edelmann nichts desto lieber, und er hätte ihm gern das Kostbarste dafür gelassen.

Mein Herr Obrist, so sprach er mit sichtbarer Unruhe, warum wollen Sie gerade das geringste wählen, das mir noch dazu wegen einer andern Ursache werth ist? Nehmen Sie doch lieber dieses hier, oder jenes dort. Der Offizier gab aber darauf kein Gehör, schien auch nicht zu merken, daß sein Hauswirth immer mehr und mehr in Angst gerieth, sondern nahm geradezu das gewählte Gemählde herunter. Jetzt erschien an der Mauer, wo dasselbe gewesen war, ein großer feuchter Fleck. Was soll das seyn? sprach der Offizier, wie erzürnt, zu seinem todtenblassen Wirth, that einen Stoß, und auf einmal fielen ein Paar frisch gemauerte und übertünckte Backsteine zusammen, hinter welchen alles Geld und Gold und Silber des Edelmanns eingemauert war.

Der gute Mann hielt nun sein Eigenthum für verloren, wenigstens erwartete er, daß der feindliche Kriegsmann eine nahmhafte Theilung ohne Inventarium und ohne Commissarius vornehmen werde, er

gab sich geduldig darein, und verlangte nur von ihm zu erfahren wie er habe wissen können, daß hinter diesem Gemählde sein Geld in der Mauer verborgen war. Der Offizier erwiederte: Ich werde den Entdecker sogleich hohlen lassen, dem ich ohnehin eine Belohnung schuldig bin, und in kurzer Zeit brachte sein Bedienter — sollte man's glauben — den Maurermeister selber, den nemlichen, der die Vertiefung in der Mauer zugemauert und die Bezahlung dafür erhalten hatte.

Das ist nun einer von den größten Spitzbubenstreichen, die der Satan auf ein Sündenregister setzen kann. Denn der Handwerksmann ist seinen Kunden die größte Treue, und in Geheimnissen, wenn es nichts unrechtes ist, so viel Verschwiegenheit schuldig, als wenn er einen Eid darauf hätte. Aber was thut man nicht um des Geldes willen! Oft gerade das nemliche, was man um der Schläge, oder um des Zuchthauses willen thut, oder für den Galgen, obgleich ein großer Unterschied dazwischen ist. So etwas erfuhr unser Meister Spitzbub. Denn der brave Offizier ließ ihn jetzt hinaus vor die Stube führen, und ihm von frischer Hand 50 sage fünfzig Prügel baar ausbezahlen, lauter gute Valuta, und war kein einziger falsch darunter. Dem Edelmann aber gab er unbetastet sein Eigenthum zurück. Das wollen wir beydes gut heissen, und wünschen, daß jedem, der Einquartirung haben muß, ein so rechtschaffener Gast, und jedem Verräther, eine solche Belohnung zu Theil werden möge.

51.

Der Barbierjunge von Segringen.

Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätjahre kam in dem Wirthshaus zu Segringen ein Fremder von der Armee an, der einen starken Bart hatte, und fast wunderlich aussah, also, daß ihm nicht recht zu trauen war. Der sagt zum Wirth, eh' er etwas zu essen oder zu trinken fordert: Habt ihr keinen Barbier im Ort, der mich rassiren kann? Der Wirth sagt, Ja, und holt den Barbier. Zu dem sagt der Fremde: Ihr sollt mir den Bart abnehmen, aber ich habe eine kitzliche Haut. Wenn ihr mich nicht ins Gesicht schneidet, so bezahl ich euch 4 Kronenthaler. Wenn ihr mich aber schneidet, so stech ich euch todt. Ihr wäret nicht der Erste. „Wie der erschrockene Mann das hörte, (denn der Fremde machte ein Gesicht, als wenn es nicht vexirt wäre, und das spitzige, kalte Eisen lag auf dem Tisch), so springt er fort, und schickt den Gesellen. —

Zu dem sagt der Herr das Nemliche. Wie der Gesell das nemliche hört, springt er ebenfalls fort, und schickt den Lehrjungen. Der Lehrjunge läßt sich blenden von dem Geld, und denkt: „Ich wag's. Gerathet es, und ich schneide ihn nicht, so kann ich mir für 4 Kronenthaler einen neuen Rock auf die Kirchweihe kaufen, und einen Schnepper. Gerathets nicht, so weiß ich, was ich thue,“ und rasirt den Herrn.

Der Herr hält ruhig still, weiß nicht in welcher entsetzlichen Todesgefahr er ist, und der verwegene

Lehrjunge spaziert ihm auch ganz kaltblütig mit dem Messer im Gesicht, und um die Nase herum, als wenns nur um einen Sechser, oder im Falle eines Schnitts, um ein Stücklein Zunder oder Fließpapier darauf zu thun wäre, und nicht um 4 Kronenthaler, und um ein Leben, und bringt ihm glücklich den Bart aus dem Gesicht, ohne Schnitt, und ohne Blut, und dachte doch, als er fertig war: „Gottlob! Als aber der Herr aufgestanden war; und sich im Spiegel beschaut, und abgetrocknet hatte, und giebt dem Jungen die 4 Kronenthaler, sagt er zu ihm: Aber junger Mensch, wer hat dir den Muth gegeben mich zu rasiren, so doch dein Herr und der Gesell sind fortgesprungen? Denn wenn du mich geschnitten hättest, so hätt' ich dich erstochen." Der Lehrjung aber bedankte sich lächelnd für das schöne Stück Geld, und sagte: Gnädiger Herr, Ihr hättet mich nicht erstochen, sondern, wenn ihr gezuckt hättet, und ich hätt' euch ins Gesicht geschnitten, so wär ich euch zuvorgekommen, hätt' euch augenblicklich die Gurgel abgehauen, und wäre auf und davon gesprungen.

Als der Fremde das hörte, und an die Gefahr dachte, in der er gesessen, ward er erst blaß vor Schrecken und Todesangst, schenkte dem Burschen noch einen Kronenthaler extra, und hat seitdem zu keinem Barbier mehr gesagt: Ich steche dich tod, wenn du mich schneidest.

52.

Eine merkwürdige Abbitte.

Das ist merkwürdig, daß an einem schlechten Menschen der Name eines ehrlichen Mannes gar nicht haftet, und daß er durch solchen nur ärger geschimpft ist.

Zwey Männer saßen in einem benachbarten Dorf zu gleicher Zeit im Wirthshaus. Aber der eine von ihnen hatte bösen Leumund wegen allerley, und es sah ihn und den Iltis niemand gern auf seinem Hof. Aber beweisen vor dem Richter konnte man ihm nichts. Mit dem bekam der andere Zwist im Wirthshaus, und im Unwillen, und weil er ein Glas Wein zu viel im Kopf hatte, so sagte er zu ihm: Du schlechter Kerl! Damit kann einer zufrieden seyn, wenn er's ist, und braucht nicht mehr. Aber der war nicht zufrieden, wollte noch mehr haben, schimpfte auch und verlangte Beweis. Da gab ein Wort das andere, und es hieß: Du Spitzbub, du Felddieb! — Damit war er noch nicht zufrieden, sondern gieng vor den Richter.

Da war nun freylich derjenige, welcher geschimpft hatte, übel daran. Leugnen wollte er nicht, beweisen konnt' er nicht, weil er für das, was er wohl wußte, keine Zeugen hatte, sondern er mußte einen Gulden Strafe erlegen, weil er einen ehrlichen Mann einen Spitzbuben geheißen habe, und ihm Abbitte thun, und dachte bey sich selber: theurer Wein! als er aber die Strafe erlegt hatte, so sagte er: Also einen Gulden kostet es, gestrenger Herr! wenn man einen ehrlichen Mann einen Spitzbuben nennt? Was kostet's

denn, wenn man einmal in der Vergeßlichkeit oder sonst zu einem Spitzbuben sagt ehrlicher Mann?

Der Richter lächelte und sagte: Das kostet nichts und damit ist niemand geschimpft. Hierauf wendete sich der Beklagte zu dem Kläger um, und sagte: „Es ist mir leid, ehrlicher Mann! Nichts für ungut Ehrlicher Mann, Adies Ehrlicher Mann!“

Als der erboste Gegner das hörte, und wohl wußte wie es gemeint war, wollte er noch einmal anfangen, und hielt sich jetzt für ärger beleidigt als vorher. Aber der Richter, der ihn doch auch als einen verdächtigen Menschen kennen mochte sagte zu ihm: Er könnte jetzt zufrieden seyn.

53.

Fritz und der Blinde.

Wer kennt den armen, alten, blinden Reisinger nicht, der von seinem treuen Hunde geleitet, in der volkreichen Hauptstadt Wien, alle Gassen der Stadt und Vorstädte sicher durchwandelt, um von seinen bekannten Wohlthätern die Gabe in ihren Wohnungen abzuhohlen? Sein Hund führt ihn, wohin er will, mit aller Vorsicht und Aufmerksamkeit auf seinen Herrn, und man muß erstaunen, daß dem armen Blinden bey allem dem Gehen, Treiben und Fahren in den gangbarsten Straßen, in welche so viele Seitengassen laufen, noch kein Unfall begegnet ist. Sein treuer Hund wacht für ihn, und leitet ihn auf den si-

chersten Weg. Er warnt ihn durch plötzliches Stillstehen vor Gefahr, und beschleuniget seine Schritte, wenn er durch Eilen derselben ausweichen kann.

Und dieser Hund ist ein garstiges, zottiges Thier, aber dem Blinden sein wohlthätigster Freund und sicherster Führer, sein Alles. Mit dem Stocke in der Hand tritt der arme Blinde täglich seinen Weg an. Dem Hunde, der immer durch allerley Liebkosungen dem Alten sein Vergnügen, daß es weit ausgeht, zu erkennen gibt, wird ein ledernes Halsband und ein Riemen um den Leib gegeben, an welchen das Leitband befestiget ist, welches der Blinde in der Hand hält.

Der Hund geht voran, der Blinde hinten drein. Aufmerksam sieht er oft um, ob sein Herr auf gutem Wege gehe, er weicht jedem Gegenstande, an dem der Blinde stoßen, jeder Kothlacke, in die er treten, ja sogar jedem großen Stein, über den er stolpern könnte, behutsam aus; er führt ihn immer sehr nahe an den Häusern, bleibt bey jeder Quergasse stehen, wenn er einen Wagen rollen hört, und eilt geschwind über dieselbe vorbey, wenn es in derselben ruhig ist. Durch schnelle Wendungen, durch eiliges Zurücktreten zu seinem Herrn warnet er ihn, wenn es nicht räthlich ist, weiter fortzuschreiten, und zieht der Hund das Leibband weiter an, so weiß der Blinde, daß er sicher weiter gehen kann. Das gute Thier ist so gar auf die Wohlthäter seines Herrn aufmerksam, und wie er einen mitleidigen Menschen sieht, der um eine Gabe in die Tasche langt, hält er still, damit sein Herr Zeit habe dieselbe zu empfangen.

Bey schönem Wetter führt er seinen Herrn langsam, bey Regen und Sturm eilt er mit ihm. So geleitet er ihn auf Straßen und Gassen bis in die Häuser seiner Wohlthäter, und führt ihn mehrere Stockwerke hoch in die Wohnungen derselben, wo sein Herr traulich die Bissen mit ihm theilt, die er dort erhält.

Fritz Herrmann, ein Knabe von zehn Jahren hatte eben sein Taschengeld für einen ganzen Monat erhalten, und lief mit demselben zu einem Kunsthändler, um sich Verschiedenes, was an seinem Schattenspiele noch fehlte, anzuschaffen. Er war kein Verschwender, der sein Geld unnütz versplitterte; vielmehr neckte ihn oft seine Schwester, daß er ein Knauser sey. Aber er hatte seine Freunde auf den künftigen Ferien-Tag auf den Abend eingeladen, und da sollte an der Unterhaltung nichts fehlen.

Wie er so seinen Weg fortgieng und Rechnung hielt, was er alles um seine zwey Gulden einkaufen wollte, was nothwendiger und was entbehrlicher sey, weil das Geld nicht auf alles hinreichte, kam ihm der blinde Reisinger mit seinem Hunde entgegen.

Aufmerksam blieb Fritz stehen, und verwunderte den sorgfältigen Hund, der so sicher die Schritte seines Herrn leitete. Er betrachtete beyde nachdenkend. Der Mann ist arm, blind, sagte er bey sich selbst, hätte er den Hund nicht, er wäre ganz unglücklich, und müßte immer in einem Winkel seines Stübchens sitzen. Wie viel Mühe muß es ihm gekostet haben, den Hund so zu belehren, daß er ihn jetzt als einen treuen Führer brauchen kann.

Wer ist wohl unsers Mitleidens würdiger, als dieser alte Blinde. Nicht wie ein Gassenbettler stellt er sich in eine Gassen = Ecke, um Almosen den Vorübergehenden abzulocken; nein, mit vieler Mühe hat er sich den Hund abgerichtet, der ihn in die Wohnungen seiner Wohlthäter leitet, um ihre Gaben in Empfang zu nehmen.

So sprach Fritz bey sich selbst; eine Thräne des Mitleidens trat ihm ins Auge, er eilte dem Blinden nach, und drückte ihm die zwey Gulden, um die er sich so viel Vergnügen anzuschaffen hoffte, wohlwollend in die Hand.

Welche gute Seele hat der liebe Gott zu mir geschickt? fragte der Blinde. Aus der kleinen weichen Hand merke ich, daß es ein gutes Kind ist. Gott vergelte es Ihnen tausendfach. Zugleich fuhr er mit der Hand über den Knaben hin, um seine Größe zu messen. Wie er an den Hut anstreifte, merkte er erst, daß es ein Knabe sey. Lieber, guter junger Herr, sagte er dann, Sie haben mir zu viel gegeben, ich fühle es aus der Größe des Einlösungsscheines, daß es zwey Gulden sind. Sie können doch nicht leicht so viel einem Armen geben.

Fritz bestand darauf, daß er alles behalten sollte, und sagte, daß er sich um dieses Geld kein größeres Vergnügen schaffen könne, als wenn er wüßte, daß die Gabe dem Blinden zu einer Zeit gekommen sey, wo er sie nothwendig brauche.

„Gutes Engelkind," sprach der Blinde, „zu einer gelegeneren Zeit hätten Sie mir die Wohlthat nicht erweisen können. So übel wie heute ist es mir nicht bald ergangen. Bey vier Wohlthätern habe ich heute

schon angeklopft, sie sind gar gute mitleidige Menschen; aber keinen habe ich zu Hause angetroffen. Sie haben das heutige schöne Wetter benützt, und sind theils auf Spaziergängen, theils auf dem Lande. Auch die brave, gute Frau, bey der ich heute mein Mittagsmahl hohlen sollte, ist schon seit acht Tagen mit der ganzen Familie auf ihrem Landgute. Ich und mein Hund haben heute noch keinen Bissen gegessen; nun sind wir für den ganzen Tag, ja auf mehrere Tage durch Ihre reichliche Gabe versorgt.

„Ihr habt heute noch nichts gegessen, lieber Alter? sagte Fritz. Folget mir, meine Aeltern sind sehr gute Leute, von denen kein Armer ungetröstet weggeht. Es ist bald Mittagszeit. Ihr und euer treuer Hund sollen heute unser Gast seyn. Ich und meine Schwestern wollen es uns vom Munde abdarben, damit ihr und euer Führer recht vollauf zu essen habt. Das wird ein Vergnügen für meine Schwestern seyn, euch mit dem Hunde bey uns zu sehen! Sie sind gute Kinder, ihr dürft euch nicht scheuen.“

Der arme Blinde wollte Einwendungen machen, da half aber nichts, er mußte Fritzen zu seinen Aeltern folgen. Der Knabe öffnete ihm die Thür, hüpfte freudig zu seinen Aeltern und Schwestern und kündigte ihnen den seltenen Gast an.

„Sie werden doch nicht zürnen, liebes Väterchen, sagte Fritz, Mama ist gewiß nicht böse, daß ich den armen Alten hieher geführt habe. Denken Sie nur, er und sein Hund haben heute keinen Bissen noch gegessen. Wie muß sie hungern! Gehet Schwestern, bringt ihm indessen ein Stück Brod, er wird es euch mit Gottes Segen danken.“

„Mein Sohn,“ sprach der Vater mit einer Freudenthräne im Auge, „so sehe ich dich gern handeln, wenn du mit Unglücklichen Mitleid fühlest, und die Armuth unterstützest. Keinen angenehmern Gast hättest du mir nicht zuführen können. Doppelt gut wird dir heute dein Mittagsmahl schmecken, weil du zugleich einen Hungrigen speisest. Auch der Hund wird dir Dank wissen, denn diese Thiere vergessen Wohlthaten nie. Fritz senkte bescheiden den Kopf, die Zufriedenheit des Vaters, das freundliche Zulächeln der Mutter war ihm der süßeste Lohn.

Indessen waren die beyden Schwestern in dem Vorzimmer mit dem Blinden und seinem Hunde beschäftiget; jener erhielt ein gutes Stück Brod mit Butter reichlich bestrichen, und der Hund konnte die Brocken nicht schleunig genug wegschnappen, die sie ihm vorwarfen. Der Blinde dankte ihnen mit freundlicher Miene, und verzehrte seine Butterschnitten mit großem Appetite.

Der Vater und die Mutter verfügten sich auch zu dem alten Reisinger, und sprachen recht freundlich mit ihm. „Guter Herr, liebe Frau,“ sagte da der Blinde mit inniger Rührung: „Sie haben des Himmels größten Segen, da sie so gute Kinder haben. Ihr engelguter Sohn, — der liebe Gott lasse ihn zum Troste der leidenden Menschen groß heranwachsen, — der hat mir heute schon mehr gegeben, als ich in acht Tagen von allen meinen Wohlthätern erwarten konnte. Vielleicht ist es nicht mit Ihrem Willen geschehen; der herzensgute Knabe hat mir zwey Gulden geschenkt; hier sind sie, ich gebe sie gern zurück, denn der Himmel hat mich schon dadurch geseg-

net, daß ich wieder eine wohlthätige Familie gefunden habe."

„Mit nichten kann ich das zurück nehmen, was mein Sohn aus gutem Herzen gegeben hat," sagte Herr Herrmann innig gerührt: „mein Sohn weiß, wie viel er geben kann, und ich will seiner Wohlthätigkeit keine Gränze setzen. Dabey zog er das gute Kind auf die Seite, und drückte es an sein väterliches Herz."

Die Mittagsstunde war herangerückt, und die Speisen, nicht viele, nur vier, aber alle wohlgeschmackt, wurden aufgetragen. Da hatte kein Kind eine ruhige Stätte bey Tische, jedes wollte sein Gericht den alten Blinden in das Vorzimmer tragen. Die Mutter hinderte es, denn sie hatte ohne dieß den Gast von der Küche aus reichlich versorgt, und sein Hund hatte auch nicht bald einen so guten Schmaus gehabt.

Während des Mahles wurde viel und herzlich von dem Blinden und seinem treuen Hunde geplaudert, und das Ende war, daß Herr Herrmann einen Teller nahm, auf denselben einen Gulden legte, und ihn mit den Worten: „Für den armen Blinden!" der guten Mutter in die Hand gab.

Die Mutter legte eben so viel auf denselben, die beyden Schwestern und Fritz sprangen zu ihrer Sparbüchse. Die Mädchen gaben jedes einen halben Gulden auf den Teller, (ihre Casse war eben in keinem guten Zustande,) und Fritz wollte deßgleichen thun.

Da sprach der Vater: „Lieber Sohn, du hast heute schon so viel gegeben, daß ich mit deinem guten Herzen zufrieden bin. Verspare dir die Wohlthat auf

einen andern Tag, damit du wieder hast, was du geben kannst. Damit du aber auch das selige Vergnügen, Armen zu geben, mitfühlest, so wirst du diese Gaben dem Blinden überreichen, und ihn einladen, alle Wochen am nähmlichen Tage, (es war am Mitwoch,) zur Mittagsstunde zu uns zu kommen." Fritz verrichtete den Auftrag des Vaters mit aller Herzlichkeit. Der arme Blinde war innig bewegt. „Nein," sprach er, „das ist mehr, als je für einen Dürftigen gethan wurde. Nehmen Sie dafür, guter Knabe, meinen Segen, und wenn es Ihnen wohlgeht auf Erden, so denken Sie, daß Sie Ihr Glück an einem Armen verdient haben. Gott lohne es auch Ihren guten braven Aeltern und Schwestern! So gute Menschen habe ich noch nicht beysammen angetroffen. Ihr Andenken wird mir einst noch in meiner letzten Stunde auf dem Sterbebette werth seyn. So sprach der Alte, drückte Fritzen segnend die Hand, und ging, um am künftigen Mitwoche wieder zu kommen.

Lange Zeit wurde von dem armen Blinden in dieser guten Familie gesprochen, und bey jedem neuen Besuche eines Bekannten und Fremden wurde erzählt, daß Fritz ihn hieher geführt habe, und derselbe nun alle Mitwoche zuspreche. Die zwey Schwestern konnten Fritzens reichliche Gabe nie verschweigen, so sehr er es ihnen auch verbothen hatte, davon Meldung zu thun.

Da lobten ihn viele wegen der Wohlthat, andere aber suchten ihn im Scherze zu necken. „Was!" sagten diese, „zwey Gulden hat der sparsame Fritz

dem alten Reisinger geschenkt, das ist ja unglaublich viel!"

„Und wie viel hätten Sie dann gegeben?" erwiederte Fritz.

„Wenigstens drey bis fünf Gulden. Was kann man sich denn um zwey Gulden anschaffen?"

„Nun gut" entgegnete Fritz, ich halte Sie beym Wort; der arme Alte kommt zum Glück am Mittwoche wieder, geben Sie das geschwind nur her; ich bin sein Cassier.

Auf ähnliche Art suchte er auch andern, so oft von dem Blinden die Rede war, eine Gabe abzufordern, und das Sümmchen wuchs so hoch an, daß Reisinger sich davon sein Winterholz anschaffen konnte.

Fritz überreichte es ihm. Thränen tratten aus den häutigen Augen des Blinden. „Gott vergelte es Ihnen, und allen, die mir wohlthun, durch reichen Segen!" sagte er. Mehr konnte er nicht sprechen, er war zu gerührt.

Fritz sorgte noch fernerhin für ihn. Der Blinde ging nie ungetröstet von ihm weg, und bath Gott, dem guten Knaben es immer gut ergehen zu lassen. Gottes Segen war bey ihm. Der Knabe wachset zum edlen Menschen heran, und noch immer finden die Armen ihre Stütze an ihm.

54.

Der edle Krieger.

Das Königreich Spanien war vom Jahre 1808 bis 1813 der Schauplatz blutiger Kriege. Der rechtmäßige König Carl IV. und dessen Sohn, der jetzige König Ferdinand VII. wurden der biedern Nation treulos entrissen, und Joseph Bonaparte auf den Thron erhoben.

Das Volk, welches mit unerschütterlicher Treue seinem alten Regenten-Stamme anhing, empörte sich in verschiedenen Theilen des Reiches gegen den ihm aufgedrungenen König, und griff, von tapferen Edlen angeführt, zu den Waffen. Es entbrannte ein blutiger Krieg, der viele Tausende dahin raffte.

Napoleon zog mit einer zahlreichen Französischen Armee nach Spanien, um die Insurgenten zu zernichten. So nannte man jene biedern Spanier, die mit Aufopferung ihres Lebens und Bluts die Rechte ihres rechtmäßigen Beherrschers vertheidigten. Der Krieg wurde lange mit größter Erbitterung und mit abwechselndem Glücke geführt, bis es den Spaniern gelang, von einer zahlreichen Englischen Armee unter Anführung des berühmten Feldherrn Wellington unterstützt, die Franzosen aus dem Lande zu vertreiben, und Ferdinand VII., als ihren rechtmäßigen König, wieder auf den Thron zu erheben.

Auch Deutsche Truppen, aus dem vormahligen Rheinischen Bunde, mußten auf Napoleons Befehl in Spanien wider die Insurgenten kämpfen. Die Erbitterung der Spanier war so groß, daß sie durch

dem alten Reisinger geschenkt, das ist ja unglaublich viel!"

„Und wie viel hätten Sie dann gegeben?" erwiederte Fritz.

„Wenigstens drey bis fünf Gulden. Was kann man sich denn um zwey Gulden anschaffen?"

„Nun gut" entgegnete Fritz, ich halte Sie beym Wort; der arme Alte kommt zum Glück am Mittwoche wieder, geben Sie das geschwind nur her; ich bin sein Cassier.

Auf ähnliche Art suchte er auch andern, so oft von dem Blinden die Rede war, eine Gabe abzufordern, und das Sümmchen wuchs so hoch an, daß Reisinger sich davon sein Winterholz anschaffen konnte.

Fritz überreichte es ihm. Thränen tratten aus den häutigen Augen des Blinden. „Gott vergelte es Ihnen, und allen, die mir wohlthun, durch reichen Segen!" sagte er. Mehr konnte er nicht sprechen, er war zu gerührt.

Fritz sorgte noch fernerhin für ihn. Der Blinde ging nie ungetröstet von ihm weg, und bath Gott, dem guten Knaben es immer gut ergehen zu lassen. Gottes Segen war bey ihm. Der Knabe wachset zum edlen Menschen heran, und noch immer finden die Armen ihre Stütze an ihm.

54.

Der edle Krieger.

Das Königreich Spanien war vom Jahre 1808 bis 1813 der Schauplatz blutiger Kriege. Der rechtmäßige König Carl IV. und dessen Sohn, der jetzige König Ferdinand VII. wurden der biedern Nation treulos entrissen, und Joseph Bonaparte auf den Thron erhoben.

Das Volk, welches mit unerschütterlicher Treue seinem alten Regenten=Stamme anhing, empörte sich in verschiedenen Theilen des Reiches gegen den ihm aufgedrungenen König, und griff, von tapferen Edlen angeführt, zu den Waffen. Es entbrannte ein blutiger Krieg, der viele Tausende dahin raffte.

Napoleon zog mit einer zahlreichen Französischen Armee nach Spanien, um die Insurgenten zu zernichten. So nannte man jene biedern Spanier, die mit Aufopferung ihres Lebens und Bluts die Rechte ihres rechtmäßigen Beherrschers vertheidigten. Der Krieg wurde lange mit größter Erbitterung und mit abwechselndem Glücke geführt, bis es den Spaniern gelang, von einer zahlreichen Englischen Armee unter Anführung des berühmten Feldherrn Wellington unterstützt, die Franzosen aus dem Lande zu vertreiben, und Ferdinand VII., als ihren rechtmäßigen König, wieder auf den Thron zu erheben.

Auch Deutsche Truppen, aus dem vormahligen Rheinischen Bunde, mußten auf Napoleons Befehl in Spanien wider die Insurgenten kämpfen. Die Erbitterung der Spanier war so groß, daß sie durch

Gift und Meuchelmord die feindlichen Soldaten zu tödten suchten. — Zu solchen Verirrungen und Grausamkeiten führen die verderblichen Kriege, welche alles menschliche Gefühl abstumpfen.

In einem Städtchen an dem Ufer des Tajo-Flusses, welches bald von den Franzosen, bald von den Insurgenten, wie es im Kriege geschieht, besetzt war, wurden von den Einwohnern, gemeinschaftlich mit den Insurgenten ein und zwanzig Mann der Deutschen Hülfstruppen ermordet. Nur Einer von ihnen entkam, der zu dem commandirenden Französischen General eilte, um ihm von dieser Gräuelthat Nachricht zu geben.

Der General entbrannte vor Zorn und Rache. Er wollte ein abschreckendes Beyspiel geben, daß die friedlichen Einwohner des Landes es nicht mehr wagen sollten, sich in Angelegenheiten des Krieges zu mengen, noch viel weniger einem Soldaten nach dem Leben zu streben. Er sandte den Hauptmann v. H. . . von den Deutschen Hülfstruppen mit zwey Compagnien mit dem Auftrage ab, die Stadt zu umringen, an allen Seiten anzuzünden, niederzubrennen, und sie in einen Schutthaufen zu verwandeln. Die Bewohner sollten in der Stadt eingeschlossen bleiben, ihre Habe in Flammen aufgehen sehen, und den Martertod des Feuers sterben.

Hauptmann v. H. . . empörte sich über diesen grausamen Auftrag. So viel Tapferkeit er im Angesichte des Feindes immer bewies, eben so viel Menschenliebe äußerte er auch bey jeder Gelegenheit. Sein edles Herz wurde mit Grausen erfüllt, als sich seiner Phantasie alle die Gräuel-Scenen darstellten, von

denen er Zeuge und Urheber seyn sollte. Das schreckliche Schicksal so vieler unglücklichen Bewohner der Stadt, von denen doch der größte Theil unschuldig war, erschütterte sein gefühlvolles Herz. Schon sieht er im Gedanken die Stadt in Flammen auflodern, schon hört er das Klagegeschrey der ächzenden Weiber, das Jammergewinsel der unschuldigen Kinder, das Stöhnen der schwachen Greise, das Röcheln der Sterbenden! — — Ein Schauder durchbebte alle seine Glieder; er sollte diesen unmenschlichen Auftrag vollführen — er mußte es; denn strenger Gehorsam ist im Kriegsheere die erste Pflicht.

Da entwarf dieser Menschenfreund einen Plan: der sein edles Herz eben so ehrt, als er beweiset, daß schöne Seelen die übereilten und grausamen Befehle eines unmenschlichen Obern mildern können.

Schon spät in der Nacht gab er seinen Truppen Befehl zum Aufbruche. Der Weg führte bey einem Kloster vorbey, welches nicht fern von der bedrohten Stadt lag. Der Abt und die Geistlichen, welche dasselbe bewohnten, hatten sich immer während der Kriegsunruhen friedlich, klug und menschenfreundlich benommen. Eingeschlossen in ihre Mauern, hatten sie keine Partey begünstiget, aber die Verirrten, Kranken und Verwundeten beyder Theile, wenn einer bey ihrer Pforte zusprach, brüderlich gepfleget.

Der Hauptmann v. H... ließ seine Truppen in der Nähe des Klosters Halt machen; er selbst verfügte sich zur Pforte, begehrte Einlaß und Unterredung mit dem Abte. Beyde wurden ihm gewährt; nur der Vertrauteste seiner Leute begleitete ihn.

Nach einer halben Stunde kehrte der Hauptmann zu seiner Truppe zurück, aber allein. Sein Begleiter war unbemerkt und verkleidet durch eine abgelegene Thür aus dem Kloster entwischt, und eilte auf dem kürzesten Wege mit einem Briefe des Abts in die bedrohte Stadt.

In demselben benachrichtigte der Abt die Einwohner von dem bevorstehenden Brande, und lud alle Weiber, Kinder und Greise ein, sich mit ihrer Habe auf dem kürzesten Wege ins Kloster zu flüchten.

Da war keine Zeit zu versäumen. Jedes Weib ergreift sein Köstliches. Mütter mit ihren Kindern an der Brust, andere mit ihren Kleinen und den Kostbarkeiten auf dem Rücken, eröffnen den ängstlichen Zug. Hier tragen dankbare Söhne ihre kranke Mutter, dort führt eine fromme Tochter ihren blinden Vater; da hat ein menschenfreundlicher Nachbar einen schwachen Greis, dort ein kräftiger Jüngling einen Lahmen auf die Schultern geladen, und alle wallen in dumpfer Stille dem menschenfreundlichen Kloster zu. Der mitleidige Mond beschien mit mattem Scheine die ängstliche Wallfahrt zu den frommen Priestern, von welchen sie gastfreundlich bey der Pforte empfangen wurden.

Mittlerweile hatte der Hauptmann seine Leute auf einem andern und längeren Wege zur Stadt geführt. Er läßt sie umringen, doch so, daß der Weg zum Kloster und zur Rettung offen bleibt. Er befiehlt den in der Stadt zurückgebliebenen Männern Holz, Stroh und andere brennbare Sachen ohne Werth ausserhalb der Stadtmauern rund herum aufzuthürmen. Es geschieht in Eile. Diese Haufen werden angezün-

det, das Feuer lodert in hellen Flammen auf, und gibt von Ferne den Schein, als wenn die ganze Stadt brenne, während in der Stadt selbst alle Häuser und Gebäude vor der Entzündung der Flamme geschützt waren. Kein Soldat durfte die Stadt, um zu plündern, betreten.

Zwey Stunden hatte das Feuer rings um die Stadt gebrannt; nun schickten die Einwohner Eilbothen an den Französischen General mit der Bitte, ihrer von jetzt an zu schonen. Sie kehrten mit einer abschlägigen Antwort und mit dem Befehle zurück, daß die Stadt bis künftigen Mittag brennen müsse.

Da befahl der Hauptmann, schleunig allen übrigen Vorrath an Holz herbey zu schaffen, die schlechten Hütten niederzureißen, und die Bretter und das Gebälke von denselben zur Unterhaltung des Feuers bis zur Mittagsstunde zu verwenden.

Endlich schlägt die lang ersehnte zwölfte Stunde, und der Hauptmann kommandirt die Truppe zum Abmarsch. Der Zug glich einem Triumphe nicht über geschlagene Feinde, sondern über gewonnene Herzen. Da war nicht einer unter den Tausenden der Einwohner der Stadt, der nicht Freudenthränen und Thränen des Dankes weinte. Ein großer Theil der Männer und Jünglinge begleitete die brave Truppe; sie trugen den Soldaten Gewehre und Tornister nach, und überhäuften sie mit Danksagungen und Segenswünschen.

So gelangten sie mit den jauchzenden Haufen zum Kloster. Die in demselben beherbergten Greise, Weiber und Kinder, welchen die Feuersbrunst, die den Himmel roth gefärbt hatte, mit jeder Stunde neuen

Kummer gebracht, stürzten ihren Bekannten entgegen, hastig fragend, wie das Unglück abgelaufen sey? Aber ihre quälende Angst verwandelte sich gählings in die überraschendste Freude, als sie vernahmen, daß der edle Hauptmann nicht ihr Leben allein, sondern auch ihre Häuser und Güter gerettet habe. Sie fielen vor ihm nieder, küßten ihm die Hände, so daß sich der brave Mann kaum der lebhaftesten Dankesbezeugung erwehren konnte.

Da trat der Abt des Klosters, ein ehrwürdiger Greis im Silberhaare, hervor, eine Thräne glänzte in seinem Auge, die Herumstehenden wichen ehrfurchtsvoll zurück.

„Edler Jüngling," sagte er zum Hauptmanne, indem er ihn mit zitterndem Arme an sein Herz drückte, „für Ihre schöne That ist jeder Lohn zu klein, den größten und süßesten haben Sie in dem schönen Bewußtseyn, Tausenden ihr Leben, ihre Habe und Zufriedenheit erhalten zu haben. Auch wir in diesem Kloster sind arm, durch den unglücklichen Krieg noch mehr verarmt; wir besitzen nichts was wir Ihnen anbiethen könnten. Ich selbst habe nur noch dieses Kreuz, das ich zum Zeichen meiner Würde auf der Brust trage. Nehmen Sie das hin, lassen Sie es sich umhängen, nicht als ein Geschenk, sondern nur als ein Andenken an die vergangene Nacht. Schätzen Sie es eben so, als diesen Tapferkeits-Orden, der schon Ihre Brust ziert: denn Edelmuth und Menschenliebe sind an dem Krieger eben so rühmlich als Tapferkeit. Darum komme Gottes reichster Segen über Sie, edler Mann!"

Gerührt nahm der Hauptmann Abschied von dem Greise, und führte seine Truppe in das Lager zurück. Aber wie ward ihm zu Muthe, als ihm des andern Morgens ein Freund im Vertrauen sagte, daß der Französische General von dem ganzen Vorfalle unterrichtet sey. —

Alle Officiere wurden zur Tafel des Generals geladen. Hauptmann v. H... durfte nicht zurückbleiben. Er erschien mit männlicher Fassung und gestärkt durch das Bewußtseyn seiner schönen That. Der General empfieng ihn mit hohem Ernste, und winkte ihm in das Nebenzimmer; der Hauptmann folgte mit klopfender Brust. Beyde waren allein. Der General ergreift seine Hand, umarmt ihn, spricht nur die Worte: „Sie haben als Menschenfreund gehandelt, Sie verstehen mich!“ und kehrt mit ihm zur Gesellschaft zurück. Wer war jetzt mehr belohnt als der Hauptmann, da ihm auch der strenge General sein Wohlgefallen über die menschenfreundliche Handlung zu erkennen gegeben hatte!

Er hatte bey seinem schnellen Ausmarsche aus dem Vaterlande einige Schulden hinterlassen, indem er Geld auf Ausstattung zum Kriege geborgt hatte. Er schickte seinen Verwandten das Kreuz des Abtes, und schrieb dazu: „Dieses ist die einzige Beute, welche ich in Spanien machte und machen werde. Ich wünschte es unversehrt zu besitzen — aber ich habe Schulden. Verkauft es, und bezahlet, die mir Geld geborgt haben.“

Die Verwandten erfüllten seinen Willen; sie verwendeten dazu aber nur die Steine vom Werthe, womit es besetzt war; das Kreuz verwahrten sie als ei-

nen Familienschatz, und händigten es dem biedern Hauptmanne ein, als er in sein Vaterland zurück kehrte. Er schätzt es nicht minder, als das Tapferkeitskreuz, welches er an seiner Brust trägt, und der Anblick desselben erfüllt ihn immer mit neuer Wonne.

55.

Das überraschende Wiedersehen.

Gott sey Lob und Dank, liebes Suschen! sagte Franz zu seiner Schwester, heuer werden wir ein gutes Jahr haben. Ich habe die Blüthenknospen an den Bäumen untersucht, es ist ein Vergnügen, die Menge derselben zu sehen. Aber was fehlt dir liebe Schwester? Ich glaube gar, du hast geweint?

Suschen. Ich, lieber Franz?

Franz. Ja freylich du: die Thränen stehen dir ja noch im Auge. Warum willst du mir deinen Kummer verbergen? Du weißt doch, daß ich dich recht von Herzen liebe.

Suschen. Das ist wahr, lieber Bruder, ich kenne deine zärtliche Liebe gegen mich; aber du bist zu jung, als daß ich dir meinen Kummer entdecken könnte, und nebstbey würde es dich nur traurig machen, und helfen könntest du doch nicht.

Franz. Wie du immer sprichst, Suschen — zu jung; du haltest nichts auf mich, weil ich erst eilf Jahre alt bin, und du bist doch nur um fünf Jahre älter. Ich muß dir aber aufrichtig gestehen, ohne mich zu

rühmen, du hörst es ja selbst — wenn ich mit meinem Gemüse auf den Markt fahre, und es dort verkaufe, sagen mir die Leute ins Gesicht: Der Knabe da macht seine Sache gut, er ist so bescheiden und vernünftig, als wenn er schon zwanzig Jahre alt wäre.

Suschen lächelte und umarmte ihren Bruder. Franz drängte sich näher zu ihr, schob das Spinnrädchen weg, setzte sich zu ihr und sprach: Liebes Suschen, ich bitte dich, rede nur, dein Kummer wird dir gewiß leichter, wenn ich ihn mit dir theile. Suschen trocknete sich die Augen mit ihrer Schürze, und fuhr so fort:

„Du erinnerst dich gewiß noch mit Rührung an die guten Lehren unserer alten Großmutter auf ihrem Todbette. Vor allem empfahl sie uns, eines das andere herzlich zu lieben, und uns gegenseitig zu unterstützen. Sie sagte: nur durch Liebe und Eintracht könnten wir in diesem fremden Lande fortkommen, wo wir weder Blutsfreunde noch Verwandte hätten. Ich hinterlasse euch, sagte sie, indem sie uns beyde bey der Hand faßte, nichts als diese kleine Hütte mit dem Gärtchen. Es hat mir viel Mühe und Schweiß gekostet, bis sie mein Eigenthum geworden ist; doch wenn ihr, wie ihr es immer an mir gesehen habet, stets fleißig arbeiten und sparsam leben wollet, so wird euch dieses kleine Erbgut, so unbedeutend es ist, doch auch nähren. Dieses waren ihre Worte, die sie nur einige Stunden zuvor sprach, ehe sie ihre schöne Seele aushauchte. Du hast sie gewiß nicht vergessen, mein lieber Bruder?“

„Wie sollte ich sie vergessen haben, erwiederte Franz schluchzend. Ich sehe die liebe Großmutter

noch immer vor meinen Augen, es ist mir, als hörte ich sie noch, wie sie mich ihr liebes Fränzchen nannte. O die liebe Großmutter, sie war so gut!"

„Suschen. Und so gottesfürchtig und tugendhaft. Wenn du wüßtest, was die gute Frau für Mühe und Sorge gehabt hat, uns so groß zu erziehen. Wie oft hat sie mir davon erzählt. — Ihr seyd nicht hier in Ungarn, sagte sie, sondern in Tyrol geboren. Euer Vater war ein Alpenhirt, ein rüstiger, braver Mann, der Gott, seinen Monarchen und das Vaterland liebte, und es mit jedermann gut meinte. Deine Mutter war ein liebes, gutes Weib, arbeitsam und haushälterisch. Sie liebten einander mit unverbrüchlicher Treue."

„Du warst noch nicht fünf Jahre alt, fuhr die gute Großmutter, der Herr habe sie selig, fort; mit deinem Bruder war seine Mutter noch nicht gesegnet, da brachen die Franzosen in unser gebirgiges Land ein. Alles, was da Hände hatte, griff zu den Waffen; dein Vater stellte sich unter die Jäger. Alle waren fest entschlossen, ihren Herd und ihre Habe mit Leben und Blut zu vertheidigen. Viele Feinde fanden da ihr Grab, aber sie züchtigten uns arme Gebirgsleute hart dafür. Die Dörfer wurden geplündert, die Häuser angezündet, und alles mit Feuer und Schwert verheert. Die wehrlosen Bewohner, Greise, Weiber und Kinder wurden schrecklich mißhandelt."

„Wer nicht Waffen trug, flüchtete sich mit seiner besten Habe in die Gebirge und Wälder. Auch deine Mutter und ich rafften das Beste zusammen, und verbargen uns mit dir liebes Suschen, in eine abgelegene Berghöhle."

„Deiner Mutter Stunde war gekommen. Durch Schrecken und Angst abgemattet, durch die beschwerliche Flucht, durch Mangel an nöthiger Nahrung entkräftet, starb die Arme zwey Stunden nach der Geburt deines Bruders. Bey diesen Worten weinte die alte Großmutter immer bitterlich, und auch meine Thränen flossen.

„Du kannst nicht glauben, liebes Suschen,“ fuhr sie dann mit einem tiefen Seufzer fort, „wie viel Mühe und Sorge es mir gekostet hat, den kleinen Franz zu pflegen. Der liebe Gott hat ihn und mich gestärket, sonst hätten wir beyde verschmachten müssen!“ — —

„Die Höhle war kein sicherer Zufluchtsort mehr; die Feinde drangen weiter vor, durchstreiften die Wälder und Berge, und mancher ehrwürdige Greis, manches wehrlose Weib wurde ertappt und gemordet. Der Himmel gebe, daß diese Schreckenszeiten nie wieder zurück kehren!“

„Ich machte mich mit dir und dem kleinen Fränzchen wieder auf den Weg. O das war eine beschwerliche Flucht! Hunger und Durst, Regen und Wind, Hitze und Kälte, Mangel an dem Nöthigsten habe ich erduldet; manchen Bissen, manchen Trunk Wasser, wenn ich noch so hungrig und durstig war, habe ich euch zur Stärkung überlassen! Doch der Himmel hat euch beschützet, und mich euch erhalten.“

„Wir flohen von Wald zu Wald, von Berg zu Berg, von Dorf zu Dorf; nirgends in unserem Vaterlande war mehr eine sichere Stätte; ich hatte noch mehr als alle andere von dem Feinde zu fürchten, weil euer Vater sich freywillig zu den Landesvertheidigern

gestellt hatte. Ich floh also außer Landes, und kam nach Oesterreich. Hier hoffte ich gute Aufnahme in der Nähe unsers besten Landesvaters."

„Ich fand sie auch. Gute Leute nahmen mich auf, und verpflegten mich und euch. Selbst von dem guten Monarchen, und von den Sammlungen, welche Menschenfreunde für die verunglückten Tyroler gemacht hatten, erhielt ich eine Aushülfe an Geld."

„Doch auch in Oesterreich waren wir vor den Feinden nicht mehr sicher. Sie drangen unaufhaltsam gegen die große Kaiserstadt vor. Ich flüchtete mich nach Ungarn. Diese Reise war schon nicht mehr so beschwerlich; ich fand überall mitleidige Menschen, die ihr Stückchen Brod mit mir theilten.

„So kam ich, freylich noch unter manchen Beschwernissen, bis in die Gegend von Tirnau, und wartete ruhig das Ende ab. Der liebe Gott, dachte ich, hat mich bis hieher geführt, er wird auch noch künftighin für mich und meine zwey kleinen Enkeln sorgen."

„Von deinem Vater, sagte sie, konnte ich keine Sylbe mehr erfahren. Ich wußte nicht, ob er todt, gefangen oder noch bey der Armee sey, oder was aus ihm geworden. Tag und Nacht quälte mich der Gedanke, daß er vielleicht schwer verwundet, von hartherzigen Feinden umgeben, irgendwo schmachte, und nach einem Löffel Suppe, nach einem Trunk frischen Wassers lechze, den ihm diese Unmenschen versagen. Doch ich dachte: Er war ein biederer und braver Bursche, welcher Gott und sein Vaterland liebte; der liebe Gott wachet über die Seinigen, und läßt sie nicht zu Grunde gehen. Dieser Gedanke tröstete mich in den traurigsten Stunden."

„Ich hoffte nach geschlossenem Frieden in mein Vaterland zurück zu kehren, und dann von eurem Vater nähere Erkundigungen einzuziehen. Aber Tyrol wurde an Baiern abgetretten; ich liebte meinen Monarchen, meine alte Regierung zu sehr — meine kleine Hütte, die ich mit euren Aeltern bewohnt hatte, war bis auf den Grund abgebrannt, alle meine Habe zernichtet; ich hatte in Tyrol nichts mehr zu suchen, und auch kein Reisegeld, um dahin zurück zu kehren; ich entschloß mich also, in Ungarn zu bleiben, und hoffte, wenn ihr beyde heranwachset, in diesem fruchtbaren Lande uns leicht zu nähren.

Es hat mich auch nie gereuet, diesen Entschluß gefaßt zu haben. Ich hatte immer Ursache mit meinem Aufenthalte zufrieden zu seyn. Der Pächter Felsman richtete eben seine Meierey mit schönem Tyroler Hornvieh ein. Da ich die Pflege desselben von jeher gut verstand, so machte er mich zur Aufseherin über die Ställe. Ich diente ihm mit Liebe und Eifer. Aber er ist ein harter, gewinnsüchtiger und mißtrauischer Mensch, der mir viele harte Worte gab.

Ich wollte mich von ihm losmachen, und begehrte meinen Abschied. Er gab mir gute Worte, suchte mich durch schmeichelhafte Versprechungen zu gewinnen, und both mir das Häuschen an, welches wir jetzt bewohnen. Er gab mir sein Ehrenwort, daß er es mir um einen sehr billigen Preis überlassen wolle, und wir kamen auf 200 Gulden überein, die ich ihm, wie ich mir etwas vom Lohne ersparen könnte, abzahlen sollte. Der Notar wurde gerufen, der Kauf-Contract verfaßt, und von zwey Zeugen unterfertiget. Ich kam in den Besitz des Hauses, welches mein Zu-

fluchtsort im Alter seyn sollte. Der liebe Gott hat mich gesegnet, und in den ersten sechs Jahren habe ich die ganze Schuld getilget, so daß das Haus ganz mein Eigenthum ward.

Während dieser sechs Jahre, fuhr die Großmutter fort, hatte ich von dem harten Manne viel auszustehen; er wußte, daß ich durch die Schuld an ihn gebunden war, und ließ mich's hart fühlen. So bald aber der letzte Gulden gezahlt war, nahm ich Abschied, und zog mich in mein Häuschen zurück, wo ich euch durch die Arbeit meiner Hände von dem Ertrage des kleinen Gärtchen nährte. Bey meinem Austritte aus dem Dienste suchte er mich dadurch zu necken, daß er mir die Schuldverschreibung nicht zurück gab. Der Himmel vergebe ihm alles! er kann mir damit nicht schaden; der Notar weiß es, daß ich den letzten Heller bezahlt habe.

Doch, liebes Suschen, sagte sie, traue diesem Manne nicht zu viel, er hat kein gutes Herz, und liebt seinen Nebenmenschen nicht.

Franz hörte diese Erzählung, obwohl er das Meiste davon schon vorher wußte, mit gespannter Aufmerksamkeit an. „Die liebe, gute Großmutter," sagte er, „wie hat sie sich ihr ganzes Leben hindurch um uns gekümmert, der liebe Gott lohne ihr's im andern Leben! Doch liebe Schwester, ich sehe bey allem dem nichts, was dir Kummer machen sollte. Wir haben unser Obdach, unser Gärtchen, und an mir soll es nicht fehlen, daß ich durch fleißiges Arbeiten mein tägliches Brod verdiene.

Wie lange wird uns, erwiederte Suschen, dieses unser Erbgut noch bleiben? Kränke dich nicht, lie-

der Bruder, aber du mußt es wissen: gestern war der Pächter Felsmann bey mir, zeigte mir die Schuldverschreibung der Großmutter, forderte die 200 Gulden, und drohte mit rauhen Worten, uns vom Hause zu jagen, wenn wir nicht Mittel fänden, sie zu bezahlen. Suschen fieng bitterlich zu weinen an.

Das wird er nicht können, fuhr Franz hastig auf, die Großmutter hat alles bezahlt; sie hat es dir und mir gesagt, nie ist eine Unwahrheit aus ihrem Munde gegangen, sie würde sich im Grabe noch der Lüge schämen.

Suschen. Das glaube ich wohl auch; wie werden wir es ihm aber beweisen können? Er hat die Schuldverschreibung in den Händen. Du weißt, wir sind arm, hier fremd, ohne Freunde und Verwandte, wer wird sich unser annehmen?

Franz. Laß es gut seyn, liebe Schwester, wir müssen uns selbst helfen. Ich kenne manche brave Frau, die täglich das Gemüse bey mir in der Stadt kauft; ich will eine derselben bitten, mich zum Stuhlrichter zu führen, unter dessen Gerichtsbarkeit Felsmanns Pachtgut und unser Häuschen steht; der wird gewiß Rath schaffen. Hilft er nicht, so gehe ich zu Felsmann selbst. Er wird gewiß erröthen, wenn ich fest behaupte, daß unsere Großmutter es uns beyden gesagt hat, daß sie die ganze Schuld bezahlt habe, und er wird von seiner Forderung abstehen.

So trösteten sich diese unschuldigen Geschöpfe, die immer das Beste von andern dachten, nahmen ihr mäßiges Abendbrod, und legten sich zu Bette. Des andern Tages mit dem früheſtem Morgen lud Franz seine Körbe voll Gemüse auf den Karren, spannte

das Pferd, das ihm, wie einem Bekannten auf das Wort gehorchte, ein, und fuhr in die Stadt.

Auf dem ganzen Wege dachte er nur an die Schuldverschreibung, und sagte alle Worte her, mit denen er seine Bitte dem Stuhlrichter vortragen wollte. Er hatte einen guten Markt, und traf auch eine gutmüthige Frau an, die ihm zu dem Stuhlrichter wies.

Dieser war ein ganz sorgenloser Mann, leichten Sinnes, der sich's gut geschehen ließ, und sich nicht zu eifrig um seine Amtsgeschäfte kümmerte. Er war eben aufgestanden, und rauchte ruhig, aus einer großen, reich mit Silber beschlagenen Pfeife, seinen Toback, als Franz sich bey ihm melden ließ.

„Was willst du, kleiner Bursche," fragte er den Knaben? Dieser den Hut unter dem Arme, näherte sich ihm ehrerbietig, und trug ihm in kindlicher Einfalt seine Angelegenheit vor.

„Ja, ja, der Herr Felsmann," erwiederte der Stuhlrichter, indem er die Asche aus seiner Pfeife klopfte; „er wird doch euch arme Waisen nicht um das Eurige bringen wollen? Hat eure Großmutter alles bezahlt, so kann er keine Schuldverschreibung mehr haben: das ist klar. Doch um ganz ins Reine zu kommen, will ich Herrn Felsmann kommen lassen, wir wollen sehen, wie weit er seine Forderung behaupten kann."

Umsonst entgegnete der Knabe, daß Felsmann immer auf seiner Forderung bestehen könne, weil er die Schuldverschreibung seiner Großmutter noch in seinen Händen habe; daß der Herr Stuhlrichter aber ihm und seiner Schwester gewiß glauben dürfe, daß

alles bezahlt sey, weil die selige Großmutter, die nie gelogen, es ihnen öfters gesagt hat. Der Stuhlrichter wendete ihm den Rücken, und hieß ihn fortgehen, indem er sagte, daß er seine Zeit auch für andere Leute brauche.

Dem Knaben traten da die Thränen in die Augen; er sah wohl ein, daß hier wenig zu hoffen wäre. Er ging zu seinem Karren, und trat traurig seinen Rückweg nach Hause an. Er lenkte aber zu dem Pächter Felsmann ein.

Felsmann saß eben an einem Tische, und trank ein Glas Wein mit einem Invaliden, der ein Holzbein hatte. Gewöhnlich wurde auf diesem Pachtgute Wein ausgeschenkt, und mehrere Leute aus der Stadt machten einen Abstecher dahin.

Franzens Besuch kam dem Pächter ganz unvermuthet. Du kommst vermuthlich von Tirnau, sagte er, setze dich her zu uns, und trinke dein Glas Wein mit uns.

Ich danke, Herr Felsmann, sagte der Knabe ganz kurz, ich will weder sitzen noch trinken, sondern nur mit ein Paar Worte Sie um etwas fragen. Warum wollen sie uns arme Waisen von Haus und Hof wegjagen? Haben Sie kein Gewissen? So handelt kein redlicher Mann!

Felsmann erröthete; bedenke Kleiner, sagte er, was du sprichst!

Franz. Ich wiederhole es noch einmahl, kein redlicher Mann sucht sich durch das Gut eines Waisen zu bereichern. Meine Großmutter war Ihnen nichts mehr schuldig, sie hat es mir und meiner Schwester oft gesagt, das Haus und Garten gehören

uns rechtmäßig zu; Sie begehen eine himmelschreyende Ungerechtigkeit, wenn sie uns unser Eigenthum entreißen.

Geh mir vom Leibe! sagte da der Pächter, blaß vor Schande, du bist mir zu jung, und zu unverständig als daß ich deine Worte übel aufnehmen sollte. Ich habe die Forderung schriftlich in den Händen; niemand kann sie mir streitig machen.

Franz wollte dagegen Manches einwenden; Felsmann aber drückte ihn zur Thür hinaus.

Der Invalid, welcher alles dieses aufmerksam angehört hatte, fragte den Pächter, wer dieser Knabe wäre. Der Pächter gab ihm kaum eine Antwort, und ging, um seine Verlegenheit zu verbergen, aus dem Zimmer. Der Soldat vermuthete, woran er wäre, leerte sein Glas, und gieng fort. Er wollte nicht länger in einem Hause bleiben, wo man, allem Anscheine nach, es mit Recht und Billigkeit nicht so genau nähme.

Als Franz nach Hause kam, traf er seine Schwester vor der Hausthür sitzend und weinend an. Sie zeigte ihm eine Vorforderung von dem Stuhlrichter, daß sie beyde am folgenden Tage vor Gericht zu erscheinen hätten.

Was haben wir denn zu fürchten, liebe Schwester, sagte Franz, daß du so weinest? Unser Gewissen hat uns nichts vorzuwerfen, was sollen wir wie Verbrecher zittern? Und ist der Pächter Felsmann so ehrvergessen, daß er uns unser Eigenthum entreißt, so haben wir ja gesunde Hände, und sind an Arbeit gewohnt. Ich vertraue auf den lieben Gott, der immer die Unschuld beschützet.

Die Nacht verstrich, und der Morgen brach an, Schwester und Bruder kleideten sich reinlich an, und machten sich auf den Weg nach der Stadt. Suschen getraute sich kaum aufzublicken, sie glaubte, alle Vorübergehenden sähen ihr es an der Stirne an, daß sie vor Gericht erscheinen müßte.

Der Stuhlrichter war ganz allein. Er empfieng sie beyde ziemlich freundlich und sagte: Meine lieben Kinder, ich habe den Pächter Felsmann rufen lassen, und ihn über eure Angelegenheit befragt. Er hat mir eine Schuldverschreibung von eurer Großmutter, Clara Schnalzer, vorgezeigt, und zwey Zeugen sind unterfertiget, welche die Richtigkeit der Schuld von 200 Gulden bestättigen. Da ihr Haus und Hof und ihre ganze Habe von ihr geerbt habet, so seyd ihr verpflichtet, diese Schuld zu bezahlen.

„Man hat Sie hintergangen, Herr Stuhlrichter, schrie Franz, das ist unmöglich, daß meine Großmutter etwas schuldig sey, sie hätte es uns gewiß noch am Sterbebette gesagt.“

Stuhlrichter. Wie, man sollte mich hintergangen haben?

„Nehmen Sie es nicht ungütig, Herr Stuhlrichter,“ fiel ihm Suschen hastig ins Wort, „mein Bruder ist noch ein Kind, das unbesonnen alles herausredet, was es denkt: doch so viel ist gewiß, daß unsere Großmutter es uns oft gesagt hat, daß sie diese Schuld an Herrn Felsmann bezahlt habe; beweisen können wir's freylich nicht. Wenn Sie aber den Ausspruch machen, daß wir noch seine Schuldner sind, so mag er uns die Hütte wegnehmen, denn das ist unmöglich, daß wir 200

Gulden bezahlen können.“ Sie fing zu weinen und zu schluchzen an.

„Mir thut es leid,“ sagte der Stuhlrichter, „daß ich nach den Gesetzen so sprechen muß. Gegen die Schuldverschreibung läßt sich nichts einwenden, die Unterschrift der Zeugen ist ächt. Ich kann euch nur anrathen, daß ihr den Pächter Felsmann durch gute Worte und Bitten zu bewegen sucht, euch leichte Zahlungsfristen festzusetzen. Bis jetzt besteht er darauf, entweder die Summe auf einmahl, oder das Häuschen zu haben.

Beyde kehrten höchst betrübt nach Hause zurück. Sie sahen wohl ein, daß sie durch Bitten bey dem hartherzigen Felsmann gar nichts bewirken würden. Es kränkte sie um so mehr, da sie gewiß wußten, daß ihnen Unrecht geschehe, und sie es doch nicht ändern konnten. In der größten Betrübniß tröstete sie der Gedanke, daß der allmächtige Gott ihr Helfer und Beschützer seyn werde.

Einige Tage darauf kam Pächter Felsmann mit dem Gerichtsdiener, um von dem Häuschen Besitz zu nehmen. Er räumte ihnen kurze Zeit ein, um ihre Kleidung und ihr Geräthe aus demselben zu schaffen. Bruder und Schwester fingen zu jammern und zu heulen an; sie verließen die Stube, fielen auf die Knie, streckten die Hände bittend gegen den Himmel aus, indem sie ausriefen: Vater im Himmel, erbarme dich über die Unschuld, sende uns einen Retter, sonst sind wir verloren!

„Hier ist er, euer Retter,“ sagte eine dumpfe Stimme, in einer kleinen Entfernung. Suschen und Franz wendeten sich um, und sahen einen

Mann auf sie zukommen. Thränen des Mitleides glänzten in seinem Auge, es war der Invalid mit dem Holzbeine.

„Arme Kinder," sagte er, „ich habe euch bethen und weinen gesehen; und ihr habt mir Thränen ausgepreßt."

„Komm Suschen," rief da Franz, indem er seine Schwester bey der Hand faßte, „fliehen wir diesen Mann, er ist des Pächters Freund, ich habe ihn bey demselben getroffen!"

„Nicht doch, liebe Kinder," entgegnete der Invalid, „ich sollte der Freund dieses Hartherzigen seyn! Nein, da kennt ihr Jakob Schnalzer nicht."

Bey diesem Nahmen stutzten die Kinder, denn ihr Vater hieß eben so, sie näherten sich zutraulich dem bärtigen Manne, und klagten ihm ihre Noth. Die Tyroler Mundart, welche beyde Kinder von ihrer Großmutter angenommen hatten, machte ihn neugierig: er fragte sie um ihr Vaterland, und ihre frühere Geschichte. Sie erzählten sie ihm kurz. Da fiel der Invalid beyden Kindern um den Hals. „Guter Gott!" rief er aus, „wie wunderbar schenkst du mir meine Kinder wieder! Mein Suschen! Mein Franz! Seht da euren Vater! Die tiefe Betrübniß der Kinder verwandelte sich schnell in die größte Freude. Sie hiengen sich an ihn, herzten und liebkoseten ihn, und wußten sich nicht zu fassen. Vater! lieber Vater! riefen sie, wir haben dich wieder gefunden.

Er erzählte ihnen, als sie sich von der ersten Freude des unerwarteten Wiedersehens erhohlt hatten, daß er das Bein bald nach dem Eindringen des Fein-

des in Tyrol verloren, daß er gefangen und in das Innere von Frankreich, so bald seine Wunde den Transport erlaubt hatte, geführt, und dort fünf Jahre als Kriegsgefangener gelebt habe, und erst nach geschlossenem Frieden ausgewechselt worden sey; daß er oft Briefe nach Hause geschrieben habe, ohne Antwort zu erhalten. Nur auf den letzten habe ihm das Gericht bedeutet, daß seine Gattin gestorben, die Großmutter aber mit seinen zwey Kindern nach Oesterreich ausgewandert sey. Alle Nachforschungen um ihren gegenwärtigen Aufenthalt wären fruchtlos gewesen. Bey dem Anblicke des Knaben in des Pächters Stube habe dessen Mundart in ihm den Gedanken erweckt, ob er nicht von Abkunft ein Tyroler, oder gar sein Sohn sey. In dieser Absicht habe er sich heute zu ihnen verfügt, und auf so wunderbare Art in ihnen seine Kinder gefunden.

Er wandte sich nun zum Pächter Felsmann, und suchte in dieser frohen Scene des Wiedersehens, welche gewiß das Herz eines jeden Fremden würde gerührt haben, ihn durch Bitten und gute Worte zu bewegen, daß er von seinen strengen Maasregeln abließe, und wenigstens die Besitznahme des Häuschen verschiebe, indem Schnalzer versprach, Mittel zu suchen, um seine Schuldforderung zu bezahlen. Der Pächter ließ sich nicht bewegen, und fuhr den braven Invaliden hart an. Dieser verbiß seinen Unmuth, und gieng mit verächtlichem Blicke fort.

Suschen und Franz packten nun alle ihre Habe auf den Karren, und fuhren mit ihrem Vater nach Tirnau. Sie verschmerzten jetzt gern Häuschen und Garten, weil sie ihren Vater gefunden hat-

ten. Sie kamen dort zu einer braven Frau ins Quartier.

Schnalzer war nun eifrig für das Wohl seiner Kinder besorgt. Die Verlegenheit des Pächters, als ihm Franz seine Ungerechtigkeit vorgeworfen, hatte schon damahls in ihm den Verdacht erregt, daß der Pächter ein Betrüger seyn könnte, und er sann nur auf Mittel, ihm die Maske abzuziehen.

Er zog genaue Erkundigungen von der Schuldverschreibung ein. Die zwey Zeugen, welche sie unterfertigt hatten, waren schon gestorben, aber der Notar lebte noch. Er war aber schon vor mehreren Jahren nach Peterwardein gezogen.

Jakob Schnalzer nahm Urlaub, und reisete zu ihm. Der Notar war ein rechtlicher und grundehrlicher Mann. Er gerieth in gerechten Zorn über Felsmann, und gab ein schriftliches Zeugniß, gleichlautend mit seinen Büchern von sich, daß Clara Schnalzer jene 200 Gulden in sechs Zahlungsfristen bey ihm erleget, er dieselben dem Pächter Felsmann eingehändiget, und darüber die Empfangsscheine in Händen habe, und daß ihr die Schuldverschreibung nach getilgter Schuld unrechtmäßig vorbehalten worden sey.

Mehr brauchte Schnalzer nicht. Er reisete mit dieser Schrift nach Tirnau zurück, und klagte den Pächter an. Dieser ward des Betruges überwiesen, und zur verdienten Strafe gezogen. Niemand trauete ihm mehr, niemand wollte mit ihm etwas zu thun haben. Um der allgemeinen Verachtung zu entgehen, verkaufte er Habe und Gut, und zog in eine ent-

fernte Gegend, wo man von seinem schlechten Streiche nichts wußte.

Suschen und Franz erhielten wieder ihr Häuschen und ihren Garten. Sie führten ihren Vater feyerlich in ihr Erbgut, das er ihnen erhalten hatte. Alle pflegen gemeinschaftlich den Garten, und leben von dessen Ertrage sparsam, aber zufrieden und vergnügt, und der Jahrestag des überraschenden Wiedersehens wird alljährlich mit freudigem Danke gegen Gott, der wunderbar die Schicksale der Menschen leitet, von Vater und Kindern gefeyert.

56.

Menschenretter.

Todes edle That (Jugend Bibl. I. Bd. 168.) erinnert an die ähnliche, zwei Jahr später geschehene, des englischen Kapitäns Richardson.

Ein Kauffahrtheischiff führend, wurde er am 25 März 1776 von einem heftigen Sturm an der Danziger Küste überfallen. Die ganze Nacht hatte er mit den tobenden Wellen gekämpft, und so beschädigt sein Schiff auch war, so erreichte es doch, mit Einsicht und Geschicklichkeit von ihm gelenkt, bei Anbruch des Tages glücklich den Hafen.

Aber nicht zufrieden, das Schiff gerettet zu haben, das seiner Führung anvertraut war, — auch ein anderes wollte er den Wellen entreissen, das er in gleicher Gefahr gesehen.

Erst ermunterte er dazu einen Kapitän, der mit seinem Schiffe schon vor Anker lag; sagte ihm, — sechzehn Menschenseelen harren auf dem Verdeck eines gestrandeten Schiffs auf Rettung, kommt die Rettung nicht bald, so sind 16 Menschenseelen unfehlbar verlohren. Eilen Sie! retten Sie!“ —

Aber der gefühllose Seemann, unbekannt mit der Seligkeit eines Menschen-Retters, schützte die Gefahr vor, und schlug es ab.

„Wohlan denn — sagte der edle Richardson, — wenn du die Gefahr fürchtest, so will ichs wagen, so müde ich bin; gieb mir nur deine Leute, denn die meinigen sind entkräftet von der nächtlichen Arbeit.“

Aber — wer sollte das glauben? — nicht einmal das wollte der Hartherzige, ja noch mehr, — nicht einmal seine Schaluppe wollte er dem edlen Richardson leihen; denn, sagte er, sie könnte ja zu Grunde gehen! — Dies hörend, sprang Richardson voll edeln Unwillens vom Schiffe und eilte zu seinen Leuten. — „Engländer — sagte er — Engländer, ich finde hier Menschen ohne Herz! zeiget ihr, daß ihr Menschen seyd, und kommt und helfet retten! —

Alle waren willig und bereit. Seine kleine Schaluppe wurde ausgesetzt, aber da sahe er erst, daß sie im Sturme die Ruder verlohren hatte. Mit Gewalt entriß er nun dem Hartherzigen die Ruder seines Schiffs, und gieng mit seinen Leuten ins Boot. — Muthig giengs durch die stürmenden Wellen mit dem kleinen Fahrzeug, glücklich kam er zu den Gestrandeten. Die Retter waren da, aber das Mittel der

Rettung reichte nicht hin; die kleine Schaluppe war viel zu schwach, um 16 Menschen auf einmal einzunehmen. Das schreckte ihn aber nicht ab. Er nahm ein, was das schwache Fahrzeug auf einmal tragen konnte, und dreimal ruderte er durch den Sturm, dreimal gab er sein Leben preis, und glücklich, zu seiner Freude, brachte er alle 16 an's Land. —

Es waren 16 Pohlen; denn das gestrandete Schiff gehörte nach Danzig. Der König von Polen, gerührt von der edlen That, ließ zum Andenken an dieselben eine goldene Ehrenmünze prägen, die von der Zeit an allen zum Lohn wurde, die sich als Freunde des Menschengeschlechts durch Thaten gezeigt hatten.

Dem edlen Kapitän Richardson wurde zuerst dies Ehrenzeichen in Beiseyn der Magistratspersonen und der in Danzig wohnenden Engländern feierlich überreicht.

Innhalts=Anzeige.

Seite

1) Großmuth 1
2) Edelsinn 4
3) Treue im Bekenntniß der christlichen Religion . 7
4) Thätiges Christenthum 10
5) Tillmann und seine Familie 12
6) Kornelia, die Mutter der Grachen . . 28
7) Kindliche Liebe und Treue 29
8) Kindesdank und Undank 31
9) Aufopfernde Geschwisterliebe 34
10) Geschwisterliebe 37
11) Der dankbare Sohn 40
12) Ein Schullehrer, wie sie alle seyn sollten . 45
13) Gotthard und seine Söhne 69
14) Bekehrung Glodwigs 80
15) Ein Vater der Waisen 85
16) Wunderbare Erhaltung zweier Brüder . . 90
17) Mildthätigkeit 94

Seite

18) Freude im Wohlthun 98
19) Der unbekannte Wohlthäter 100
20) Vergnügen im Wohlthun 106
21) Fürstengröße 108
22) Wohlthätigkeit auf dem Balle 112
23) Die braven Baiern 116
24) Mitleiden 117
25) Christliche Feindesliebe 123
26) Das wohlfeile Mittagessen 130
27) Eine sonderbare Zeche 131
28) Der kleine Wollhändler 133
29) Arbeitsamkeit und Berufstreue 138
30) Abukasem und sein Sklave 144
31) Zufriedenheit 149
32) Der Glückliche 154
33) Hoachtung und Dankbarkeit 159
34) Der Commandant und die Jäger in Hersfeld . 162
35) Die von Vaterlandsliebe beseelten Bürger . 164
36) Das Ehrenwort 171
37) Wahre Ehrliebe 177
38) Heilighaltung des Eides 179
39) Wahre Reue und Besserung 181
40) Merkwürdige Gespenster-Geschichte . . . 186
41) Offenherzigkeit 191
42) Unerschrockenheit 193
43) Der Spieler 194
44) Beherrschung des Zornes 197
45) Die edlen Feinde 199

Seite

46) Die polytechnische Krambude 206
47) Tobias Witt 221
48) Die Pantoffeln 227
49) Schlechter Gewinn 231
50) Untreue schlägt den eignen Herrn . . . 232
51) Der Barbierjunge von Segringen . . . 235
52) Eine merkwürdige Abbitte 237
53) Fritz und der Blinde 238
54) Der edle Krieger 247
55) Das überraschende Wiedersehen . . . 254
56) Menschenretter 270

Michael F

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hauber, Johann Michael, 1778-1843

Gemählde aus der Welt- und Menschen-Geschichte zur Veredlung des Herzens
mit 1 Kupfer

München 1819

Paed.pr. 1693-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760057-6